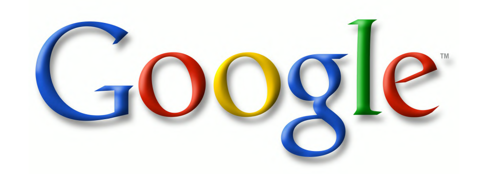






Archiv

für

die homöopathische Heilkunst.

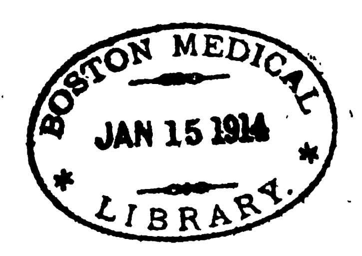
Herausgegeben

von

einem Vereine deutscher Aerzte.

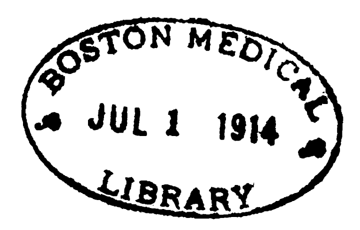
Zweiter Band. Erstes Heft.

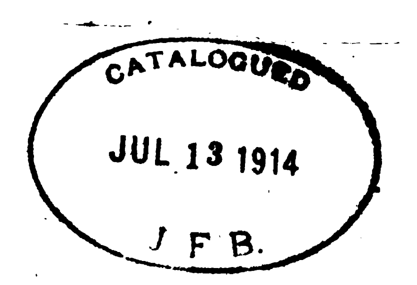
Leipzig, 1823.
Bei Carl Heinrich Reclam.



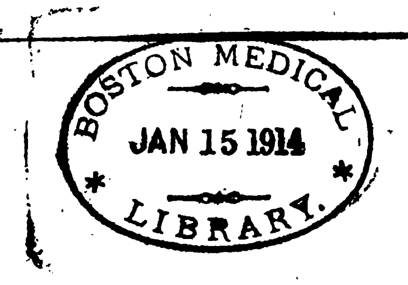
Tut, man! — one fire burns out another's burning,
One pain is lessen'd by another's anguish;
Turn giddy, and be help'd by backward turning;
One desperate grief cures with another's languish;
Take thou some new infection to the eye,
And the rank poison of the old will die.

Shakespeare, Romeo and Julia I. 5.





Inhalt



Ueber Diätetik im Geiste und nach den Bedürfnissen der homöopathischen Heilkunst.
Von D. Ernst Stapf.

(Beschluß.)

Gesundheit ist die Frucht naturgesetzlich geführten Lebens; ihre Erhaltung wird dadurch eben so bedingt, als ihre Wiederherstellung. Jene wird durch treues Beharren an den ewigen Naturgesetzen, diese durch verständiges und kräftiges Zurückführen zu ihnen erlangt. Ein Gesetz gilt in dieser Hinsicht für Gesunde, wie für Kranke: das Gesetz der Natur, welchem beide gleich unterworfen sind. Das erste und unerläßlichste Erforderniß zur Wiederherstellung der verlorenen Gesundheit ist also Rückkehr zur Natur, deren Beleidigung größtentheils die Veranlassung zur Entstehung der Krankheit war. Dieß geschieht durch verständige Vertauschung der bisherigen naturgesetzwidrigen Einwirkungen und Verhältnisse mit naturgemäßen, deren Entziehung die Krankheit nicht selten eben so veranlaßt, als das Einwirken jener *). Diese Zurückführung der

*) Anmerk. So schadet sich, wer, wie es gewöhnlich geschieht, bei'm Gebrauche geistiger und arzneilicher Getränke, z. B.

Kranken zur Natur durch naturgesetzliches Ordnen seiner Lebensweise ist der erste Akt des Heilgeschäftes und von dem zweiten, der Anwendung der Arzneien, wesentlich verschieden. Hier handelt sichs um Abwendung alles Arzneilichen (Pathogenetischen) und um Anwendung dessen, was die Natur überhaupt zur Erhaltung der Gesundheit bestimmt hat; dort gilt es, aus der unermeßlichen Menge arzneilicher (pathogenetischer) Potenzen, nach ewigen, wohlbegründeten Gesetzen, diejenigen zu wählen und zweckmäßig anzuwenden, welche, diesen Gesetzen zu Folge, die Krankheit in Gesundheit umzuwandeln im Stande sind — Diätetik und Medizin. — Aber die Anwendung der Lehren der erstern muß der Ausübung der letztern immerdar vorangehen und sie begleiten, wenn sie mit Erfolg sich bethätigen soll.

Die Diätetik für Kranke, als die Wissenschaft, das vom naturgesetzlichen Wege Verirrte auf ihn zurückzuführen, beschäftiget sich

Erstens: mit der Beseitigung aller naturwidrigen Verhältnisse, denen der Kranke bisher ausgesetzt gewesen ist, und welche seine Krankheit erzeugt haben und unterhalten; —

Zweitens: mit Herbeiführung der naturgemäßen Verhältnisse, denen der Kranke bisher entzogen gewesen war, und deren Entziehung ebenfalls nicht wenig zur Entstehung und Ausbildung beigetragen hatte.

des Kaffees, Thees, verschiedener Liqueure, u. s. w., weniger Reinnährendes genießt, doppelt; theils durch vermehrte Konsumzion, theils durch zugleich stattfindenden Mangel an Restaurazion.

Das Erste wird zur Heilung der Krankheit unerläßlich nöthig

Erstens: damit der Organismus seine pathologischen Prozesse ungestört entwickele und die Krankheit nicht durch fremdartige — allöpathische — Einwirkungen verändert oder vermehrt werde, und der beobachtende Arzt sie in ihrer reinen, unveränderten Urgestalt erkennen möge;

Zweitens: damit die angemessenen (naturgesetzlichen) Heilmittel in ihrer Wirkung durch andersartige arzneiliche Einwirkungen nicht beeinträchtiget, gestört oder gar aufgehoben werden.

Das Zweite ist unerläßliches Bedingniß zur Heilung, damit der Organismus das empfange, was überhaupt zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich ist, und in Verhältnisse trete, wie sie beschaffen seyn müssen, seine Integrität zu erhalten.

Die Basis der Beurtheilung und Bestimmung dessen, was als naturwidrig, was als naturgemäß zu betrachten, was also zu entfernen, was herbeizuführen ist, haben wir bereits zu Anfang dieser Betrachtungen (s. Arch. f. d. hom. Heilk. I. Bd. 3. Heft, S. 121, 122.) sattsam bezeichnet; sie ist zugleich das vorzüglichste Unterscheidungszeichen zwischen der Diätetik im Geiste der homöopathischen Heillehre und der Diätetik im Geiste anderer ärztlicher Systeme.

Haben wir im ersten Abschnitte dieser Betrachtungen, als die Rede davon war, was die Natur zur Erhaltung der vorhandenen Gesundheit — Diätetik für Gesunde — gebietet, wiewohl nur im Allgemeinen, gesehen und uns überzeugt, daß, um hiermit anzufangen, unter den un-

zähligen gebräuchlichen Nahrungsmitteln und Getränken, streng genommen, nur diejenigen naturgemäß und daher zum diätetischen Gebrauche zulässig sind, welche, ohne im mindesten nebenbei arzneilich (pathogonetisch) zu wirken, blos rein nähren und rein Durst löschen, alles andre hingegen, was mehr oder weniger in die Kategorie des Arzneilichen gehört, als naturwidrig und pathogenetisch zu entfernen ist; so gilt dieß für Kranke in noch viel höherem Grade. Denn hier, in einem Zustande höherer, oft außerordentlich erhöheter Reizbarkeit und Empfänglichkeit, werden naturwidrige Einwirkungen jeder Art weit lebhafter und von weit nachtheiligeren Folgen begleitet, empfunden, als in dem kräftigen, normalen. Konnten daher dort einige wohlbedingte Ausnahmen von dem allgemeinen und strengen Gesetze gestattet werden (z. B. seltener und mäßiger Genuß gewisser mehr oder weniger stark wirkender arzneilicher, von der Kraft des Organismus bisweilen leicht zu überwindender Substanzen), so kann dieß, aus dem oben angeführten Grunde, hier auf keine Weise statt finden, die Diätetik muß vielmehr alles Ernstes auf ihre unbedingte Entfernung vom Kranken dringen. Es kann hier nicht zur Entschuldigung ihrer diätetischen Anwendung dienen, daß ja die Kraft der Natur nach kürzerem oder längerem Kampfe sie unschädlich mache; denn eben dieser Kampf ist es ja, welcher theils die in Krankheiten so hoch zu achtende Kraft des Organismus unnöthigerweise erschöpft und vergeudet, theils seine Erscheinungen — Arzneikrankheitssymptome — mit denen der ursprünglichen Krankheit vermischt, ihre Physiognomie vielfach verändert, ja oft ganz unkenntlich macht und überdem die Wirkung

der wahren Heilmittel beeinträchtiget, schwächt, oft genug ganz vernichtet. Auch ist in diesem Falle die Zeit zu kostbar, um sie auf Dinge zu verwenden, die keinesweges zum Heilen gehören, welche vielmehr das Heilgeschäft aufs gewisseste beeinträchtigen.

In Folge dieser Ansichten, so wie des oben ausgesprochenen obersten Gesetzes aller Diätetik, und nach den wohlbegründeten Erfahrungen über die positiven (pathogenetischen) Wirkungen der verschiedenen mit Unrecht in den Kreis der diätetischen Stoffe gezogenen Genüsse, wie sie auf den gesunden (also auch kranken) Organismus reagiren, müssen wir, wie schon früher in Bezug auf den gesunden, so gegenwärtig ganz besonders in Hinsicht auf den kranken Organismus, zu den naturwidrigen, also unzulässigen Substanzen, unter vielen andern, hauptsächlich folgende zählen: Wein und alle Weingeist enthaltenden Getränke; daher Branntwein, Liqueure aller Art, Punsch, Bischoff u. d. m.; Kaffee, Thee jeder Art, chinesischer, so wie die sogenannten Kräuterthee aus Ehrenpreiß, Melisse, Flieder, Chamille, Schaafgarbe, Münze u. v. a. m.; Gewürze und mit Gewürzen bereitete Speisen und Getränke aller Art, z. B. hochgewürzte Chokolade, im Geist des sogenannten haut gout bereitete pikante Saucen, Konfituren u. s. w.; arzneiliche Vegetabilien, welche zur Schärfung des Geschmacks häufig angewendet werden, z. B. Petersilie, Meerrettig, Sellerie, Rettig, Zwiebeln, Knoblauch, Pilze, verschiedene arzneiliche Suppenkräuter, mit allerhand Kräutern verfälschte Biere (s. Arch. f. d. hom. Heilk. I. Bd. 3. Heft, S. 120 Anmerk.) und Essige; in gewissem Betrachte jedes Saure, namentlich Zitronensäure

und die sie enthaltenden Beeren, so wie mit ihr bereitete Limonade. Ferner gehören hierher mit arzneilichen Eigenschaften begabte Fleischarten, z. B. Schweine-, Gänse-, Enten-, allzu junges Kalbfleisch, gewisse Fische; alter Käse, unreifes Obst, z. B. nicht vollständig gereifte Kartoffeln; übermäßiger Zucker-, Salz- und Essiggenuß; zu stark geröstete Butter und Fettigkeiten und die damit geschwängerten Speisen, Backwerke; nicht gehörig ausgegohrene und ausgebackene Mehlspeisen. Nicht minder fallen in diese Klasse die Unzahl meist arzneilicher Zahnpulver, Zahntinkturen und Zahnlatwergen, deren man sich fälschlich zum diätetischen Gebrauche zu bedienen pflegt; die vielfachen, aus Alkohol, ätherischen Oelen, Moschus, Ambra und andern dergleichen hocharzneilichen Substanzen bestehenden Parfümerien, Riech- und Waschwasser, wohlriechende Pomaden und Seifen, Potpourri, Rauch- und Schnupftabak, Schminke u. s. w.; endlich alle jene so häufig und täglich gemißbrauchten Medikamente, denen man eine absolute Wohlthätigkeit, thöricht genug, zutraut, z. B. Magentropfen, gewisse Salben, Pfeffermünzkügelchen, liquor anodynus, kandirte Gewürze, z. B. Ingwer, Kalmus; arzneiliche Lavements, Kräuter- und andere, zu warme und oder zu kalte, zu häufig und unzeitig genommene Bäder, Mineralwasser u. s. w. — mit einem Worte, alles Arzneiliche ohne Ausnahme.

Die hier genannten einfachen und zusammengesetzten Substanzen entsprechen sämmtlich dem ersten und unerläßlichsten Gesetze vernünftiger Diätetik — „entferne alles Naturwidrige, das normale Befinden krankhaft Verändernde, von dem Gesunden, und den Kranken führe zur

Natur zurück" — keineswegs, sie sind ohne Ausnahme mehr oder weniger krankheiterregend, und dem bereits Erkrankten doppelt nachtheilig, da es eine unumstößliche Wahrheit ist, daß alles Arzneiliche, was zu der zu heilenden Krankheit nicht in naturgesetzlicher Heilbeziehung steht, sie also auch nicht heilen kann, in mehr als einer Rücksicht schadet.

Daher kann die homöopathische Heilkunst, welche sich eifrigst bestrebt, unter der großen Anzahl der arzneilichen Potenzen nach naturgesetzlichen Gründen diejenige auszuwählen, welche mit der gegebenen Krankheit in der innigsten und nächsten (spezifischen) Heilverwandtschaft steht, ihren Kranken den Genuß dieser Dinge auf keine Weise gestatten, sie muß vielmehr alles mögliche thun, sie auf's strengste von ihnen zu entfernen und an ihre Stelle angemessene Nahrungsmittel und Getränke zu setzen. Eine nähere Beleuchtung der Eigenthümlichkeiten dieser Substanzen wird die Motive ihrer Handlungsweise hoffentlich rechtfertigen.

Wein und weingeistige Getränke aller Art sind dem Kranken, mit wenigen Ausnahmen, unbedingt schädlich; dem akuten, wie dem chronischen. Zu glauben, diese Getränke seyen Stärkungsmittel, ist ein gewaltiger Irrthum; gerade das Gegentheil. Sie erregen anfangs die nervöse und arterielle Thätigkeit zu erhöhetem Leben und bewirken daher in den verschiedenen Sphären desselben ein gewisses angenehmes Gefühl, welches man fälschlich mit dem Namen Stärke bezeichnet. Dieses angenehme Gefühl erhöheten Nerven- und Arterienlebens, welches uns bald nach ihrem Genusse beschleicht, ist jedoch eben so

gewiß krankhaft, als die späterhin eben so gewiß erfolgende Abspannung der vorher überreizten Organe, und diese Abspannung wird um so beträchtlicher seyn, je bedeutender die frühere Aufregung war, indem, nach den Gesetzen des organischen Lebens, auf jede künstliche Ueberreizung unausbleiblich das Gegentheil folgt. Wenn nun der Wein und alles ihm Verwandte den Organismus offenbar krankhaft verändert, so muß er auch den Gang der schon vorhandenen Krankheiten modifiziren, ihre wahre Gestalt mehr oder weniger unkenntlich machen und so die Leiden ohnfehlbar vermehren. Die homöopathische Heilkunst, gewohnt die Dinge ihrer wahren Beschaffenheit nach und in ihrem ganzen Umfange zu berücksichtigen, kann hier ohnmöglich beliebige Ausnahmen statuiren. Sie kann sich nie veranlaßt finden, in sogenannten asthenischen Fiebern, bei Rekonvaleszenten, bei allgemeiner Schwäche oder bei muthmaaßlicher Asthenie einzelner Organe, z. B. bei Magenschwäche, Magenkrämpfen, Schwindel, Gedächtnißschwäche, Zittern, Lähmungen, u. s. w. von diesen geistigen Getränken diätetischen (oder medikamentösen) Gebrauch zu machen. Wie wenig reelle Hülfe sie in diesen durch Abspannung und Schwäche der Thätigkeiten des ganzen Organismus oder einzelner Organe desselben bedingten Krankheiten bringen, lehrt die Erfahrung; sie heilen sie fast nie, sie verschlimmern sie in Wahrheit jederzeit *). Die homöopathische Heilkunst bedient sich in die-

*) Anm. Günstigen Erfolg kann der diätetisch-medikamentöse Gebrauch dieser weingeistigen Reize in diesen Krankheitsformen auch nicht gewähren, da hier das Verhältniß des

sen Fällen ganz anderer, als jener palliativen Reizmittel, und kann daher auch ihren diätetischen Nebengebrauch auf keine Weise billigen und gestatten, sie muß vielmehr auf ihre Entfernung dringen, um die dadurch theils erregten,

---

„contraria contrariis", worauf alle Palliazion der Leiden, nicht aber ihre gründliche Heilung beruhet, statt findet. Die traurigsten und nicht eben seltenen Beispiele dienen zum Beleg und bezeugen die große Schädlichkeit der palliativen Anwendung der diätetisch-arzneilichen Potenzen. Mancher treffliche Mann von hoher Sittlichkeit und moralischer Kraft sank durch sie auf die niedrigste Stufe des Daseyns herab; mancher feste Körper wurde durch sie zerrüttet. Er litt z. B. an Magenkrämpfen, schmerzhaften Magenbeschwerden, es wurde ihm dabei schwer zu denken, zu arbeiten. Angemessene Lebensweise und die dem individuellen Falle genau entsprechende Arznei hätten das Uebel wahrscheinlich schnell und dauerhaft beseitiget. Die Lebensweise wird wenig, am wenigsten zweckmäßig geändert; man wendet mehrere, oft sehr viele und starke, nur nicht die rechten, naturgesetzlichen Arzneimittel an; wie natürlich, ohne Erfolg. Die Leiden des Kranken mehren sich, er wird ungeduldig; der Arzt, selbst in Verlegenheit, was weiter zu thun, rathet ihm, bei beginnendem Anfalle Kaffee, Wein, Rum, Liqueur, Bischoff, u. s. w. zu trinken. Ungern schreitet der sonst so mäßig und einfach lebende Kranke zu diesen Mitteln, aber der Schmerz überwindet die Abneigung. Er genießt davon; es ist ja der Rath des wohlmeinenden Arztes, und siehe! die unangenehmsten Gefühle schweigen, er findet sich erleichtert, sogar geistig freier, aufgelegter. Er segnet nun den Rath des trefflichen Arztes und befolgt ihn getreulich. Die Anfälle kehren aber zurück, ja sie kommen öfterer und heftiger. Er achtet es nicht, schiebts auf irgend einen eingebildeten Umstand und greift fest vertrauend zu dem göttlichen Palliativ. Jetzt bedarf er schon weit größerer Mengen desselben, um die ungestümen Mahnungen der immer dringender werdenden Krankheit zu befriedigen; es wird ihm nun Gewohnheit, Bedürfniß, was er anfangs nur nothgedrungen und in

theils palliirten, aber wesentlich verschlimmerten Uebel gründlich heilen zu können. Es ist ein gewaltiger Unterschied zwischen Reizung und Stärkung; jene ist vorübergehend, diese dauernd, jene Palliazion, diese Heilung; jene wird durch konsumirende, diese durch restaurirende und in naturgesetzlicher Heilbeziehung zu der gegebenen Krankheit in ihrer Totalität stehende, rein-diätetische und arzneiliche Substanzen herbeigeführt. Nur das Mittel, welches die Krankheit in ihrer Totalität zu beseitigen vermag und auf diese Weise die gebundenen, disharmonischen Thätigkeiten und Kräfte befreiet und in's normale Gleichgewicht setzt, hebt zugleich die Schwäche *); demnächst angemessene

---

kleinen Mengen genoß; durch stets erneuete und erhöhete Gaben muß er beide, die ursprüngliche und die angekünstelte Krankheit palliativ beschwichtigen, beide beherrschen nun verderbend Geist und Körper. Von nie schweigenden Mißgefühlen gepeiniget und in seinem Innersten zerrüttet, zieht jetzt der Körper den sonst so edeln und starken Geist in sein Verderben, und dieser, der alten Kraft ermangelnd, ohne Energie und Freiheit, folgt unaufhaltsam. Das ursprünglich kleine Uebel ist auch jetzt noch nicht geheilt, ist vielmehr zu ungeheurer Größe herangewachsen, und der edelste Bau, ein früher körperlich und geistig gesunder Mensch, durch unangemessenen, wiewohl nicht selten auf ärztlichen Rath unternommenen Mißbrauch dieser Palliative in seinen innersten Tiefen zerrüttet. Zeigen sich die nachtheiligen Folgen des palliativen Mißbrauchs geistiger Getränke auch nicht in allen Fällen in dieser Höhe der Entwickelung, so nähern sie sich doch dem hier aufgestellten Bilde sämmtlich mehr oder weniger.

*) Daher das Lächerliche des Streits über die stärkende oder schwächende Natur eines Arzneikörpers, wie er z. B. hinsichtlich des Opiums, des Kalomels, der China u. m. a. geführt worden ist. Jeder Arzneistoff kann, naturgesetzlich angewendet, ein Stärkungsmittel werden.

Nahrungsmittel und naturgemäße Lebensweise, freie Luft, Bewegung u. s. w.

Allerdings giebt es Fälle, in welchen sich die homöopathische Heilkunst des Weins (Weingeistes) in Krankheiten bedienen mag. Wo nämlich, wie bisweilen in gewissen Fiebern zu geschehen pflegt, der Krankheitszustand so gestaltet ist, daß die primären Wirkungen des Weines mit ihm in homöopathischer Heilbeziehung stehen, da wird ihn die Kunst als wirkliches Heilmittel razionell anzuwenden nie unterlassen, jedoch nimmermehr nach palliativen Indikazionen, wie es anderweit geschieht, nie zum diätetischen Gebrauche, nie in größeren Gaben, nie neben andern Arzneien. Sie wird vielmehr genau die Zeit bestimmen, wenn er das Seine heilend gethan hat, und dann eben so wenig weitern Gebrauch von ihm machen, als von irgend einem andern Arzneistoffe, welcher gehörig ausgewirkt hat. Bei alledem ereignet es sich, namentlich in akuten Krankheiten, nicht ganz selten, daß der Kranke eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Wein (wie nach manchen andern arzneilichen Substanzen) bekömmt; hier achtet die homöopathische Heilkunst dieses Sehnen als Stimme der Natur, und reicht dem Kranken das Verlangte. Es versteht sich von selbst, daß dieses Verlangen rein aus seinem Innern kommen muß, und nicht die Folge alter Vorurtheile oder wohl gar fremder Einflüsterungen seyn darf, was der feinere Menschenkenner leicht zu unterscheiden wissen wird.

Eben so vermeidet die Kunst, Personen, welche längere Zeit hindurch an Wein und weingeistige Getränke gewöhnt waren, selbige mit Einemmal plötzlich zu entziehen. Denn wie es ihr wohl bekannt ist, daß die Natur nie plötzliche

Veränderungen gefahrlos erträgt, sondern nur allmählige Uebergänge liebt, so ist es ihr Gesetz, durch allmählige Entziehung des Schädlichen den Organismus davon zu entwöhnen und der Natur immer mehr Platz zu machen, ihr altes heiliges Recht zu behaupten. Ja es giebt einige, wiewohl seltene Fälle, wo sie sich veranlaßt findet, eben der langen, zur andern Natur gewordenen, mit dem, wenn auch krankhaften, Bestehen des Organismus innig zusammenhängenden Angewöhnung wegen, diese Getränke, selbst während des wirklichen Arzneigebrauchs, wiewohl mit zweckmäßiger Einschränkung, fortgenießen zu lassen; da sie im Gegentheil gewöhnlich dann erst Arzneien zu reichen für dienlich erachtet, wenn die Entwöhnung vollständig geschehen ist. Was so eben von der allmähligen Entwöhnung vom Wein und weingeistigen Getränken gesagt worden ist, das gilt auch von fast allen andern arzneilichen, zur Gewohnheit und zum Bedürfniß gewordenen Genüssen, z. B. Kaffee, Thee u. s. w.

Noch weniger zulässig für Kranke ist der diätetische und diätetisch-medikamentöse Genuß des Kaffees. Seine Kraft, das Befinden des Organismus eigenthümlich pathogenetisch umzugestalten, ist hinreichend bekannt und ihm somit seine Stelle unter den reinen Arzneistoffen angewiesen, da ihm durchaus alle Kriterien eines zum diätetischen Gebrauche sich eignenden Stoffes gänzlich fehlen. Ohne im mindesten zu nähren, befördert er vielmehr die Konsumzion auf mehr als eine Weise, theils durch zu reichliche und zu schnelle von ihm bewerkstelligte Ab- und Aussonderungen, theils durch die künstliche Erhöhung des Lebensprozesses im Allgemeinen, welche wir nach seinem

Genüsse wahrnehmen. Aber eben jene ihm eigenthümlichen Wirkungen sind so geartet, daß sie, ohne sorgfältigere Erörterung und Würdigung derselben und ihres tiefern Zusammenhanges mit dem organischen Leben, und ohne gehörige Kenntniß und Beachtung der obersten diätetischen Gesetze, auf den ersten Blick das Urtheil über ihn wohl bestechen mögen. Denn wenn er, gleich dem Weine, obwohl unter mannichfachen Modifikazionen, in seiner ziemlich schnell vorübergehenden Erstwirkung in fast allen Sphären des Organismus erhöhetes Leben, und daher unvollständige Verdauung und vorschnelle Absonderung des Stuhlgangs und Harns, eine über den ganzen Körper verbreitete angenehme Wärme, übergroße Munterkeit und Aufgeregtheit der körperlichen und geistigen Thätigkeiten zu bewirken im Stande ist, so scheint er sich eben durch diese Eigenschaften zum öfteren Genusse zu empfehlen, da ja der Mensch durch künstliche Mittel ein künstliches, wenn auch krankhaftes und schnell verrauschendes Wohlbehagen so sehr sich zu bereiten liebt. Wie er dadurch nun dem Gesunden zur Erlangung einer vermeintlich höhern Gesundheit ein willkommenes Mittel wird, so greift der Kranke nicht minder begierig nach ihm, indem er, eben jener Eigenthümlichkeit wegen, ganz geeignet ist, die unangenehmsten Gefühle mannichfacher Art zu beschwichtigen und an deren Stelle auf kurze Zeit ein künstliches Wohlgefühl herbeizuzaubern. Es ist wahr, dem an mangelnder, träger Verdauung Leidenden bringt er ein angenehmes Gefühl frischen Lebens in die schlaffen Verdauungswerkzeuge; dem mit seltenem und schwerem Stuhlgange Geplagten gewährt er, durch Beförderung der

Ausleerung, Erleichterung; so verschwinden nach seinem Genusse Magenkrämpfe, Unterleibsschmerzen, Kopfweh und Beschwerden mancher Art oft plötzlich, wenn auch nur auf eine oder wenige Stunden. Du bist abgespannt, schläfrig, träge, frostig; der Kaffee ermuntert und erwärmt dich und die Arbeit geht leicht von Statten; ja er macht dich sogar fähig, dem dringensten und unverweigerlichsten Bedürfnisse des Körpers und des Geistes, dem naturgemäßen Nachtschlafe, zu entsagen.

Hierauf gründet sich die so häufig gemißbrauchte diätetisch-medikamentöse Anwendung dieses so äußerst wirksamen, zu weit höhern und reell wohlthätigeren Zwecken bestimmten Pflanzenkörpers. Nur Schade, daß jene Exaltazion und jenes Wohlseyn nur allzuschnell vorübergehend sind, und ihnen gar bald gerade das Gegentheil, Abspannung, Mißbehagen, kurz ein Zustand, ganz so, wie der war, zu dessen Bekämpfung der Kaffee genossen wurde, auf dem Fuße folgt. Nur Schade, daß der kranke Organismus sich nicht von opponirten Gegensätzen — contraria contrariis — dauernd umstimmen und zu reeller Gesundheit zurückführen läßt, sondern, nach Beendigung der palliativ-lindernden Erstwirkung der Arzneien, nur um so kränker, ja dauernd (chronisch) kränker wird, je stärker und je häufiger jene auf ihn eingestürmt haben. Nun treten die oft langedauernden Nachwirkungen hervor und vermischen sich mit den nicht geheilten ursprünglichen Krankheitserscheinungen. Und gerade bei'm Kaffee ist die Nachwirkung besonders verderblich für den ganzen Organismus, und zieht, wie die höchsten, so die niedrigsten Organe, z. B. Gehirn und Nerven, Arterien, Venen,

Schleimhäute, Knochen u. a. in ihren Kreis. Daher als Nachwirkung jene Stumpfheit des Geistes, jene Schläfrigkeit; daher jene Frostigkeit und Erschlaffung; daher jene eigenthümliche Verderbniß der Knochen, welche sich am häufigsten in dem, so oft in Folge des längere Zeit fortgesetzten Kaffeegenusses, entstehenden Knochenfraße der Zähne und dem damit verbundenen überaus empfindlichen Zahnweh, so wie, besonders bei Kindern, in einigen, eigen gearteten Knochengeschwülsten, offenbart; daher jener schlimme Scheidefluß, welchen wir vorzugsweise bei fast allen Kaffeetrinkerinnen beobachten.

Bedächte und würdigte man diese unumstößliche, aus genauer Beobachtung der Natur abstrahirte Wahrheit, so würde man wohl erkennen, wie nichtsnützig, ja wie verderblich sein diätetischer oder diätetisch-medikamentöser Gebrauch in allen den Fällen seyn müsse, in welchen man ihn so häufig nicht nur gestattet, sondern auch sogar dringend empfiehlt; man würde aufhören, bei sogenannter Magen und Nervenschwäche, bei Hartleibigkeit, Unverdaulichkeit, Abspannung des Geistes und Körpers, Frostigkeit u. s. w., seinen Genuß zu erlauben, da er keines dieser und ähnlicher Uebel jemals gründlich beseitiget, sie meistens bedeutend verschlimmert hat, und seiner Natur und den Gesetzen des Organismus zu Folge verschlimmern mußte; man würde überhaupt bei Behandlung der Krankheiten weit strenger auf seine Entfernung dringen, als es, leider! gewöhnlich geschieht. Ein Arzneistoff von so verschiedener pathogenetischer Wirkung, wie der Kaffee, kann keineswegs ohne sehr bedeutende dadurch bewerkstel-

ligte Veränderungen im Verlaufe und der Gestalt der Krankheiten von Kranken genossen werden; er muß ihrer Erkenntniß, so wie ihrer Heilung durch Hülfe der Natur sowohl als auch ächter Kunst, mächtig entgegen treten, indem er da, wo er nicht reell zu heilen vermag, seine Vor- und Nachwirkungen zu der ungeheilten Krankheit hinzufügt, sie also wesentlich vermehrt und überdem die Energie des Organismus unnütz erschöpft. Aus diesen Betrachtungen gehet hervor, daß der Genuß des Kaffees, als eines sehr stark wirkenden Arzneistoffes, in keinem Krankheitsfalle als gleichgültig, in den meisten als schädlich und verderblich zu erachten ist.

Erkennen wir nun in ihm die reiche Quelle vielfacher Krankheiten, so müssen wir uns zugleich überzeugen, daß sein Fortgebrauch sie nicht allein vermehren, sondern auch, trotz der Anwendung der angemessensten Heilmittel, ihre Heilung ohnmöglich machen muß. Wer nicht aus dem Regen geht, wird, bei allem Abtrocknen, nie trocken werden.

Hieraus ergiebt sich nun zur Genüge, wie wohlbegründet das Verdammungsurtheil ist, welches die homöopathische Heilkunst über den diätetischen und diätetisch-medikamentösen Gebrauch des Kaffees bei (Gesunden und bei) Kranken auszusprechen sich genöthiget sieht, und man wird nach diesen Erörterungen ihre entschiedene Abneigung gegen seinen Mißbrauch nicht mehr für eine Sonderbarkeit und für übertrieben halten, vielmehr in der Bestimmtheit und Beharrlichkeit, womit sie ihn zu entfernen strebt, einen redenden Beweis finden, wie klar sie sich der Motive ihrer Handlungsweise bewußt, wie sehr sie von dem, was sie

behauptet, vernunft- und erfahrungsmäßig überzeugt ist. Es ist unbegreiflich, wie man seinen diätetischen Nebengebrauch bei Krankheitsbehandlungen so leichten Muthes gestatten konnte. Fast möchte man voraussetzen, man habe seine, so stark hervortretenden, pathogenetischen Wirkungen ganz übersehen, oder sie für so wenig bedeutend, ja wohl gar für so allgemein wohlthätig gehalten, um sie keiner weitern Beachtung zu würdigen. Vielleicht auch hielt man es für unzweideutig, da, wo man nun einmal Gemische aus den verschiedenartigsten Arzneisubstanzen beliebte, den Kaffee als fünfte, siebente, neunte, eilfte, zwölfte in der kunstreichen Mixtur, wohl gar als willkommenes adjuvans, nebenbei brauchen zu lassen, und es mag allerdings bei solchem Verfahren sein diätetischer Gebrauch dem Heilgeschäfte weit weniger hinderlich gewesen seyn, als da, wo es der Diätetik auf die sorgfältigste Entfernung alles Pathogenetischen und auf Zurückführung zur Natur, der eigentlichen Heilkunst aber auf die gewissenhafteste Wahl des dem vorliegenden Krankheitsfalle naturgesetzlich angemessensten, einfachen und in der feinsten Gabe zu reichenden Arzneistoffes ankömmt. Kein verständiger Arzt wird es für zweckmäßig halten, neben seinen wohlgewählten Heilmitteln eine andere wirksame Arznei zu gebrauchen; und so verzeihe man es der Homöopathie, wenn sie, den Kaffee für eine der kräftigsten und wirksamsten Arzneien erachtend, seinen diätetischen und diätetisch-medikamentösen (palliativen) Gebrauch und Nebengebrauch als gänzlich unverträglich mit ihrem Wesen erklärt und ihn mit aller Kraft zu entfernen strebt, wozu sie, außer den bereits angeführten, noch einige wichtige, in der

Folge dieser Betrachtungen zu erörternde Gründe bestimmen und berechtigen.

Die Bestimmung der naturgesetzlichen Anwendung des Kaffees als wirklichen Heilmittels gehört nicht in diese der Diätetik vorzugsweise gewidmeten Blätter. Er gehört, am rechten Orte und in der gehörigen Gabe, unter die wohlthätigsten, von keinem andern zu ersetzenden Heilmittel. Zu diesem Zwecke ihn anzuwenden, ist die Pflicht des wahren Arztes; dazu hat ihn die ewige Weisheit erschaffen.

Unter die reinarzneilichen und daher für Kranke fast unbedingt unzulässigen, sogenannten diätischen Genüsse gehört ferner der Thee in allen seinen vielfachen Arten. Der chinesische Thee ist stark arzneilich, wie dieß bei seiner ungewohnten Subjekten deutlich wahrzunehmen ist, welche jedesmal nach seinem Genusse sich sehr übel befinden, zum sichern Zeichen seiner krankmachenden Eigenschaft. Namentlich ist es eine sehr bedeutende Erschlaffung, wie der Muskelkräfte überhaupt, so besonders der Verdauungswerkzeuge, welche seine Wirkung charakterisiret. Daß vielleicht in dem Grade, in welchem er in diesen Organen die Energie abspannt, in dem Nervensysteme eine erhöhete Empfindlichkeit, eine Art krankhaftes Wohlgefühl antagonistisch hervorgebracht wird, eine Eigenschaft, wodurch er sich den sogenannten feinen Zirkeln — Theezirkeln, deren Wesen, nebenbei gesagt, überhaupt in Mangel an Energie und kränkelnder, übergroßer Empfindlichkeit zu bestehen scheint — bestens empfohlen hat, ist mehr als wahrscheinlich *).

*) Anm. Diese Eigenschaft des ächten chinesischen Thees, die Muskelkraft abzuspannen und daher ein Gefühl von Er-

Daß aber, eben in Folge dieser unverkennbaren Eigenschaft, sein diätetischer Genuß für (Gesunde und) Kranke ganz unzulässig wird, liegt offen am Tage, indem er, als die unbezweifelbare Quelle vieler und bedeutender Uebel, — z. B. sogenannte Nerven- und Unterleibsbeschwerden, Magen- und andere Krämpfe, Ueberreiztheit, Ohnmachten, Erschlaffung u. s. w. — bei'm Fortgebrauche ihre gründliche Heilung, auf irgend einem Wege, ohnmöglich macht. Je kräftiger (und kostbarer, theurer) der Thee ist, desto schädlicher ist sein Genuß, und es ist ein großer Irrthum, zu glauben, man könne durch Zusatz von Rum, Zucker oder Milch seine Nachtheile verhindern. Jener vermehrt sie durch seine eigenthümliche pathogenetische Kraft, diese sind nicht im Stande, das krankmachende Prinzip des Thees auch nur einigermaßen zu schwächen.

Aber nicht allein von dem chinesischen, sondern auch von allen andern Arten Thee gilt das Gesagte. Sie sind fast sämmtlich Arzneien, ja oft sehr starke und heftig wirkende Arzneien, wie z. B. Chamille, Schaafgarbe, Flieder u. m. a. m. Als solche gehört jedes derselben dem individuellen Krankheitsfalle an, mit welchem es in naturgemäßer Heilbeziehung steht, und welche zu erkennen und thätig werden zu lassen das Geschäft der eigentlichen

---

schöpfung und Ermattung hervorzubringen, bedingt seine (homöopathische) Heilkraft in Fällen großer Ermüdung nach übermäßigen Körperanstrengungen. Eine sehr kleine Gabe dieses Krautes (entweder im Aufguß oder in der Tinktur) beseitiget sehr schnell und dauerhaft diese Ermattung, wie ich aus vielfacher Erfahrung versichern kann, womit auch Lettsoms Beobachtungen übereinstimmen.

Heilkunst ist; nur da, in der gehörigen Gabe, allein und unvermischt, d. h. verständig angewendet, ist es wahrhaft heilsam und zulässig, nie aber so nebenbei, gleichsam als diätetisches oder diätetisch-medikamentöses Mittel, ohne besondern, am wenigsten ihm angemessenen Zweck. Dann ist es nicht allein unnütz, sondern sogar schädlich, indem es, durch Entwickelung seiner eigenthümlichen Symptome, die ungeheilte Krankheit mit künstlicher Arzneikrankheit vermehrt, ihren Gang stört, ihre Urgestalt entstellt und der Beobachtung entzieht; Nachtheile, unläugbar und groß genug, den diätetischen oder diätetisch-medikamentösen Gebrauch dieser so beliebten Kräuterthee, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, in Krankheiten unbedingt verwerflich zu finden, wie er denn, fast ohne Ausnahme, auf den irrigsten Ansichten über die Natur der Krankheiten sowohl als der Heilmittel und des Heilgeschäftes überhaupt beruhet *). Die wahre Heilkunst, eifrigst bemühet, die von der Natur entfernten Kranken zur Natur, bei der

*) Anm. Es ist höchst lächerlich, wenn hie und da behauptet wird, diese zu Theeaufgüssen gebräuchlichen Kräuter, von denen wir oben einige namhaft gemacht haben, hätten keine Kraft, das Befinden gesunder und kranker Personen eigenthümlich pathogenetisch zu verändern, sie seyen keine eigentlichen Arzneien, wirkten nur ganz gelind und sanft — wie's befohlen wird. — Abgesehen von der offenbaren Grundlosigkeit dieser Behauptung, warum verordnet und gebraucht man sie denn, wenn man ihnen keine Kräfte zutraut? Etwa so in's Blaue hinein, ohne sich eines Zweckes deutlich bewußt zu seyn? So scheint's! Oder soll es etwa Arzneistoffe geben, welche, nach einem modischen Ausdrucke, blos **freundlich** auf den Organismus einwirken, ohne am unrechten Orte oder in zu großen Gaben offenbar zu schaden? So ist also diese Behauptung ein Widerspruch in sich selbst.

allein Heil ist, zurückzuführen, bedarf dergleichen diesem ersten Zwecke der Diätetik und des Heilgeschäftes geradezu widerstreitender Dinge keinesweges; sie sieht sich vielmehr dringend veranlaßt, sie alles Ernstes von den Kranken, als neue Schädlichkeiten, zu verbannen, und es können hier alle die vielfachen Ausreden: — der und jener Thee sey krampfstillend, blutreinigend, schweißtreibend, Auswurf befördernd, magenstärkend u. s. w. — gar nichts helfen. Wo eigentlich Krämpfe zu beseitigen sind, wo bei trocknem Husten Auswurf zu befördern, Unterleibsschwäche zu heben ist, da wird die razionelle Heilkunst Mittel zu finden wissen, welche diesen Zwecken auf eine weit naturgemäßere, verständigere und also weit sicherere Weise entsprechen, als diese, überdem meist nach palliativen Indikazionen, nicht selten ohne alle Indikazion, ohne alle vernünftige Gründe gewählten, oft abentheuerlich zusammengesetzten Thee; und was das Blutreinigen und Schweißtreiben anbelangt, so verzichtet sie mit Freuden auf diese Operazionen, deren erste namentlich ziemlich chimärisch klingt, und gewiß am allerwenigsten auf diese Weise realisiret werden dürfte.

Dasselbe gilt von dem diätetischen oder diätetisch-medikamentösen Gebrauche der verschiedenartigen Gewürze und der mit ihnen geschwängerten Speisen und Getränke für Kranke. Hierher gehört unter vielen andern: stark gewürzte Chokolade, reich gewürzte Saucen, Liqueure *),

*) Anm. Besonders nachtheilig sind die mit mehr oder weniger modifizirter Blausäure geschwängerten, über Kerne (noyeaux) abgezogenen Liqueure, deren Bereitung und Vertrieb eine sehr weise Verordnung der höchsten königl. preußischen Medizinalbehörden vor mehreren Jahren verboten

Konfituren, Gefrornes u. s. w. Auch die Gewürze gehören unter die Klasse der Arzneimittel, d. h. sie vermögen den gesunden, noch weit mehr den kranken Körper, jedes auf seine eigenthümliche Weise, pathogenetisch zu affiziren und, eben dieser Eigenschaft wegen, letzteren, in wohlgeeigneten Fällen, von seinen Leiden zu befreien. Diese unbestreitbare Eigenthümlichkeit derselben entfernt sie eo ipso aus dem Gebiete der Diätetik, wenigstens der weit strengern Diätetik für Kranke. Wie sie, häufig als unschädlich, wenigstens als unbedeutend erachtet, zur Erhöhung des Wohlgeschmacks fast allen Speisen und Getränken beigemischt zu werden pflegen, so hat man sie auch nicht selten zu diätetisch-medikamentösem Gebrauche fälschlich angewendet. Da hat man z. B. bei Verdauungsschwäche schwarzen und weißen Pfeffer, Ingwer, Kalmus, Pomeranzen u. s. w., bei Schwäche der Geschlechtstheile Zimmt, mit Vanille hochgewürzte Chokolade, wohl gar Safran empfohlen; da genießt man in gleicher Absicht reichgewürzten Bischoff, allerhand bittere, gewürzige Essenzen und Liqueure, da glaubt man in den bittersten, mit den heftigstwirkenden Arzneistoffen (s. Archiv I. Bd. 3. Heft, S. 120 Anmerk. — ich füge als dort nicht erwähnte Biervergiftungen noch hinzu: Sabina, Wachholderbeeren, Potasche —) geschwängerten, oder,

---

hat. Dasselbe gilt aber auch von dem diätetischen Gebrauche derjenigen Pflanzenkörper, welche diesen, der thierischen Oekonomie so überaus nachtheiligen Stoff enthalten, z. B. bittere Mandeln, Kirschlorbeerblätter, welche letztere häufig mit heißer Milch infundirt werden, um ihr einen pikanten Geschmack mitzutheilen.

eigentlich zu reden, vergifteten Bieren, Magenbiere genannt, Heil und Stärkung zu finden. Aber man bedenkt nicht, daß diese arzneilichen Dinge höchst selten in naturgesetzlicher, also wahrhaft wohlthätiger, sondern vielmehr größtentheils in palliativer (enanthiopathischer), oft in gar keiner (allopathischer) Beziehung zu der gegebenen Krankheit stehen und daher fast nie reelle und dauernde Hülfe, oft palliative Erleichterung, fast jedesmal Nachtheil bereiten. Ihre vorübergehende Erstwirkung ist meistentheils erhitzend, aufregend; und so beschwichtigen sie allerdings das Kälte- und Schlaffheitsgefühl des kranken Organismus, jedoch nur so lange, als diese Erstwirkung dauert; dann tritt das Gegentheil ein, und um ferner wenn auch nur palliative Erleichterung zu fühlen, wird ihr fortgesetzter Gebrauch erfordert, wobei sie jedoch ihre jedem eigenthümliche Arzneikrankheit stark und dauernd entwickeln, die ursprüngliche Krankheit ohnfehlbar verändernd und verschlimmernd. Und träfe sich's auch zufällig einmal, daß einer der so angewendeten arzneilichen Gewürzstoffe das wahre, naturgemäße Heilmittel für eine Krankheit wäre; so würde alles von ihm bei gehörigem Gebrauche zu erwartende Gute durch seine übermäßig starke Einwirkung in den großen und oft wiederholten Gaben nothwendig vernichtet und aufgehoben werden.

Die homöopathische Heilkunst, welche ihrem eigensten Wesen nach alle täuschende Palliazion verschmäht und darauf dringt, für jeden individuellen Krankheitsfall das naturgesetzliche, ihm spezifische Heilmittel zu wählen und anzuwenden, kann ohnmöglich ihren Kranken den aus irgend einem Grunde, aus Schmeckerei oder aus mißverstandenen

Heilansichten hervorgehenden] diätetischen Gebrauch dieser rein arzneilichen Stoffe gestatten, am wenigsten jedoch neben den von ihr bestgewählten und zweckmäßig gereichten Heilmitteln. Die menschliche Natur bedarf solcher Reizmittel nicht, um gesund zu bestehen, und erkrankt, können sie nur nach höheren Gesetzen gefunden und angewendet, als ächte Heilmittel, die Gesundheit wieder bringen.

Ganz nahe verwandt und in gleichem Range mit den eigentlich sogenannten Gewürzen, stehen eine Menge anderer Pflanzenstoffe, deren diätetischen Gebrauch man, selbst für Kranke, häufig für gleichgültig, wohl gar für wohlthätig hielt. Es sind dieß die einheimischen Gewürze. Zu ihnen zu rechnen sind: Petersilie, Sellerie, Meerrettig, Spargel, Zwiebeln, Knoblauch, mehrere Suppenkräuter. Diese Vegetabilien sind ohne Ausnahme arzneilich, und wenn ihr bedingter Genuß den Gesunden in der Regel keine sehr merklichen und dauernden Nachtheile bringt, so liegt dieß in der Energie des noch unverletzten Organismus, berechtiget uns jedoch keineswegs hievon auf die Kranken zu schließen, welchen sie noch außerdem in mehr als Einer Hinsicht verderblich sind. Die Tendenz der Petersilie *), des Spargels, die Harnabsonderung eigenthüm-

*) Anm. Die arzneiliche Kraft der Petersilie ist auch aus den durch sie bewirkten Heilungen deutlich zu ersehen. Der gemeine Mann heilt oft zufällig mit ihr bedeutende Urinbeschwerden (Harnverhaltnng); ja selbst Geschwulstkrankheiten mit verminderter Harnabsonderung, werden in manchen Fällen durch sie gründlich beseitiget, wie ich mehreremale zu bemerken Gelegenheit gehabt habe. So erweißt sich der Saft der Petersilie, nach Hahnemanns, meinen und einiger anderer Aerzte wohlbegründeten Erfahrungen, in einigen angemessenen

lich zu modifiziren, ist eben so bekannt; als die die Geschlechtstheile aufregende Kraft des Selleries; und wie sehr Meerrettig, Rettig wahrscheinlich auf das lymphatische System, die Zwiebeln, der Knoblauch auf den Darmkanal einwirken, ist augenfällig. Kein Verständiger wird die durch sie hervorgebrachten Erscheinungen als in den Kreis des physiologischen, normalen Lebens gehörig ansehen, er wird sie als eigenthümliche Wirkungen jener Stoffe anerkennen. Und wer mag denn bestimmen, wie weit sich die Wirkungssphäre derselben erstreckt, da wir sie auf ihre positiven Kräfte bei weitem noch nicht ausgeprüft und die Summe ihrer Wirkungen erforscht haben? Von mehrern derselben, z. B. von der Petersilie, vom Meerrettig, welche bereits einer vorläufigen Prüfung ihrer pathogenetischen Eigenschaften unterworfen worden sind, kann ich erfahrungsmäßig versichern, daß ihre das Befinden Gesunder pathogenetisch verändernde Kraft sehr bedeutend ist, und von den übrigen läßt sich's mit Bestimmtheit erwarten. Wenn es nun ein Hauptgesetz jeder vernünftigen Diätetik ist, außer dem seiner Krankheit naturgesetzlich entsprechenden Arzneistoffe, alles von dem Kranken zu entfernen, was irgend Veränderungen in seinem Befinden hervorbringen, also der Gang und die Gestalt der Krankheit umgestalten kann, so unterliegt es keinem Zweifel, daß diese offenbar pathogenetisch wirkenden Pflanzenstoffe aus seiner Diät zu verbannen sind. Daß

Arten des Trippers, selbst in sehr kleiner Gabe gereicht, als ein treffliches, homöopathisches Heilmittel. Was also so kräftig heilen kann, muß auch stark krank machen können; keins ohne das andre!

die homöopathische Heilkunst jene beim Gebrauch dieser arzneilichen Stoffe oft bezweckten Berücksichtigungen; — z. B., es wirkt auf den Urin, es treibt Blähungen, es reizt den Appetit, u. s. w. — als palliative, also unstatthafte Beziehungen nicht gelten lassen, und von ihnen keinen diätetischen Gebrauch machen kann, liegt in ihrem Wesen und ist im Verlaufe dieser Betrachtungen schon vielfach angedeutet worden.

So gehört auch hierher der diätetische Genuß mehrerer vegetabilischer Säuren, namentlich des Essigs, der Zitronen- und der Weinsteinsäure. Auch sie sind nicht ohne eigenthümliche pathogenetische Wirkungen auf den gesunden und vorzüglich kranken Organismus, auch sie verstimmen jenen wie diesen. Namentlich scheint die Zitronen- und Weinstein- (auch die Sauerklee-) Säure die Verdauungsorgane zu beeinträchtigen. Daher ist es keineswegs, unter keinerlei Vorwand, zu gestatten, daß der Kranke Zitrone, so wenig wie Cremor tartari, damit bereitete Limonade u. s. w. genieße; die dadurch bezweckte und bisweilen auch bewirkte Kühlung in akuten Krankheiten ist rein palliativ und die wahre Heilung beeinträchtigend, wozu noch die, späterhin zu erörternde, höchst wichtige Berücksichtigung ihrer die Wirkung mehrerer Arzneien antidotarisch verändernden oder aufhebenden Kraft, kömmt *).

*) Anm. Vor allen muß die homöopathische, wie jede andere Heilmethode gegen den diätetischen Gebrauch verfälschter Essige kämpfen, ein Gegenstand, der höchsten Beachtung werth. Es gilt vom Essige, was zu Anfange dieser Abhandlung vom Biere gesagt wurde. Nur selten findet man chemisch-reinen Weinessig, meist ist er mit Schwefelsäure, oft, sehr oft mit den giftigsten, an scharfem Stoffe äußerst reichen Vegetabi-

Von den Nachtheilen verschiedener arzneilich wirkender Fleischarten ist schon oben (s. Archiv I. Band. 3. Heft, S. 128 Anmerk.) gesprochen worden. Sind sie im Stande bei mehr oder weniger häufigem und längere Zeit hindurch fortgesetztem Genusse schon den gesunden Organismus eigenthümlich pathogenetisch zu affiziren, so muß dieß bei dem erkrankten in noch weit höherem Grade der Fall seyn, und namentlich in manchen Krankheiten dürfte ihr Gebrauch nicht ohne sehr bedeutend ungünstige Wirkung bleiben. So würde z. B. bei Ausschlagskrankheiten, bei offenen Geschwüren, Schweine-, Gänse-, Entenfleisch, bei Unterleibsbeschwerden Kalbfleisch besonders nachtheilig werden. Denn wenn, was unbezweifelbar ist,

lien, z. B. Seidelbastrinde, spanischem Pfeffer u. s. w. verunreiniget. Ein feingeübter Geschmack überzeugt sich sehr bald von der Gegenwart dieser, der reinen Säure so unähnlichen, scharfen Zusätze, und wer gewohnt ist, genau, doch unbefangen, auf sich zu achten, dem entgeht fast nie, das, auf den Genuß solcher vergifteten Essige folgende, oft sehr bedeutende und chronische Uebelbefinden. So hab' ich selbst als Folge des Genusses mit Seidelbast vergifteten Essigs mehrmals sehr schlimme chronische Ophthalmien mit vielfachen sie begleitenden anderweitigen Störungen des Organismus entstehen sehen. Nicht weniger beachtungswerth ist die Verfälschung des Essigs mit Metallen, z. B. Kupfer, Bley, wenn er, wie leider! nur zu häufig geschieht, in metallenen Gefäßen aufbewahrt oder gekocht wird. Es leuchtet ein, daß ein mit so heftig wirkenden vegetabilischen und mineralischen Stoffen vergifteter Essig nicht ohne die nachtheiligsten Folgen auf den gesunden und ganz besonders auf den kranken Organismus bleiben kann, weshalb der Diätetiker und Heilkünstler in diesem Stücke nicht vorsichtig, nicht mißtrauisch genug seyn können. Auch dieser Gegenstand bietet der medizinischen Polizey reichlichen und würdigen Stoff zum thätigen Wirken dar.

die drey erstgenannten Fleischarten geneigt sind; selbst bei Gesunden das Hautorgan eigenthümlich pathogenetisch zu affiziren, so müssen sie bei schon vorhandener pathologischer Beschaffenheit desselben, in Fällen, mit welchen sie, ihrer Natur nach, in keiner innigen Heilbeziehung stehen, das Uebel durch Hinzufügung ihrer eigenen Wirkungen nothwendig verschlimmern und zugleich seine ursprüngliche Gestalt verändern und dem Auge des beobachtenden Arztes entziehen. Ausschläge, Geschwüre werden oft nach ihrem Genusse bösartiger, zum sichern Zeichen einer Complikazion der ursprünglichen mit der durch diese Fleischarten herbeigeführten künstlichen Arzneikrankheit. Dieselbe Bewandniß hat es mit dem Kalbfleische, dessen specifische Einwirkung auf das Verdauungssystem bekannt ist.

Offenbar arzneilich, d. h. das Befinden Gesunder krankhaft verändernd, sind ferner alle jene unzähligen Riechstoffe, welche die Eitelkeit und Mode in das Leben der Menschen eingeführt und dadurch seinen ruhig gesunden Gang gestört hat. Den Gesunden machen sie kränklich, den Kranken meist kränker. Ein großer Theil derselben wird zu palliativer Erleichterung vorhandener Uebel diätetisch-medikamentös angewendet, z. B. Eau de Cologne, Eau de Luce, u. s. w. gegen Kopfweh, Schwindel, Ohnmachten. Aber man bedenkt dabei nicht, daß diese Uebel dadurch nur für den Augenblick gemildert, nie gründlich gehoben werden, und daß sie, indem eben durch diese Reize die Verstimmung der Lebensthätigkeit nicht zur Natur zurückgeführt, sondern nur anders, doch nicht richtig gestimmt wird, immer heftiger und öfter wiederkeh-

ten müssen. Und wie diese flüchtigen Reizmittel selbst die Quelle vielfacher Nervenübel sind; so können diese Leiden bei ihrem Fortgebrauche nie gründlich geheilt werden, da sie selbige, obgleich anfangs palliirend, unterhalten. Es ist durchaus gegen den Zweck der Natur, sich und Andere mit einer starkriechenden Atmosphäre zu umgeben und so die Geruchsnerven und durch sie den ganzen Organismus in einer unnatürlichen, krankhaften Spannung zu erhalten. Nur ein sehr verwöhnter Sinn kann so etwas angenehm und empfehlungswerth finden; eine ernste, wohlberechnete Kunst aber muß nothwendig auf ihre gänzliche Entfernung aus dem Bereiche ihrer Kranken dringen. Hierher gehört auch der Genuß des Schnupf- und Rauchtabaks. Beide sind nicht nur entbehrlich, sondern auch offenbar nachtheilig, was besonders von ihrer diätetischen Anwendung bei Kranken gilt. Die Entwöhnung von Rauchtabak hält oft sehr schwer und muß mit großer Vorsicht unternommen werden, ist bei sehr daran gewöhnten nicht selten unausführbar. Auf jeden Fall muß darauf gesehen werden, daß der Genuß des Rauchens nicht übertrieben werde, und daß der dazu genommene Tabak leicht und frei von anderweitigen Beimischungen, z. B. Spießglanz, Fingerhut u. s. w. sey. Was den Schnupftabak anbelangt, so kann nicht genug gegen seine so gewöhnliche, diätetisch-medikamentöse Anwendung bei Stockschnupfen, bei Augenentzündungen u. s. w. gesprochen werden. Das erstgenannte Uebel kann er darum nicht gründlich heilen, weil er zu ihm in enantiopathischer Beziehung steht; und wenn er ja Fluß des Nasenschleims bewirkt, so ist es palliative Wirkung, die, schnell vorübergehend, bald dem Gegentheil,

größerer Verstopfung, Platz macht und nicht selten sehr beschwerliche Geschwüre der innern Nase herbeiführt; so wie, wenn eine Ophthalmie nach seinem Gebrauche beschwichtiget wird, dieser Erfolg ohnmöglich als Heilung, sondern nur als eine Ableitung auf ein anderes Organ angesehen werden kann; allzuzweydeutig, um wünschens- und nachahmungswürdig zu seyn.

In die Kategorie der als allopathische Arzneireize von den Kranken streng zu entfernenden Schädlichkeiten gehören ferner die vielfach gemischten, oft aus sehr wirksamen Stoffen, China, Opium, Säuren, Gewürzen, u. s. w. bestehenden Zahnpulver, Zahntinkturen u. s. w. Es ist Thorheit zu glauben, weil die Zahnarzneien nicht verschluckt werden, könnten sie auch nicht den ganzen Organismus pathogenetisch affiziren, ihm daher auch nicht schädlich werden. Nur ein beklagenswerthes Verkennen der Gesetze des organischen Lebens und der wahren Kräfte der Arzneien konnte diese durchaus irrige Ansicht veranlassen; denn der Organismus, in allen seinen Theilen aufs innigste zu einem großen Ganzen verbunden, perzipirt die pathogenetischen Wirkungen arzneilicher Potenzen, sie mögen irgend eine der ihn konstituirenden sensibeln Parthieen berühren, welche sie wollen, und es bedarf durchaus nicht der Aufnahme derselben in den Magen, um von wirksamen Arzneistoffen, von jedem auf seine eigenthümliche Weise, sehr merklich und dauernd affizirt zu werden. Die äußere Haut, der After, die Geschlechtstheile, die Herzgrubengegend, das Geruchsorgan, die Mundhöhle, sind allesammt kräftige Leiter arzneilicher Einwirkungen; durch sie werden die in ihnen erregten Eindrücke auf den ganzen

Organismus fortgepflanzt. Werden daher, wie es bei den meisten Zahnmedikamenten der Fall ist, arzneiliche (pathogenetische) Stoffe an das Zahnfleisch gebracht, so wird eben durch diesen Leiter der ganze Organismus des dadurch erregten krankhaften Eindrucks theilhaftig, was bei dem bereits erkrankten Körperzustande doppelt fühlbar und nachtheilig ist. Daß es keine absolut heilsame Arzneien giebt, daß sie alle ohne Ausnahme, am unrechten Orte und in unangemessener Gabe gereicht, schaden, daß sie nur durch ihre naturgesetzliche Wahl und Anwendung zu wahren Heilmitteln werden; dieß ist schon oft gesagt und dargethan worden. Die Nutzanwendung dieser Wahrheit auf die gebräuchlichen Zahnmedikamente liegt ganz nahe und kann dem unbefangenen Beobachter nicht entgehen. Daß reines Kohlenpulver zur Reinigung der Zähne vollkommen hinreiche, und wo dieß, bei wirklichen Krankheiten der Zähne, nicht der Fall seyn mag, wie bei jeder andern Krankheit, so auch hier nur die, für den vorliegenden individuellen Krankheitsfall bestgewählten, genau angemessenen Arzneistoffe wahrhafte Heilmittel seyn können, bedarf eben so wenig weiterer Erörterung, als daß sich die homöopathische Heilkunst genöthiget finden muß, den Nebengebrauch aller arzneilichen Zahnmittel ihren Kranken aus mehr als einem Grunde zu untersagen.

Nicht minder unangemessen und die Heilung störend ist für Kranke der diätetische Gebrauch der verschiedenartigen **Bäder**, wenn dieselben nicht in naturgesetzlicher Heilbeziehung zu der zu heilenden Krankheit stehen, was jedoch nicht eben zu oft der Fall seyn dürfte. Einfache sowohl als zusammengesetzte, mineralische wie vegetabilische,

kalte wie wärme, ganze und halbe und Fußbäder, verändern jedesmal die Gestalt und den Gang der Krankheiten, und die durch sie hervorgebrachten krankhaften Veränderungen — Arzneisymptome — vermischen sich mit den ursprünglichen Krankheitssymptomen, wodurch nicht allein ihr Verlauf gestört, sondern auch ihre wahre Gestalt der Beobachtung entrückt wird; eines andern noch bedeutenderen Nachtheils, dessen späterhin Erwähnung gethan werden soll, jetzt gar nicht zu gedenken. Kälte und Wärme, die vielfachen Substanzen des Pflanzen- und Mineralreichs, z. B. Kräuter verschiedener Art, Schwefel, Eisen, Salze u. s. w., womit gewöhnlich Bäder geschwängert werden, sind allesammt, meist im hohen Grade, arzneilich, d. h. sie verstimmen, selbst auf die äußere Haut einwirkend, das gegenwärtige Befinden pathogenetisch, jedes auf seine Weise. Aus diesem und aus einem in der Folge zu erörternden Grunde kann die homöopathische Heilkunst ihren diätetischen und diätetisch-medikamentösen Gebrauch und Nebengebrauch, als ihrem Wesen durchaus widerstreitend, keinesweges gestatten. Die nothwendige Reinigung der Haut wird am zweckmäßigsten durch Waschen des ganzen Körpers mit reinem, weder zu kaltem noch zu warmen Wasser bewerkstelliget; und wo besondere Stärkung des Hautorgans nöthig seyn sollte, wird kälteres, aber reines Wasser, dem Zwecke hinreichend entsprechen, ohne das eigentliche Heilgeschäft auf eine unangenehme Weise zu beeinträchtigen.

Ein Gleiches gilt von dem so beliebten diätetischen und diätetisch-medikamentösen Genusse der verschiedenen M i n e r a l w ä s s e r für Kranke. Jedes derselben verändert das gegenwärtige Befinden des Organismus, des

Organismus, des gesunden sowohl als des kranken, auf seine eigenthümliche Weise, d. h. es wirkt als Arznei, die aber nur dann zum wahren Heilmittel wird, wenn sie zu dem gegebenen individuellen Krankheitsfalle in naturgesetzlicher Heilbeziehung steht; dieß ist jedoch bei den Mineralwässern, welche man, ohne ihre wahren Kräfte zu kennen, oft nach sehr oberflächlichen und grundlosen Indikazionen gebrauchen läßt, nur sehr selten der Fall; größtentheils wirken sie antipathisch, palliativ (darum muß der arme Kranke sie so oft trinken, wenn er sich leidlich befinden will), meist blos allopathisch, und nur sehr selten dürften sie in homöopathischer (naturgemäßer) Heilverwandschaft zu den Krankheiten stehen, welchen sie entgegengesetzt werden. Findet sich die homöopathische Heilkunst veranlaßt, einen oder den andern jener in den Mineralwässern enthaltenen Arzneistoffe zu Heilzwecken razionell anzuwenden, so bedarf sie dieser Wässer keineswegs, sie wird ihn vielmehr ganz einfach und in der gehörigen Gabe ihren Kranken geben und auf diese Weise ihren Zweck einfacher und sicherer, als durch noch so vieles Trinken und Baden, erreichen. Als allopathische, also das Heilgeschäft störende, fremdartige Reize betrachtet, sieht sich also die homöopathische Heilkunst genöthiget, ihren diätetischen Nebengebrauch bei ihren Krankheitsheilungen gänzlich zu entfernen, und sie kann es daher auf keine Weise, unter keiner Bedingung dulden, daß der Kranke neben den wahren Heilmitteln noch Selterser-, Eger-, Karlsbader-, Driburger-, Mariakreuzbrunnen, selbst nicht das Wasser des modischen, hochgepriesenen Ems u. s. w. trinkt. Die Homöopathie überläßt diese Wässer, beides, zum Trinken und

Baden, mit Freuden der allopathischen Heilkunst, zu deren vorzüglichsten Hilfsmitteln sie gehören mögen.

Aber auch alle und jede eigentlich sogenannten Arzneien, z. B. die verschiedenen Arten Magentropfen, Magenpflaster, Salben, Einreibungen, Senfteige, spanische Fliegen- und alle andere Pflaster, Umschläge; arzneiliche Lavements und viele andere Dinge dieser Art müssen bei homöopathischer Krankheitsbehandlung gänzlich verbannt werden, da sie, als fremdartige Reize, die Urgestalt der Krankheiten verändern und den wohlgeordneten Heilprozeß vielfach stören.

Nicht weniger aber, als die Entfernung der eben genannten Schädlichkeiten, verdienen die, eben so tief in das organische Leben eingreifenden, anderweitigen Verirrungen vom Rechten und Naturgemäßen die sorgfältigste Beachtung bei homöopathischen Heilungen. Wenn die oben bezeichneten Schädlichkeiten mehr von außen auf den Organismus pathogenetisch einwirken, so zerstören diese den kunstvollen Bau so recht im Innern, und zwar um so mehr, jemehr durch sie die nothwendigen Bedingungen zum kräftigen, gesunden Leben aufgehoben werden. Ich nenne hier nur die vielfachen Verirrungen hinsichtlich der ersten und vornehmsten Lebensverhältnisse, als z. B. Wachen und Schlafen, Bewegen und Ruhen, Befriedigung des Geschlechtstriebes, Bekleidung (z. B. Schnüren der Frauen und Männer!), Leidenschaften, wie Gram, Kummer, Sorge, Schreck, Aerger, Zorn u. s. w. so wie allzugroße, vielleicht auch allzugeringe Anstrengung der Geisteskräfte. — Wie dieser Gegenstand schon in der ersten Abtheilung dieser Betrachtungen einigermaaßen er-

örtert worden ist, so wird sich auch späterhin Gelegenheit finden, ihn noch ausführlicher zu berühren.

Haben sich nun bis hierher die obengenannten Potenzen als geeignet gezeigt, den normalen Gang der Krankheiten zu stören, ihre ursprüngliche Gestalt vielfach zu verändern und sie auf diese Weise wesentlich zu verschlimmern, und haben wir hieraus die Ueberzeugung gewonnen, daß schon aus diesem Grunde eine razionelle Heilkunst genöthiget ist, sie auf's strengste von den Kranken zu entfernen; so ist noch eine zweite Rücksicht übrig, welche nicht weniger, als die bereits erörterte erste, dazu beiträgt, auf ihre gänzliche Beseitigung zu dringen; ich meine, ihr Verhältniß zu den eigentlichen Heilmitteln.

Wie diese Potenzen, jede eigenthümlich, das Befinden Gesunder pathogenetisch umstimmen, wie sie da, wo sie nicht in naturgesetzlicher Heilbeziehung zu den gegebenen Krankheiten stehen, ohne sie zu heilen, ihre ursprüngliche Gestalt vielfach verändern und ihren normalen Verlauf stören; so befinden sie sich in einem sehr ähnlichen Verhältnisse mit den von der Kunst zu Heilung der Krankheiten mit Ueberlegung herbeigeführten Arzneiwirkungen. Zwei auf den Organismus zugleich oder in naher Folge einwirkende pathogenetische Stoffe beeinträchtigen sich, laut eines unverkennbaren Naturgesetzes, gegenseitig in ihren Wirkungen. Sind sie sich in ihren Wirkungen, ganz oder theilweise, ähnlich, so heben sie sich gegenseitig schnell und mit Bestimmtheit auf — homöopathisch —; sind ihre Wirkungen sich scharf entgegengesetzt, so erfolgt wenigstens

eine palliative Stockung der Wirkung des einen, schwächern — enantiopathisch; — und stehen sie zu einander in einem weder homöo- noch enantiopathischen, sondern allopathischen Verhältnisse, so vernichten sie sich zwar nicht geradezu gegenseitig, aber die stärkere wird die schwächere unfehlbar beeinträchtigen, d. h. ihre Richtung und die Dauer ihrer Wirkung verändern, abkürzen *).

---

*) Anmerk. Zur Erläuterung einige Beispiele: 1. Die Wirkungen des Kamphers und des Mohnsaftes sind sich in einigen Beziehungen ziemlich ähnlich; deshalb hebt, was allbekannt ist, der Kampher in mehreren Fällen die Nachtheile des Opiums, und dieser wiederum die des Kamphers auf. Die Wirkungen des Opiums gleichen den Folgen des Schreckes auf's genaueste, weswegen Opium in der kleinsten Gabe die oft sehr bedeutenden und gefahrdrohenden Folgen des Schreckes schnell und sicher homöopathisch beseitiget. Der Kaffee bringt einen, dem Weinrausche nicht identischen, doch in einigen Beziehungen ziemlich ähnlichen pathologischen Zustand hervor; und eben dieser Eigenschaft wegen ist er im Stande, ihn meistentheils zu verscheuchen. Eben so gleicht die Wirkung des Kaffees und des Weins der der Krähenaugen, wenigstens in einigen Richtungen derselben, und eben deswegen finden übermäßige Krähenaugenwirkungen ihr Heilmittel nicht selten im Kaffee und im Wein, so wie umgekehrt die Nachtheile des Genusses dieser Getränke am kräftigsten durch den angemessenen Gebrauch der Krähenaugen beseitiget werden. China und Eisen ähneln sich in ihren pathogenetischen Eigenschaften in mehr als einer Hinsicht, und eben aus diesem Grunde vermag eins die Wirkungen des andern, nicht etwa blos chemisch, sondern rein dynamisch, aufzuheben. — 2. Kaffee und Opium sind sich in ihren positiven Wirkungen enantiopathisch entgegengesetzt; jener erregt Ueberreiztheit, dieses Abspannung des Sensoriums; jener Schlaflosigkeit, dieses Schlafsucht. Daher ist der Kaffee ein, freilich nur palliatives, aber doch in dieser Beziehung sehr wirksames Gegenmittel bei Opiumvergiftungen, enantiopathisch. Die Wirkung übermäßiger Hitze — Ver-

Auf diesen unumstößlichen Satz gründet sich die wichtige Lehre von den Antidoten, welche, allein im Geiste der homöopathischen Heillehre ausgebildet, die Würde einer wohlgegründeten und nutzbaren Wissenschaft erlangen, hingegen auf oberflächliche Beobachtungen und leere, heillose Behauptungen gestützt, wie z. B. eine sehr bekannte, ja berühmt gewordene Toxikologie der neuesten Zeit, nie auf Realität Anspruch machen kann.

Ohnmöglich kann es in dem Plane des verständigen Heilkünstlers liegen, seine wohlgewählten Heilmittel durch anderweite auf den Körper daneben einwirkende Potenzen, auf die eine oder die andere Weise, in ihrer Heilwirkung beeinträchtigen oder wohl gar aufheben zu lassen, was jedoch offenbar dann geschehen muß, wenn nicht alle und jede pathogenetische, diätetische oder medikamentöse Einflüsse von dem Kranken aufs strengste entfernt gehalten werden *). Daß der homöopathische Heilkünstler diesen

---

brennung — wird durch Kälte (enantiopathisch) gehemmt, wenn auch nicht heilkräftig und dauernd beseitiget. — 3. Durch Arzneipotenzen, welche ihrer Beschaffenheit nach, z. B. auf Stuhl= Harn= Schweißabsonderung besonders wirken, bekommen andere in dem Körper wirkende Arzneistoffe eine ihnen nicht eigenthümliche, fremdartige Richtung; sie wenden sich nun ebenfalls nach den übermächtig gereizten Organen und entledigen sich da meistens ihrer Kraft auf eine ihnen unangemessene und nutzlose Weise und mit unverkennbarer Abkürzung ihrer ursprünglichen Wirkungsdauer.

*) Anm. Wäre dieses nicht zu läugnende dynamische Wechselverhältniß zwischen den verschiedenen pathogenetischen (Arznei=) Stoffen nicht fast durchgängig verkannt und übersehen worden, hätte man sich, wie man mußte, überzeugt, daß diese Stoffe nicht blos chemisch, sondern auch, und zwar weit



wichtigen Umstand vor allen beachten, auf ihn die ernsteste Rücksicht zu nehmen habe, dieß muß jedem einleuchten, welcher nur einigermaaßen mit dem Wesen der Homöopathie vertraut ist. Wohlbegründeten Naturgesetzen unwandelbar treu in der Wahl, einfach und sicherstellig in der Anwendung ihrer Mittel, sieht sie sich, in Folge zahlreicher und sicherer Erfahrungen, überdem veranlaßt, dieselben in einer quantitativen Kleinheit anzuwenden, welche nicht allein von alle dem, was bis jetzt in Hinsicht der Gabenbestimmung, freilich willkührlich genug, angenommen war, unendlich abweicht, sondern auch, was nicht zu läugnen ist, die engen Schranken unserer Einsichten in das Wesen und Wirken der

---

öfterer und kräftiger, dynamisch auf einander reagiren und sich gegenseitig in ihren Wirkungen entweder beschränken, oder nicht selten gänzlich vernichten; so würde man nicht auf die, für den unbefangenen und gesunden Menschen- und Kunstverstand so abentheuerliche und abschreckende Idee des Arzneimischens gekommen seyn, man würde vielmehr, um seine Wirkung rein und vollständig zu benutzen, jedes einzelne Mittel allein und für sich angewendet und allen Nebengebrauch anderer Arzneien streng vermieden haben. Kein menschlicher Verstand, keine Wissenschaft vermag voraus zu bestimmen, wie sich mehrere zusammengemischte Arzneien gegenseitig modifiziren, verändern, welches neue auf den Organismus eigenthümlich wirkende Produkt sie bilden. Und eben dieser unverkennbare Mangel an dieser, von keiner Weisheit voraus zu bestimmenden und doch so nöthigen, so unerläßlichen Kenntniß der Wirkungen der *gemischten* Arzneien sollte für die Wissenschaftlichkeit der gangbaren Medizin sprechen? und die der Homöopathie eigenthümliche *Einfachheit* in Anwendung der Arzneien, ihre bestimmte Kenntniß der wahren Wirkungen derselben sollte den Vorwurf der Wissenschaftlosigkeit, welchen man, thöricht genug, dieser Heilart macht, begründen und rechtfertigen? Ich dächte, da fände gerade das umgekehrte Verhältniß statt!

Natur weit übersteigt, und nur durch gewisse Analogien einigermaaßen erklärt, durch die Ahnung fast unendlicher Theilbarkeit und Kräftigkeit der Materie und des in ihr ruhenden geistigen Prinzips glaublich, am kräftigsten und sichersten jedoch durch zahlreiche und wohlbestätigte unwiderlegliche Erfahrungen gerechtfertiget werden kann. Und eben diese, der Homöopathie so vorzugsweise eigenthümliche Einfachheit in der Anwendung der Arzneimittel, und die nicht minder unerläßliche Kleinheit der Gaben, in welchen sie sie darreicht, läßt uns wohl erkennen, wie gerade sie vor allen auf Entfernung alles Störenden, Fremdartigen bedacht seyn muß. Denn, wenn schon größere Gaben kräftiger Arzneien von anderweitigen pathogenetischen Potenzen in ihrer Wirkung beeinträchtiget, ja oft genug gänzlich vernichtet werden, wie viel mehr muß dieß der Fall seyn da, wo die unermeßlich kleinste Gabe des für den vorliegenden Krankheitsfall naturgesetzlich gewählten, spezifischen Arzneistoffes zu Heilzwecken gereicht wird. Für solche, wiewohl gut berechnete Gabe muß eine hinzutretende anderweite pathogenetische Potenz den Kalkul durchaus verrücken und ihre Wirkungen, stark genug zu gründlicher und schneller Beseitigung des reinen Krankheitsfalles, selbst bei sehr schwacher und vorübergehender Reakzion, entweder schnell und plötzlich vernichten, oder ihr doch wenigstens eine dem Zwecke des Arztes und ihr selbst unangemessene Richtung geben, wodurch in den meisten Fällen der Heilerfolg nothwendig aufgehoben werden muß; wie es denn auch die Erfahrung da bestätiget, wo der Kranke den naturgemäßen, alles Arzneiliche streng verbannenden diätetischen Verordnungen nicht gehö-

rig Folge leistet. So lehrt es die Erfahrung, daß Kaffee, Wein und weingeistige Getränke, Liqueure u. s. w., die Wirkungen der Krähenaugen, der Ignazbohne, des Mohnsaftes, des Sturmhuths, der Küchenschelle, der Chamille, u. m. a. der wichtigsten Arzneistoffe, theils homöopathisch, theils antipathisch, entweder gänzlich aufheben und vernichten oder doch wenigstens beeinträchtigen und stören. So werden durch vegetabilische Säuren, namentlich Essig- und Zitronensäure, die Wirkungen einiger Pflanzenstoffe plötzlich unterbrochen und vernichtet, z. B. des Sturmhuts, des Stechapfels, oder auch ungemein erhöhet, wie die der Belladonna, der Krähenaugen. Beides kann jedoch nur als höchst unwillkommen und das Heilgeschäft vielfach störend angesehen werden. Der chinesische Thee dürfte nicht selten die Wirkungen des Eisens und der China, die übrigen gebräuchlichen Thee, z. B. der Chamillen- Fliederthee u. s. w., die einer Menge anderer wichtiger Mittel beeinträchtigen oder wohl gar gänzlich überstimmen und antidotarisch aufheben. Von den Gewürzen, als stark arzneilichen Stoffen, wenigstens von mehreren derselben, ist dieß nicht weniger zu fürchten, von den ausländischen sowohl als von den inländischen; und wie verderblich mit pathogenetischen Stoffen vergiftetes Bier und Essig auch in dieser Hinsicht wirken müssen, liegt offen am Tage. Nicht minder die Wirkungen der wohlgewählten homöopathischen Heilmittel störend und vernichtend wirken die verschiedenartigen arzneilichen Gerüche, denen sich viele Kranke, aus allerley unstatthaften Gründen, auszusetzen pflegen, z. B. Parfümerieen, Potpourris, allerley wohlriechende Oele, Salben, Spiritus, z. B. das so beliebte, aber

auch in dieser Hinsicht gewiß recht schädliche Eau de Cologne u. s. w. *); und wenn die Zahnmedikamente, wie gewöhnlich, arzneiliche Substanzen enthalten, so ist ihr Nebengebrauch bei homöopathischen Krankheitsheilungen, abgesehen von den oben angeführten Beziehungen zu dem

---

*) Anmerk. Bei der hohen Empfänglichkeit des kranken Organismus für äußere Reize, und bei der Feinheit und Kleinheit homöopathischer Arzneigaben, deren Wirkungen so leicht von andersartigen arzneilichen Einflüssen verändert und ausgelöscht werden, ist es einleuchtend, wie sehr die homöopathische Heilkunst darauf sehen muß, diese Schädlichkeiten, sie mögen auf einem Wege, auf welchem es sey, dem Körper zugeführt werden, zu entfernen. So ist es von hoher Wichtigkeit, Kranke, welche eben in homöopathischer Behandlung sich befinden, abzuhalten, arzneiliche Dünste irgend einer Art einzusaugen. Daher dürfen solche Subjekte sich nie dem wenn auch entfernten Dunste des frischgebrannten Kaffees aussetzen; sie müssen streng vermeiden an Arzneien zu riechen, z. B. an Chamillen, Baldrian, Kampher, welcher in ganz besonders genauer antidotarischer Beziehung zu den meisten Arzneien steht nnd dessen Geruch oft schon hinreicht, eine homöopathische Arzneigabe unwirksam zu machen. So dürfen Kranke namentlich gewisser Art nie den Duft brennenden Schwefels, die Schwefelleber, oder den noch weit schädlicheren der aus oxygenirt salzsaurem Kali und Schwefel bestehenden Schnellfeuerzeuge einathmen. Wie dieser Duft schon Gesunden höchst nachtheilig ist, so affizirt er z. B. Brustkranke doppelt und hebt die Wirkungen mehrerer Mittel, z. B. des Arseniks, des Quecksilbers u. s. w. schnell auf. Eben so und aus eben dem Grunde ist der Duft der Oellampen zu vermeiden. Personen, welche sich in homöopathischer Behandlung befinden, müssen daher sorgfältig vermeiden, sich Orten zu nähern, wo dergleichen Dünste unvermeidlich sind, z. B. Apotheken, Kräuterböden, Kaufläden, Weinstuben, gewisser Fabrikstätten u. s. w. Diese Sorgfalt ist von hoher Wichtigkeit und niemand halte sie für übertrieben!

kranken Organismus, auch in so fern nachtheilig und gänzlich unzulässig, als sie die reinen und freien Wirkungen der wahren Heilmittel nur zu oft beeinträchtigen. Dasselbe gilt von den Bädern aller Art, besonders mineralischen und Kräuterbädern; sie, so wie die Mineralwässer ohne Ausnahme, sind Arzneien, und deshalb im Stande, die Wirkungen der nach naturgesetzlichen Bestimmungen gereichten homöopathischen Heilmittel zu modifiziren und zu vernichten; ihr diätetischer oder diätetisch-medikamentöser Nebengebrauch bei homöopathischen Heilungen ist daher eben so unzweckmäßig, als der irgend einer andern Arzneisubstanz. Nur wer die wahren Wirkungen der Arzneien und ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander nicht kennt oder nicht achtet, oder wem es einerlei ist, ob er 1 oder 3 oder 5 oder 10 Simplizia — vielleicht nach hochgelehrten, theoretischen Satzungen — auf den Kranken einstürmen läßt, nur dem kann die Wahrheit dieser Behauptungen entgehen, nur der kann neben seinen Arzneien Mineralwässer zum Baden und Trinken gebrauchen lassen. Der verständige Heilkünstler hingegen wird es weit vorziehen, nur Eins auf einmal, entweder Bad und Mineralwasser, wo es gehörig indizirt ist, oder ein angemessenes Arzneimittel, jedes für sich allein, anzuwenden. Alles, was man für diesen Zusammengebrauch sagen mag, ist leere Ausrede und findet in den Naturgesetzen keine Bestätigung.

Daß auch in dieser Beziehung, der so häufig stattfindende diätetisch-medikamentöse Nebengebrauch aller und jeder, innerer und äußerer, eigentlich sogenannter Arzneien, als: Magentropfen, Liquor anodynus, Linimente, Kräuterkißchen u. s. w. gänzlich unstatthaft seyn müsse, bedarf

nach obigen Erörterungen keiner weitern Auseinandersetzung. Als selbst wirksame, aber mit der gegebenen Krankheit nicht in naturgesetzlicher Heilbeziehung stehende, also allopathische Stoffe stören, ja vernichten sie die Wirkungen der wahren Heilmittel und machen also die redlichsten Bemühungen des verständigen Arztes unwirksam. Ihren Beigebrauch, über dessen Nützlichkeit und Wohlthätigkeit sich die Homöopathie in ihrer Einfalt nun einmal keine vernünftigen Gründe anzugeben weiß, ihn vielmehr für naturwidrig und schädlich erachtet, überläßt sie gern einer scharf- und tiefsinnigeren Kunst.

Daß üble Beschaffenheit der Luft, Mangel oder Uebermaaß an Wärme, so wie alle anderweiten Verirrungen in Hinsicht der Lebensweise, der freien und ungestörten Wirkung der wohlgewählten homöopathischen Heilmittel eben so sehr entgegenstehen, als die verschiedenartigen krankhaften Geistes- und Gemüthsaffekte, z. B. Zorn, Aerger, Gram, Sorge, Schreck, übermäßige Anstrengung des Geistes u. s. w., bedarf keiner Erörterung. Wie die pathologischen Wirkungen dieser Affekte von angemessenen Heilmitteln antidotarisch beseitiget werden; so besitzen auch sie, als pathogenetische Potenzen, die Kraft, die Heilwirkungen der in dem Organismus so eben thätigen Arzneisubstanzen zu verändern, zu hemmen, zu vernichten, und so dem Heilgeschäfte mächtige Hindernisse in den Weg zu legen.

Nach diesen, die zur Heilung unerläßlich nothwendige Entfernung der diätetischen und diätetisch-medikamentösen Einwirkung mannichfacher Schädlichkeiten betreffenden Erörterungen ist die Zurückführung zum Naturgemäßen und

die nähere Betrachtung desselben der erste und wichtigste Schritt, den wir nun zu thun haben. Das Naturgesetz lautet hier ganz einfach also: Der Kranke trete in Verhältnisse, unter welchen der Gesunde gesund bleibt. Was also oben von Erhaltung der Gesundheit gesagt wurde, findet auch hier, wo es sich um Wiedererlangung derselben handelt, seine volle Anwendung; und konnten wir dort einige wohlbedingte Ausnahmen gestatten, so darf dieß hier um so weniger geschehen, da bei dem kranken Organismus alles dasjenige wegfällt, was diese Ausnahmen rechtfertigen konnte, z. B. die Energie des gesunden Körpers und seine Kraft, unter gewissen Bedingungen Schädliches zu bekämpfen. Hier bestimmen uns vielmehr Gründe, welche in der Beschaffenheit des kranken Organismus und der zu seiner Heilung naturgesetzlich erforderlichen Arzneistoffe liegen, wenigstens im Allgemeinen das Ideal der reinen Diätetik auf's strengste im Auge zu behalten, und nur das Naturgemäßeste auf den Kranken einwirken zu lassen. So der Natur zurückgegeben, bleibt nichts mehr übrig, was die Krankheit von außen her unterhalten und vermehren, ihre Urgestalt verändern und ihren Verlauf, so wie die Heilwirkung wahrhaft angemessener Arzneien, stören könnte; frei und ungehemmt kann die Naturkraft sich entfalten, und in dem ihr inwohnenden heilsamen Streben, den von der Bahn des Rechten verirrten Organismus entweder von selbst zur Gesundheit zurückzuführen, oder die Kraft der Heilmittel zu unterstützen, sich mächtig und wohlthätig erweisen. Wer wollte läugnen, daß die so wünschenswerthe Erreichung dieses Zweckes durch naturwidrige, den Kranken

umgehende Verhältnisse mehr oder weniger unmöglich gemacht werden müsse?

Haben wir nun oben gesehen, daß der Mensch zur Erhaltung der Gesundheit nichts bedarf, als reinnährende Speisen und reinnährende und rein durstlöschende Getränke, alles andere aber, dem diese Eigenschaften mehr oder weniger fehlen, als dem Organismus fremdartig und das ideale Gleichgewicht seiner Thätigkeiten — Gesundheit — störend zu betrachten ist, so haben wir, wenn, wie hier, von den Speisen und Getränken für Kranke die Rede ist, die naturgemäße Norm unserer diätetischen Bestimmungen sicher gefunden. Demnach eignen sich als Speisen für Kranke alle diejenigen Nahrungsmittel, welche, von aller arzneilichen (pathogenetischen) Beimischung frei, rein nähren. Hierher gehört also, um das Einzelne namhaft zu machen, unter den Fleischarten: Rindfleisch, in seinen verschiedenen Bereitungen, in so fern ihm dadurch nichts Arzneiliches, z. B. Lorbeerblätter, Gewürze, Wurzeln, Zwiebeln u. s. w. beigemischt wird; Wildpret, — nur nicht, wie es der, der Natur, welche ihm viel zu gemein dünkt, entfremdete haut gout (sollte billig heißen faux gout) verlangt, halbfaul und stinkend, — einfach bereitet; nicht zu fettes Schöpsenfleisch, alte Hühner, Truthühner. Gänse-, Enten- und Schweinefleisch nur mit großen Einschränkungen, in Bezug auf Beschaffenheit des Fleisches und der Krankheiten; auf jeden Fall mager und selten. Schinken am besten roh und ungekocht, ohne Pfeffer. Von jungen Tauben, ganz jungen Hühnern, gilt, wenigstens zum Theil, was schon früher vom Kalbfleische gesagt worden ist; das letztere nur sehr selten, am besten

gar nicht. Fische, nicht ohne Ausnahme, auf jeden Fall nur selten und sehr mäßig; ihr Fleisch scheint wenig Reinnährendes zu enthalten und überdem nicht ohne pathogenetische Kraft zu seyn. Fluß- und Seefische dürften gesünder, d. h. freier von jenem pathogenetischen Prinzip seyn, als in Teichen gezogene. — Dem Fleische am nächsten stehen die Eier; sie sind, gehörig zubereitet, reich an reinnährendem Stoffe. Frisch genossen, — Dotter und Eiweiß — halbweich, in Suppen, Brühen, in Milch, mit Wasser aufgelößt, entsprechen sie den Forderungen an ein gesundes Nahrungsmittel am meisten; hart gekocht oder auf Butter, fast nie. Frische und reine, nicht ranzige oder zu scharf gebräunte Butter, unter gewissen Einschränkungen auch reiner, nicht zu alter Käse verschiedener Art (nur nicht Kräuterkäse), gewähren beide Kranken eine angemessene Nahrung. Von den Vegetabilien gehören unter die als reinnährend wohl zulässigen, mit wenigen Ausnahmen, fast alle Obstarten, in so fern sie vollkommen reif sind, was eine unerläßliche Bedingung ihres diätetischen Gebrauchs ist; daher Kirschen *), Pflaumen, Aepfel, Birnen, Weintrauben, Johannisbeeren, Erdbeeren, Maulbeeren, Himbeeren, vielleicht auch Pfirsichen, Aprikosen, Melonen, Korneliuskirschen, Mispeln. Ananas dürfte, wegen seines gewürzigen Prinzips, wenigstens nicht überall zulässig seyn. Der Kirbiß scheint arm an Nahrungs-

---

*) In einigen Fällen, wo, wegen der Beschaffenheit der eben heilkräftig wirkenden Medizin, Säuren überhaupt verboten sind, z. B. wo Sturmhut, Stechapfel, Schwefelleber u. u. a. angewendet worden sind, müßten auch saure Kirschen und alle andere, Säure enthaltenden Obstarten vermieden werden.

stoffe, aber auch nicht eben arzneilich zu seyn. Gurken unter den vielfach gebräuchlichen Formen, als Salat, gesäuert u. s. w. können nur bedingt verstattet werden; auf jeden Fall ist darauf zu sehen, daß der zu ihrer Bereitung angewendete Essig rein sey, sie überhaupt nicht durch scharfe Gifte, ja, was oft der Fall ist, durch Kupfer verunreiniget seyen. Vielfache Gemüße, z. B. Schoten, Spinat, Möhren, grüne Bohnen, Blumenkohl, vielleicht auch Kohlrabi und mehrere andere Sotten Kohl, sind unzweideutig und angemessen; weniger allgemein zulässig hingegen dürften die verschiedenen Hülsenfrüchte, z. B. Erbsen, Linsen, seyn. Reiß, Gräupchen, Sago, Salep, Grieß u. s. w. gehören zu den besten und unzweideutigsten Nahrungsmitteln; ihnen schließen sich Nudeln, Milch- und Mehlspeisen verschiedener Art an. Letztere dürfen jedoch nicht zu oft und zu häufig genossen werden, da der reichliche Genuß ungegohrner Mehlspeisen nicht ohne nachtheilige Folgen bleibt. Kartoffeln müssen durchaus völlig reif seyn, und, zu möglichster Beseitigung des in ihnen vorhandenen pathogenetischen Stoffes, in Dämpfen gekocht, überdem nur sehr mäßig genossen werden; nur unter diesen Bedingungen ist ihr Gebrauch Kranken mancher Art zu gestatten. Reines ausgegohrenes Roggen- oder Waitzenbrod, namentlich das letztere, wird von allen Kranken, selbst den zärtlichsten und schwächlichsten, ohne Nachtheil genossen.

Hinsichtlich der Getränke kann reines Wasser, Wasser, mäßig mit Zucker *), Himbeersaft u. dgl. versüßt, Brod-

---

*) Anm. Zucker ist, mäßig genossen, reinnährend und das einzige wohl zulässige Gewürz. Weniger angemessen dürfte

wasser, **völlig reines**, nicht zu stark gehopftes, überhaupt nur mäßig inhaltreiches, vollkommen ausgegohrenes Bier, Weiß- und Braunbier, Abkochung von gedörrtem Obste, z. B. von Kirschen *) u. s. w., von Habergrütze, Reiß, Gräupchen, vielleicht auch von Altheewürzel, wohl gestattet werden. Nächst dem reinen Wasser ist die wohl abgekochte Milch, am besten Kuhmilch, in den meisten Fällen das angemessenste Getränk für Kranke; demnächst bisweilen Buttermilch, wohl auch Mandelmilch, wobei jedoch streng darauf zu sehen ist, daß bei der Bereitung derselben keine bittern Mandeln mit unterlaufen. Säuerliche Getränke sind, wie wir schon oben gesehen haben, nur mit großen Einschränkungen zu erlauben. Ungewürzte, blos aus leicht gebranntem Kakao und Zucker, etwa zu gleichen Theilen, bestehende Chokolade gewährt ein eben so unschuldiges, als, vermöge seiner reinnährenden Eigenschaften, in den meisten Fällen wohlthätiges Getränk, so wie auch die bloße Abkochung der gelind gerösteten und fein gemahlenen Kakaobohnen, mit Zucker und Milch genossen, sich zum diätetischen Gebrauche für Kranke eignet. Vorzüglich anwendbar ist diese, dem Kaffee an Farbe und Aussehen sehr ähnliche Abkochung bei Personen, welche sich

---

der gewöhnliche Syrup seyn, und der Honig ist bestimmt nicht ohne arzneiliche Kraft, daher auch nicht unbedingt zu gestatten.

*) **Anm.** Hierbei ist es von Wichtigkeit, darauf zu achten, daß die Kirschkerne nicht, wie gewöhnlich geschieht, mit zerstoßen und abgekocht werden, wegen des, sich dem Aufgusse mittheilenden, höchst schädlichen Bittermandelstoffs (modifizirte Blausäure), welcher diesen Kernen inwohnt.

vom Kaffee entwöhnen sollen, und Milch, Chokolade u. s. w. nicht wohl vertragen. In diesem Falle ersetzt der wohlbereitete Kakaotrank in der Vorstellung des Kranken den Kaffee auf's beste, und die Entwöhnung geht leichter von Statten, als ohne einen solchen Ersatz.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wie wir schon früher Maaß und Ziel im Genusse, selbst der naturgemäßesten Speisen und Getränke, bei Gesunden als nothwendig dargethan haben, Kranke diesem Gesetze noch weit mehr unterworfen sind.

An diese mehr materiellen Nahrungsmittel schließen sich unmittelbar jene feinern, weniger materiellen Stoffe an, welche den Organismus stets umgeben, mächtig auf ihn einwirken, und deren gehörige Beschaffenheit eben so zur Erhaltung seiner Gesundheit, als zu ihrer Wiedererlangung unerläßlich ist: Luft, Licht, Wärme, zoomagnetisches Agens.

Daher umgebe alle Kranke ohne Ausnahme eine reine, von allerhand schädlichen Effluvien möglichst freie Luft, in welcher Sauerstoff- und Stickstoffgas in richtigem Verhältnisse gemischt sind. Der Kranke, nur einigermaßen fähig, das Zimmer zu verlassen, genieße der reinen, freien Landluft, gehend, oder ist dies nicht thunlich, doch fahrend, je mehr, desto besser; der an das Zimmer oder an das Bett Gebannte athme in einer oft erneuten, reinen, frischen Atmosphäre. Unter der gehörigen Vorsicht bringt Lüftung dem Kranken nie Nachtheil, immerdar Heil und Erquickung. Demnächst fehle dem Kranken (mit wenigen Ausnahmen, z. B. bei gewissen Augenkrankheiten; doch auch da nur örtlich) nie das Licht, dieses große und unentbehr-

tische Belebungsmittel. Das Krankenzimmer sey hell; der Kranke, der so glücklich ist, im Freien verweilen zu können, unterlasse nie das Licht zu suchen. Ohne Licht gedeihet kein Leben, selbst nicht das vegetabilische; das Gesunde erkrankt, verbleicht, erstirbt; das Kranke vermag sich nur langsam zu erholen, eilt schneller der Auflösung zu. Luft und Licht, wenigstens die erstere, können, selbst auf den Kranken, kaum im Uebermaaße einwirken; anders jedoch verhält es sich mit der Wärme. Hier ist die goldne Mittelstraße vor allem nöthig, da beide, das Zuviel und das Zuwenig, gleich nachtheilig sind. Eine gemäßigte Temperatur scheint in der Regel allen Kranken am angemessensten zu seyn, allen am meisten zuzusagen; und wenn in einzelnen, doch seltenen Fällen, entweder ein bedeutend höherer oder niederer Wärmegrad erforderlich seyn sollte, so gehört die Erörterung dieses mehr therapeutischen Gegenstandes nicht in diese, das Generelle der Diät berücksichtigende Betrachtungen. Der rechte Grad der Sonnen-, Ofen-, Bett- und Kleiderwärme für Kranke scheint der zu seyn, bei welchem sich ein sonst gesunder, doch feinfühliger Mensch behaglich fühlt.

Zu den, dem gesunden, wie dem kranken Organismus, besonders letzterem, zum Gedeihen nothwendigen feineren Lebensreizen und mehr immateriellen Nahrungsstoffen gehört unstreitig auch das zoomagnetische Agens, als eine der verbreitetesten und wirksamsten Potenzen. Ueber die Existenz dieser Kraft dürften gegenwärtig schwerlich Zweifel obwalten. Im lebendigen Verkehr mit Menschen mag dieses Agens fortwährend auf den Organismus einwirken, und, wie Luft, Licht und Wärme ein naturgemäßes Reiz-

und Nahrungsmittel abgehen. Nach der individuellen Beschaffenheit der verschiedenen Individuen qualitativ und quantitativ verschieden modifizirt, sind auch seine Wirkungen verschieden, und wenn es nicht zu läugnen ist, daß der völlig gesunde Mensch auch längere Zeit hindurch ohne seine Einwirkung selbst ziemlich gesund leben kann, so mag doch sein verschiedenartiges Influiren, namentlich bei Krankheiten, von besonders hoher und nicht zu verkennender Bedeutung seyn. Es ist daher von Wichtigkeit, in diätetischer Hinsicht seine Beschaffenheit qualitativ und quantitativ so zu bestimmen, daß sie dem kranken Organismus wohl entspreche. Schwächlichen, lebenskraftarmen Kranken werde der reichlichere Einfluß dieser Potenz eben so zu Theil, wie dem halbverhungerten und abgezehrten der Genuß zweckdienlicher materieller Nahrungsmittel, und alles werde vermieden, wodurch der ohnehin geringe Vorrath an Lebenskraft verringert werden könnte, was bei unangemessener zoomagnetischer Beziehung des Kranken zu seinen auf ihn einwirkenden Umgebungen nur zu leicht geschehen mag. Daher mögen blühende, kräftige, körperlich und geistig gesunde Personen den Kranken umgeben; daher sind gegentheilige Subjekte — leider gewöhnlich die Mehrzahl! — streng von ihm zu entfernen. Oft schlafen kranke, schwächliche Personen, besonders Kinder, mit alten abgelebten Frauen in einem Bette, oder werden von ihnen getragen; dieß darf jedoch nie gestattet werden, indem dabei eine unaufhörliche Entziehung des zum Gedeihen des organischen Lebens so nöthigen zoomagnetischen Agens statt findet. Dem Verfasser dieses sind, aus eigner Erfahrung, Fälle bekannt, wo selbst die kräftigsten und an-

gemessensten Arzneimittel erst dann heilkräftig wirkten, als die Kranken aus einer kraftentziehenden in eine belebende zoomagnetische Atmosphäre gebracht wurden. Aber nicht allein in quantitativer, sondern auch in qualitativer Beziehung ist dieses Agens von hoher Wichtigkeit, und es ist daher eine nie zu vernachlässigende Kautel, Kranke nur mit ihnen wohlwollenden, freundlich gesinnten, körperlich und geistig gesunden Personen in nähere Berührung zu bringen. Daß diese Rücksichten besonders bei sehr reizbaren und feinfühligen Kranken gelten, versteht sich von selbst; weniger beachtet möchte es jedoch seyn, daß bei allen Kranken, ohne Ausnahme, innigere Berührungen, z. B. durch Streichen, Küssen, Reiben u. s. w. von hoher Bedeutung sind, und, nach Beschaffenheit der Subjekte, oft sehr heilsam, oft aber auch sehr nachtheilig wirken. Besondere Berücksichtigung verdient hierbei das unter dem Volke so gebräuchliche Streichen und Ziehen; eine meist sehr roh unternommene zoomagnetische Operazion, welche nicht selten die unangenehmsten Folgen herbeizuführen pflegt, wie ich mich mehr als einmal zu überzeugen Gelegenheit gehabt habe *).

---

*) Anm. Namentlich macht sich, in Folge des unzweckmäßig unternommenen Streichens, bei Kindern eine todtenähnliche Steifheit des Körpers mit fast gänzlich gehemmter Respirazion und Erstickungsanfällen bemerkbar. Diese künstlichen Krankheitserscheinungen werden schnell durch einen kräftigen Gegenstrich beseitiget. — Wie das zoomagnetische Agens in diätetischer Hinsicht von hoher Wichtigkeit ist, so bedient sich auch die homöopathische Heilkunst seiner, als eines der kräftigsten und unentbehrlichsten Heilmittel, am rechten Orte. Der Verfasser dieses wird in einem der nächsten Hefte des

Wie aber zur Erhaltung und Wiedererlangung der Gesundheit nicht blos der angemessene diätetische Gebrauch jener naturgemäßen materiellen und mehr immateriellen Nahrungs- und Reizmittel, sondern auch die zweckmäßige Uebung und Anwendung unserer organisch-physischen Kräfte und Fähigkeiten erfordert wird; so liegt es am Tage, daß auch die Thätigkeit des erkrankten Organismus dahin gerichtet seyn müsse, dem Naturgesetz möglichst nahe zu treten. Zurückführung zur Natur, d. h. zu der Norm des Lebens, bei welcher der Gesunde gesund bleibt, ist auch in dieser Beziehung für den Kranken diätetisches Hauptgesetz. Allerdings liegen in der Beschaffenheit der meisten Krankheiten unübersteigliche Hindernisse zur unbedingten Genügeleistung dieses Gesetzes; Annäherung, möglichste Annäherung an dasselbe, gestatten jedoch alle, bringt allen Vortheil, ist bei allen unerläßliche Bedingung zur gründlichen Heilung. Wir verfolgen auch hier diese Thätigkeiten in der zu Anfang dieser Betrachtungen beobachteten Reihenfolge, indem wir auf das dort (s. Archiv I. Bd. 3. Heft, S. 137—154) ausführlicher Gesagte verweisen.

Schlafen und Wachen müssen, wie bei Gesunden, so ganz vorzüglich bei Kranken, im richtigen Verhältnisse zu einander stehen, was durch die Individualität des erkrankten Subjekts, seiner Krankheit und seiner übrigen geistigen und körperlichen Lebensverhältnisse näher bestimmt wird. Der geistig und körperlich überreizte und erschöpfte Mensch bedarf eines verhältnißmäßig längeren Schlafes, als der

---

Archivs Gelegenheit nehmen, über die homöopathische Anwendung des Mesmerismus einige Fragmente mitzutheilen.

Torpide, Wohlgenährte, Schlaffe, welchem angemessenes, längeres Wachen mehr zusagen dürfte, als jenem. Fordert bei jenen die eigenthümliche Beschaffenheit ihres Organismus und ihrer Krankheit Ruhe und Schlaf zur Wiederersetzung der verlorenen Kraft und Materie und zur Beschwichtigung des innern konsumirenden Sturms; so kann bei diesen die schlummernde Thätigkeit nur durch Uebung derselben erweckt und so das Krankhafte bis auf einen gewissen Grad, so weit es naturgemäße Anordnung der Lebensweise — Diät — vermag, in Gesundheit umgewandelt werden. Besonders wichtig ist es, daß der Kranke jeder Art die von der Natur zum Schlafen und Wachen vorgeschriebene Zeit streng beobachte und nie ihre Ordnung verkehre. Muthwilliges Nachtwachen ist dem Kranken unstreitig noch weit schädlicher, als dem Gesunden, so wie unangemessenes Tagschlafen ebenfalls nicht ohne nachtheilige Folgen bleibt. Wenn sich der Kranke zum Schlafe wirklich geneigt und von der Stimme der Natur dazu aufgefordert fühlt, so darf er ihn, sey es zu welcher Zeit es wolle, nie übergehen; wie denn das Ankämpfen gegen den Schlaf nicht allein das Naturwidrigste, sondern auch das Verderblichste und Peinlichste ist, was dem Organismus widerfahren kann. Da der normale Schlaf selbst in den meisten Fällen ein Ergebniß der wohlgestimmten Naturkraft ist, so mag er auch mit großem Rechte als eins der kräftigsten Mittel betrachtet werden, wodurch die verlorene Gesundheit, nicht selten auf die wunderbarste Weise, wieder hergestellt und so das schwer verletzte Gleichgewicht der organisch-psychischen Thätigkeiten zur Harmonie zurückgeführt wird. In ihm ist etwas

Göttliches, Heiliges; wie ihn denn auch die naturtreuen Alten göttlich bildeten und verehrten. Verkenne daher der Gesunde wie der Kranke nie sein ernstes, heilbringendes Gesetz und verscheuche keiner den freundlichen Gott, wenn er segenspendend nahet. Dem Gesunden erhält er die Fülle des Guten, dem Kranken bereitet er oft ein glückliches neubelebtes Erwachen.

Angemessene Uebung der Kräfte entwickelt, erhöhet, befestiget sie, und es ist der Wille der Natur, daß der Mensch zur rechten Zeit thätig sey, im rechten Maaße, in angemessener Richtung. Bewegung ist der einfachste und allgemeinste Akt dieser Thätigkeit, und von dem entschiedensten Einflusse auf das gesunde Bestehen des Organismus. Dem Gesunden unentbehrlich, um gesund zu bleiben, darf, wenigstens im Allgemeinen, mit wenig Ausnahmen, der Kranke diesen rein diätetischen (physiologischen) Akt auszuüben nie versäumen, er muß vielmehr, so viel nur irgend möglich, diesem Naturgesetze Folge leisten. Allerdings giebt es Krankheiten, deren individuelle Beschaffenheit Bewegung gar nicht oder nur sehr unvollständig verstattet, wozu z. B. die meisten akuten gehören; in diesen Fällen scheint sie aber auch die Natur weniger zu fordern. Denn entweder sind es entzündliche oder asthenische; in jenen ist es nicht nöthig, das schon an sich erhöhete Spiel der Thätigkeiten, die aufgeregte Kraft durch Bewegung zu vermehren; in diesen, wo oft höchste Erschöpfung obwaltet, würde Anstrengung nur immer mehr konsumiren. In beiden Fällen also bedarf der Körper, aus zwei sehr verschiedenen Ursachen, mehr der Ruhe als der Bewegung; wie denn auch das Gefühl der

Kranken dieser Art, ja nicht selten die Unmöglichkeit, sich zu bewegen, dafür sprechen, daß in diesen Fällen Ruhe das Naturgemäße sey. Ganz anders verhält es sich jedoch bei den meisten chronischen Krankheiten, zu deren gründlicher Heilung Bewegung verschiedener Art, fast ohne Ausnahme, erfordert wird. Wenn der Chronisch-Kranke nur zu oft Bewegung scheut, theils wegen Unbehaglichkeit und Ermattung, theils wegen Entwöhnung davon und um der durch sie erregten Schmerzen und Mißgefühle willen, so kann dieß alles nicht als gültiges Hinderniß betrachtet werden, dem hier so ernst gebietenden Gesetze, sich angemessen zu bewegen, möglichst nachzukommen. Wie Mangel an Bewegung die Quelle einer nicht unbedeutenden Anzahl chronischer Krankheiten ist, so sinkt die in den meisten Leiden dieser Art ohnehin schlummernde Kraft, ohne die sie diätetisch erweckende Bewegung, immer mehr; der Organismus wird der segensreichen Einwirkung der Natur, welche Bewegung zu seiner normalen Erhaltung dringend fordert, zu lange entzogen, und weder die Heilkraft der Natur, noch die der wohlgewählten Arzneien kann erfolgreich und dauernd in ihm thätig werden. Wohlgeordnete, zweckmäßige Bewegung hingegen führt ihn zu den naturgesetzlichen Verhältnissen des Lebens um einen wichtigen Schritt zurück; die schlummernden Kräfte erwachen, die verirrten finden sich zurecht, die erstarkte Lebenskraft strebt nach Gesundheit, bemüht sich, sie herbei zu führen und unterstützt die Wirkungen heilsamer Arzneien auf's Beste. Daher darf fast kein chronisch Kranker sich der Bewegung entziehen; der Ermattete, der Asthmatische, der an vielfacher Geschwulst Leidende, der Hypochondrist,

den Gichtkranke u. s. w. — jeder findet in ihr Heil. Durch zweckmäßige Uebung seiner Kraft wird der Ermattete reicher an Kraft, wird stärker; durch Vermehrung der Thätigkeit in den Organen der Brust und des Unterleibes, durch Gehen, Sägen, Fechten, Bergesteigen werden die anomalen Funktionen des Asthmatikers und des Hypochondristen mehr zur Norm zurückgeführt, und die ihnen eigenthümlichen Mißgefühle vermindert. Allmählig steigende Anstrengung der Kräfte verhindert jede Erschöpfung und ist das sicherste diätetische Mittel zu nothwendiger Kräftigung des selbst sehr angegriffenen Organismus. Die Kräfte wachsen allmählig, die Mißgefühle werden nach und nach vermindert, und in dem Grade, in welchem sich der Kranke der Natur nähert, fühlt er sich mehr und mehr geeignet, ihre Einwirkungen zu empfangen, empfängt er ihren schönsten Segen. Gehen ist unter allen Bewegungsarten die angemessenste, freieste; wiewohl einige besondere Krankheitszustände noch besondere Arten der Bewegung zu erheischen scheinen. So dürfte Asthmathischen, Brustwassersüchtigen u. s. w. die Bewegung der Brustmuskeln durch Sägen, Fechten, Bergsteigen vorzugsweise zuträglich seyn, indeß dem Unterleibskranken die Bewegung der Füße und Unterleibsorgane mehr zusagen mag. Die Bewegung muß aktiv, nicht passiv seyn; daher der unverkennbare Vorzug des Gehens vor dem Reiten und Fahren, was, besonders das letztere, mehr als mechanische Erschütterung, keineswegs aber als kraftübende und daher kraftvermehrende, heilsame Bewegung gelten kann. Von den naturwidrigen, Kranken besonders nachtheiligen, offenbar pathogenetischen Bewegungen, dem heftigen

Schaukeln, Laufen und dem so gewöhnlichen wilden Tanzen schweige ich; sie gehören nicht unter die Klasse der diätetisch zulässigen Akte, eben so wenig als die vielfachen Bewegungsarten, welche man zur Quaal der unglücklichsten aller Menschen, der Geisteskranken, ersonnen, höchst selten aber zu ihrem wahren Heile angewendet hat, z. B. die Drehmaschinen u. s. w.

Das Maaß der Bewegung richtet sich nach der Individualität des Kranken; doch mag im Allgemeinen als Regel dienen, daß auch hier das Zuwenig und das Zuviel gleich schadet, daß Mäßigung, nie aber Exzentrizität und Ueberanstrengung nützet *). Findet nun, wie es nicht selten thunlich ist, diese angemessene Bewegung im Freien statt, so vereint sich das Wohlthätigste, was die gütige Natur zur Erhaltung und mithin auch zur Wiederherstellung der Gesundheit bestimmt hat, zu einem höchst heilsamen Ganzen, dessen segensreicher Einfluß nie fehlen wird: reine, frische Luft, helles Licht, meist angemessene Wärme, krafterweckende Bewegung.

Betrachteten wir bis jetzt die allgemeine Muskelbewegung in diätetischer Hinsicht, so bietet sich nun die Thätigkeit einzelner Organe, und zwar zuvörderst der Verdauungswerkzeuge, der Betrachtung dar. Das Qualita-

---

*) Anm. Daß Bewegung bald nach dem Essen naturwidrig und daher selbst Gesunden nachtheilig ist, haben wir schon oben gezeigt; Kranke müssen sie also doppelt meiden. Bewegung im Freien, besonders wohlthätig, müssen dazu fähige Kranke nie unterlassen, und nur selten kann üble Witterung als Abhaltungsgrund dienen. Gehörig schützende Kleidung verhütet allen Nachtheil.

tive der Speisen und Getränke haben wir bereits oben erörtert; das Quantitative findet hier seine Stelle, in so fern es die Thätigkeit des Magens in Anspruch nimmt. Die Individualität des Kranken giebt hierin die näheren Bestimmungsgründe, wiewohl im Allgemeinen angenommen werden kann, daß Hunger und Durst nie bis zum entschiedenen Mißgefühl gesteigert werden dürfen, eben so wenig, als es gestattet werden mag, durch Uebersättigung unangenehme Empfindungen herbeizuführen. Oefteres und sparsames Essen und Trinken scheint dem kranken Organismus im Allgemeinen angemessener, als das Gegentheil, wobei übrigens wohl zu bemerken ist, daß es naturgemäß und wohlthätig seyn mag, den Genuß an bestimmte angemessene Zeiten zu binden. Zu spät Abends zu essen, ist unverkennbar schädlich; zwischen abendlichem Speisegenuß und Schlafengehen müssen mehrere Stunden unter leichter Beschäftigung vergehen.

Höchste Berücksichtigung in diätetischer Hinsicht verdient ferner der Geschlechtsgenuß bei beiden Geschlechtern. Es gilt bei Kranken, jedoch mit bedeutenden Ausnahmen, was wir bereits oben über diesen Gegenstand gesagt haben. Als die Blüthe des organisch-psychischen Lebens kann die normale Befriedigung dieses Triebes, streng genommen, nur bei vollendeter oder wenigstens sehr guter Gesundheit des Körpers und Geistes naturgesetzlich statt finden, und wird daher Kranken nur sehr selten gestattet werden können, außer in den Fällen, wo eben Mangel an naturgemäßer Befriedigung desselben eigenthümliche Krankheit herbeiführte. Wenn dieß bei dem männlichen Geschlechte, aus leicht begreiflichen Ursachen, seltener der Fall seyn dürfte,

als bei dem weiblichen, so möchte es auch eine verhältniß-mäßig größere Menge Frauenzimmerkrankheiten geben, in welchen der diätetische Genuß des Geschlechtstriebes gesegnete Anwendung findet; hierbei des Umstandes nicht weiter zu erwähnen, daß die weibliche Natur, empfangend, dadurch eher an Kraft und Leben gewinnt, die männliche, gebend, nicht selten dabei verliert. Die unzähligen Verirrungen in Befriedigung dieses Triebes, sowohl in qualitativer, als in quantitativer Hinsicht, wodurch er aus dem Kreise der rein diätetischen in den der pathogenetischen Genüsse fällt, müssen bei Kranken ganz besonders zur naturgemäßesten Einfachheit zurückgeführt werden, wollen sie sich der Heilung von den eben durch jene Verirrungen allein oder mit erzeugten oft sehr bedeutenden Krankheiten erfreuen. Naturgesetzlich betrieben wird dieser Akt, selbst in Krankheiten bisweilen zulässig, ja zur Heilung unentbehrlich *). Hierher gehört auch die Thätigkeit der weib-

*) Anm. Welch' eine wichtige Rolle die normale Befriedigung des Geschlechtstriebes, namentlich in dem weiblichen Körper, spielt, wie innig sie mit seinem normalen Bestehen und Leben zusammenhängt, wie traurige Folgen für die Gesundheit ihre Entbehrung eben so sehr, als ihr Uebermaaß und anderweitiger Mißbrauch hat, ist außer allem Zweifel und hinlänglich bekannt. Wenn in dem weiblichen Organismus die Zentrifugalkraft, das Expansive und, was diesem entspricht, das Hydrogen vorherrscht, und in der vollesten jungfräulichen Blüthe seine höchste normale Entwickelung erhalten hat, so wird es sich, wenn ihm die zu dieser Zeit von der Natur gebotene Gegenkraft, die in dem innigen, somatisch-psychischen Vereine mit dem Manne ihm gegenübertretende und ihn zweckmäßig beschäftigende und wohlthätig beschränkende Zentripetalkraft, und, was ihr in der materiellen Welt entspricht, das Oxygen und der dadurch bedingte neue Lebens-

lichen Brüste beim Säugen. Unterlassung dieses naturgesetzlichen Aktes ist in den meisten Fällen fast eben so nachtheilig, als das überaus schädliche übermäßig lange Säugen. In

prozeß, die Schwangerschaft, mangelt, übermäßig, pathologisch ausbilden, und in der körperlichen, wie in der geistigen Sphäre eine Verstimmung darstellen, deren Wesen in Ueberweiblichkeit, d. h. unbedingtem krankhaftem Vorherrschen der weiblichen Natur, bestehet, und welche wir am deutlichsten in den vielfach modifizirten Erscheinungen der Hysterie, dem traurigen Erbtheil alter Jungfern und anderer auch verheiratheter Frauenzimmer, deren Geschlechtstrieb jedoch nicht normal befriedigt wird, wiederfinden. So sind auch bei einigen weiblichen Subjekten übermäßige Menstrua die Folge mangelnder Begattung und daraus resultirender Schwangerschaft, indem sich dann die plastische Thätigkeit des weiblichen Organismus auf diese Weise pathologisch kund thut, so wie wir im Gegentheil bei Anderen zu seltenen oder unordentlichen Menstrualfluß ebenfalls als Folge mangelnder Beschäftigung und daher zu geringer Thätigkeit der Sexualorgane wahrnehmen. Neben andern bedeutenden Uebeln hat der so häufige Scheidefluß ebenfalls nicht selten seinen Grund theils im Mangel an normaler Geschlechtsbefriedigung, theils im Uebermaaß derselben. Wie nun der Hungernde oder der Durstende einzig und allein durch zweckmäßige Befriedigung der naturgemäßen Bedürfnisse des Hungers und des Durstes von den ihre Nichtbefriedigung begleitenden Mißgefühlen und Verstimmungen (also diätetisch) befreiet werden kann, so mag auch hier der diätetische Genuß des nicht minder naturgesetzlichen Geschlechtstriebes das einzige Mittel seyn, diese Anomalien wahrhaft und dauernd zu beseitigen und in Gesundheit zu verwandeln. Wie sehr es aber durch bürgerliche Verhältnisse und andere Rücksichten der Diätetik erschweret, ja oft unmöglich gemacht wird, gerade in diesem Verhältnisse ihre naturgemäßen Ansichten geltend zu machen, und wie unter diesen Umständen die beste und sicherste ärztliche Kunst so erzeugte und unterhaltene Krankheiten nur unvollständig zu heilen vermag, dieß leuchtet jedem Kunstverständigen hinreichend ein.

der Regel scheint ein Zeitraum von neun Monaten am angemessensten; wiewohl die Individualiät der Frauen auch hier das Nähere bestimmen muß. Vielen kränkelnden Frauen ist das Säugen offenbar verderblich.

Von besonderer Wichtigkeit für Kranke ist die diätetische Kultur des Hautorgans. Entfernung alles die Haut krankhaft Reizenden, Erschlaffenden ist eben so nöthig, als in vielen Fällen die Anwendung rein diätetischer Stärkungsmittel derselben. Wenn es daher von der einen Seite erforderlich ist, die Haut von allerhand Unreinigkeiten, welche ihre freie und normale Thätigkeit beeinträchtigen, rein zu halten, z. B. von allerhand Pflastern, Salben, arzneilichen Einreibungen und Waschwassern; so ist auf der andern Seite Reinlichkeit, Genuß frischer Luft und nicht zu seltenes Waschen des ganzen Körpers mit anfangs lauem, dann steigend kälterem, reinem Wasser, das sicherste diätetische Stärkungsmittel der Haut. Die meisten Kranken, mit wenigen Ausnahmen, z. B. bei akuten, namentlich akut-exanthematischen Krankheiten u. e. a. vertragen diese, mit Vorsicht, verständig unternommene diätetische Operation nicht nur ohne Nachtheil, sondern sie fühlen sich vielmehr darnach auf's erfreulichste erquickt und belebt. Weniger allgemein anwendbar dürften zu diesem Zwecke die kühlen und kalten Bäder seyn, da der durch sie hervorgebrachte Eindruck für die meisten Kranken zu erschütternd, zn angreifend und selbst bisweilen die Heilwirkung der zweckmäßig angewendeten Arzneien störend seyn dürfte. Aus demselben Grunde dürfen warme Bäder eben so wenig als kalte, neben dem Gebrauche homöopathischer Arzneimittel, zu diätetischen Zwecken angewendet werden.

Von dem rein therapeutischen Gebrauche, welchen die homöopathische Heilkunst hier und da von warmen und kalten Bädern zu machen sich veranlaßt findet, kann in diesen Blättern nicht die Rede seyn.

In Hinsicht auf die feineren Sinne dürfte, mit wenigen Ausnahmen, mäßige Anstrengung und Reizung derselben durch die jedem derselben spezifischen Erregungsmittel am zweckmäßigsten seyn. Uebermaaß würde, besonders bei Kranken, eben so sehr schaden, als Mangel; im ersteren Falle durch allgemeine und örtliche Ueberreizung und Steigerung des ursprünglichen Uebels, im zweiten durch Erschlaffung und Unthätigkeit. Daher mögen die Töne, welche das Ohr des Kranken berühren, nicht überlaut oder peinlich, verletzend, das Licht, welches in sein Auge dringt, nicht blendend seyn; und wie zu stark riechende und schmeckende Riech- und Geschmacksstoffe meistentheils pathogenetisch, arzneilich sind, so leuchtet es ein, daß das Einfache und Milde auch in dieser Beziehung das Rechte und Wohlthätige ist. Es versteht sich von selbst, daß, wo eine pathologisch erhöhete Reizbarkeit dieses oder jenes oder mehrerer Sinnesorgane zugleich, z. B. bei gewissen Augenübeln Lichtscheu, bei manchen Fiebern Unerträglichkeit jedes Lichtes, jedes Geräusches obwaltet, angemessene Licht- und Tonentziehung, je nach der Beschaffenheit des Kranken und der Krankheit, mehr oder weniger statt finden muß.

Haben wir uns schon oben darüber ausgesprochen, daß nur in dem harmonischen Zusammenwirken der geistigen und gemüthlichen Anlagen und Thätigkeiten, die Gesundheit der Seele, und, streng genommen, auch des

mit ihr so innig verbundenen, ja im eigentlichen Sinne des Wortes vereinten Leibes bestehet, ferner, daß Leidenschaften, wie sie denn selbst Wirkungen bedeutender pathogenetischer Einflüsse und unverkennbare Zeichen einer pathologischen Stimmung des Organismus sind, nicht allein den eben gegebenen gesunden und kranken Zustand eigenthümlich verändern, modifiziren und meistentheils verschlimmern, sondern auch den, durch die angemessensten Arzneipotenzen eingeleiteten Heilungsprozeß vielfach stören, so überzeugen wir uns leicht, daß, zu gründlicher Krankheitsheilung, auch in psychischer Hinsicht das Rechte herbeigeführt werden müsse; ein Verhältniß, wohlgeeignet, den Gesunden geistig (und körperlich) gesund zu erhalten, den Kranken nicht geistig kränker zu machen und seine Heilung auf keine Weise zu hindern. Jeder Krankheitsfall, von dem einfachsten, scheinbar rein körperlichen Uebel, bis zum ausgebildetsten Seelenleiden, charakterisiret sich durch eine, ihm eigenthümliche, leidenschaftliche Verstimmung des Geistigen, welche zu seinem individuellen Wesen und Bilde gehört. Hier ist es aber die dem Menschen innwohnende moralische Willenskraft, welche, wenigstens in vielen Fällen und bis auf einem gewissen Grad, dem Uebermaaße dieser psychischen Verstimmung, wodurch sie pathogenetisch auf den übrigen Organismus rückwirkt, engere oder weitere, doch immer wohlthätige Grenzen zu setzen im Stande ist, und es ist daher von Bedeutung, auf psychisch-diätetischem Wege, diese große, moralische Kraft in dem Gesunden zu kultiviren, in dem Kranken aufzurufen, und ihn so durch sich selbst dem Rechten, wenn auch nicht ganz, doch wenigstens näher zuzuführen.

Die rechte und wahre Gesundheit der Seele charakterisirt sich aber in Ruhe, Klarheit, Freiheit und Festigkeit. Harmonie der geistigen und gemüthlichen Kräfte ist die Mutter der Klarheit, Klarheit erzeugt Freiheit und Ruhe, Ruhe Festigkeit des Geistes. Der, in Folge der eigenthümlichen Beschaffenheit seiner Krankheit, ärgerliche, verdrießliche, jähzornige Mensch z. B. wird, wenn er sich, ohne die ihm innewohnende moralische Kraft zu Hülfe zu nehmen, gehen läßt, diese leidenschaftlichen Zustände in's Unbegrenzte sich ausdehnen und seine Leiden sich vielfach vermehren sehen; ruft er im Gegentheil die nur selten ganz schlummernde Willenskraft in sich auf, so kann es nicht fehlen, daß diese pathologischen Seelenzustände sich merklich vermindern und einer erfreulichen Klarheit und Freiheit Platz machen, welche denn auch auf das übrige Gesammtleiden nicht ohne günstige Rückwirkung bleiben. Diese Ideen finden wir schon von J. Kant in seiner Schrift — über die Besiegung körperlicher Leiden durch die Kraft des Willens — ausgesprochen. Aber auch von aussen her muß die Diätetik naturgemäße Verhältnisse, unter denen geistige Gesundheit am sichersten gedeihet, herbeizuführen suchen. Dahin gehören, je nach der verschiedenen Individualität der Kranken und ihrer Leiden, unter andern hauptsächlich angemessene Beschäfftigung des Körpers und Geistes; freundlich-wohlwollende, verständige Umgebung, Genuß der Natur *).

---

*) Anm. In keinem Theile der diätetischen Krankenbehandlung wird wohl so sehr gesündiget, als in diesem, zum Genesen doch so wichtigen. Hier sehen wir Kranke in gänzlicher, geistiger und körperlicher, Unthätigkeit immer tiefer in die

Unter solchen Verhältnissen wird das aus seinen Bahnen gewichene Geistes- und Gemüthsleben, wenigstens oft,

Gewalt der Krankheit versinken; dort begegnen uns andre, welche durch Ueberthätigkeit, namentlich durch geistige Ueberanstrengung, z. B. beim Studiren u. s. w., theils ihre Reizbarkeit in's Unendliche erhöhen, theils ihre Kräfte ohnfehlbar erschöpfen. Viele quälen sich in ihnen unangemessenen Arbeiten ab und verirren sich auf diesem naturwidrigen Wege immer weiter von der Natur und ihrer Ruhe, Klarheit und Freiheit; während andre im geschäftigen Nichtsthun oder in beklagenswerthen Beschäftigungen, z. B. mit entnervendem Lesen gehaltlöser, überspannter Romane und Taschenbücher, mit geist- und herzlosem Visitenmachen, mit leidenschaftaufregendem oder geisttödtendem Kartenspielen, auf Bällen und unter andern dergleichen unnützen Zeitvertreiben, ihr Leben und den Rest ihrer Gesundheit vergeuden. Nicht wenige treiben sich rastlos keifend und zankend, sorgend und kargend, in dem unerfreulichen Kreise einer zu weit getriebenen ängstlichen Wirthschaftlichkeit herum und verliehren so, um irdische, vergängliche Güter, die nie zu ersetzende Klarheit, Freude und Gesundheit des Geistes und Leibes; indeß andre, in dem lächerlichen Wahne, ernste, nützliche Thätigkeit sey mit einer affektirten Vornehmheit nicht wohl verträglich, in verächtlichem Müßiggange und nichtswürdiger Tändeley aller Energie des Geistes und Körpers verlustig werden. In den widrigsten, körperlich und geistig krankmachenden Umgebungen leben unzählige; den meisten Kranken fehlt liebevoll-verständiger Zuspruch, erheiternde Gesellschaft, Trost und Beruhigung. Wie in Familien, so findet sich, freilich oft unvermeidlich, in öffentlichen Kranken- und Irrenanstalten dieser Uebelstand vorzugsweise, und ist unstreitig als eins der wichtigsten Hindernisse der Heilung namentlich geistig Kranker, zu betrachten. So viel irgend möglich, sollten diese Momente überall berücksichtiget werden; am wenigsten aber dürfte sich ein Arzt zu jenen beliebten, nie gründlich heilenden, vielmehr verstockt machenden oder zur Verzweiflung treibenden, also den ursprünglichen Krankheitszustand sicher verschlimmernden, körperlichen und geistigen, gewiß jederzeit höchst ungerechten Züchtigungen gemüthskranker

wenn auch nicht ganz zur Norm zurückkehren, doch nicht bedeutend weitere Fortschritte machen, und der eigentlichen Heilung des Verirrten durch zweckmäßige Arzneipotenzen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden, da auf diese Weise das, dem Organismus selbst, wie der Arzneiheilwirkung so nachtheilige Hinzutreten neuer, von außen her erregter Leidenschaften nicht statt findet.

Bei der unverkennbar innigen Verbindung des Geistes und des Körpers zu einem in vitaler Hinsicht untheilbarem Ganzen, ist die Diätetik des Geistes auch für das Gedeihen und Heilen des Körpers von der größten Wichtigkeit, und es ist zu verwundern, wie man so lange Zeit hindurch den Körper, in physiologischer und pathologisch-therapeutischer Beziehung blos mechanisch-chemisch, materiell, und den Geist als etwas ihm gleichsam Fremdartiges betrachten und behandeln konnte. Die homöopathische Heillehre hat zuerst *) auf die bei jeder, scheinbar rein körperlichen, krankhaften Verstimmung obwaltenden pathologischen Veränderungen des Geistes und Gemüthes aufmerksam gemacht und alles Ernstes darauf gedrungen, sie ganz besonders, als höchst bestimmende Momente so-

---

Personen erniedrigen. Möchte doch der milde Geist der Vernunft und ächten Humanität mit sanfter Hand die Leidenden und die Helfenden berühren, jene zu schützen, diese zu erleuchten!

*) Anm. Schon Georg Ernst Stahl war von dem großen Einfluß der Seele auf Krankheit und Heilung überzeugt, und gründete sein medizinisches System darauf, welches bei aller Einseitigkeit jedoch reich ist an Andeutungen des Wahren. Er war, und mit Recht, ein heftiger Gegner aller mechanisch-chemischen Ansichten von Leben, Krankheit und Heilung.

wohl bei der Beurtheilung der Krankheiten, als bei der Wahl ihrer Heilmittel, zu berücksichtigen. Und so sieht sie sich auch genöthiget, ihnen in rein diätetischer Beziehung ihre besondere Aufmerksamkeit zu schenken und keine eigentliche Heilung eher zu beginnen, bevor der Kranke nicht auch in dieser Hinsicht auf diätetischem Wege der Natur so nahe, als es bei der Beschaffenheit der Krankheiten und bei strenger Befolgung zweckmäßiger diätetischer Vorschriften, irgend möglich wird, zugeführt worden ist.

Haben wir nun im Obigen dasjenige bezeichnet, was die homöopathische Heilkunst, ihrem eigentlichen Wesen nach, zu diätetischem Gebrauche für Kranke sowohl für nachtheilig als auch für nothwendig und wohlthätig erachtet, so konnten wir bis hieher diesen Gegenstand nur im Allgemeinen erörtern, und es bleibt gegenwärtig noch übrig, einige nähere diätetische Bestimmungen hinzuzufügen, welche besondere Individualitäten der Krankheitsformen nöthig machen. Denn wiewohl das oben Gesagte durchgehends auf das oberste Gesetz der Diätetik, auf Zurückführung zur Natur, zum Naturgemäßen berechnet war; so bedarf es doch unstreitig wohl zu berücksichtigender Ausnahmen, um den einzelnen Krankheitsfällen wohl zu entsprechen; einer verständigen Auswahl unter den als naturgemäß bezeichneten Stoffen, je nach der Beschaffenheit der vorliegenden Krankheiten. Galten uns z. B. Milch, Wasser, Zuckerwasser, reines Bier, mehrere Fleischarten, Reis, nicht wenige Obstarten und Gemüße, reine Chokolade, Zucker, Brod, Brodwasser,

Gräupchenschleim u. s. w., für rein nährende und rein durstlöschende, also den ersten diätetischen Erfordernissen im Allgemeinen angemessene Nahrungsmittel und Getränke, so können sie doch ohnmöglich allen Kranken ohne Ausnahme mit Nutzen gereicht werden. Dem an einem entzündlichen Fieber danieder liegenden wird Brodwasser, Gräupchenschleim, abgekochtes Obst, etwas Reis u. s. w. vorzugsweise eben so angemessen seyn, als dem tief erschöpften, entkräfteten, akuten wie chronischen Kranken der diätetische Genuß kräftiger Fleischbrühe, reiner Chokolade, reines Biers oder Warmbiers, der Milch, wohl zubereiteter Eier u. s. w. So würde denn als Regel aufzustellen seyn, bei den meisten akuten und einigen chronischen Krankheiten mit krankhaft vermehrter, erhöheter Thätigkeit, mehr die leichten, an festem und kräftigem Nahrungsstoffe ärmeren Nahrungsmittel und Getränke zu wählen; im Gegentheil bei einigen akuten und den meisten chronischen Krankheiten, welche sich durch Erschöpfung, Mangel an Saft und Kraft charakterisiren, mehr solche Nahrungsmittel und Getränke anzuwenden, welche, ohne große Energie der Verdauungskraft zu ihrer Assimilazion zu erfordern, reich sind an reinem Nahrungsstoffe. Weniger gesunkene Energie der Kräfte und namentlich der Verdauungskraft würde dann auch solidere, übrigens aber reinnährende Genüsse zulassen; wie denn frühere Gewohnheit, eigenthümliche Lebensweise u. s. w. auch in dieser Beziehung nicht ohne Bedeutung sind und das jedesmal Nöthige und Heilsame bestimmen. So wird es Fälle geben, in welchen vegetabilische, andre, in welchen animalische Kost vorzugsweise am zuträglichsten seyn dürfte, ob es gleich

am wahrscheinlichsten ist, daß ein wohlgeordnetes Gemisch beider, selbst dem kranken Organismus, in den meisten Fällen am meisten zusagen mag. Der allzuwohl Genährte, dessen Korpulenz Krankheit ist, genieße, eben so wie der an fauliger Dyskrasie der Säfte, an skorbutischer Diathesis Leidende, beide jedoch aus sehr verschiedenen Gründen, mehr vegetabilische Nahrung; indeß dem schlecht genährten, mehr nervösen, geistigen Subjekte und dem an zuckerartiger Harnruhr Leidenden, so wie dem, durch allzuhäufigen Blut-, Saamen- und anderweitigen Säfteverlust Erschöpften, mehr animalische Kost zu empfehlen ist. Luft und Licht bedürfen ohne Ausnahme alle Kranke (außer wo besondere krankhafte Empfindlichkeit gegen das letztere bei gewissen Augenübeln statt findet). Die homöopathische Heilkunst bedarf zum diätetischen Gebrauche auf keine Weise der Einwirkung eines höhern oder niedern Wärmegrades, ja sie erachtet ersteren, namentlich bei akuten exanthematischen Krankheiten, z. B. Scharlach, Purpurfriesel, Masern u. s. w., für höchst unangemessen und als die Quelle vielfachen Unheils. Mäßige Temperatur ist auch hier das Zweckmäßigste. Animalisch-magnetisches Agens eignet sich in diätetischer Hinsicht mehr, ja ausschließend für lebensgeistarme Kranke; bei wirklicher Ueberfülle an Lebenskraft, oder vielmehr bei entzündlicher Aufregung derselben würde sein diätetisches Einwirken durch Vermehrung des Uebels nothwendig schaden. Ueber die diätetische Anwendung der Bewegung bei akuten Krankheiten haben wir uns bereits oben ausgesprochen und fügen hier nur noch hinzu, daß sie, als Erweckerinn schlummernder Lebenskraft, in den allermeisten chronischen Krankheiten

nicht allein als unschädlich, sondern sogar als zur Heilung nothwendig zu betrachten ist; qualitativ und quantitativ verschieden nach der verschiedenen Beschaffenheit der Konstituzion, der Krankheit u. s. w. Der Brustkranke z. B., mit hochgereiztem arteriellem System, Brustschmerzen, Blutspucken u. s. w., gehe nur sehr mäßig, langsam und auf ebener Erde; indeß der Asthmatische und Hypochondrische und alle, an Erschlaffung der Thätigkeit der Brust- und Unterleibesorgane, so wie des Muskelsystems überhaupt Leidende, viel und möglichst kräftig gehen, ja Berge steigen und noch anderweite Bewegung mit den Armen u. s. w. vornehmen müssen. Gänzliche Ruhe dürfte nur wenigen Kranken zu empfehlen seyn, z. B. heftigen Blutungen aus der Lunge, der Gebärmutter u. s. w. unterworfenen, auf's höchste erschöpften und einigen andern. Wo es die Natur will, daß freithätige Bewegung unterbleibe, wie z. B. bei mehreren akuten Krankheiten, da macht sie sie von selbst unmöglich.

Vom naturgemäßen Geschlechtsgenusse und wo er, in diätetischer Hinsicht, in Krankheiten zu vermeiden, wo anzuwenden ist, haben wir bereits oben kürzlich gesprochen.

Daß naturgesetzliches psychisches Verhalten in seinem ganzen Umfange allen Kranken ohne Unterschied zusage, ist unläugbar, wiewohl auch hier einige besondere Bestimmungen durch die eigenthümliche Beschaffenheit des kranken Individuums gegeben werden. Wenn z. B. dem geistig (und körperlich) schlaffen, trägen, geistige Anstrengung, als Erweckungsmittel schlummernder Kraft, sowohl des Geistes als des Körpers, wohlthätig wird, so wird sich der geistig (und körperlich) gereizte, lebendige, überthätige,

mehr einer angemessenen geistigen Ruhe hingegeben haben, als wodurch eine übermäßige und schädliche Konsumzion der feinsten Lebenskraft vermieden wird. Aber auch in qualitativer Beziehung ist die Beschäftigung des Geistes von großer Wichtigkeit; daher verlasse der Kranke, so viel als möglich, eine seiner Individualität unangemessene Geistesrichtung, in der er sich bisher herumgequält hat, und folge dem, wozu er von der Natur bestimmt ist. Dann wird sein Bestreben nicht allein erfolgreich und ihm und andern heilbringend seyn, sondern es wird auch, gleichsam als Seele seines ganzen Wesens, belebend und kräftiger darauf zurückwirken. Nie aber werde über geistiger Anstrengung, weder von Gesunden noch von Kranken jeder Gattung, die diätetische Uebung und dadurch erlangte Stärkung des Körpers verabsäumt. Denn je munterer, kräftiger und fester das Körperbefinden ist, desto leichter und vollkommner gehen die Geistesarbeiten von Statten, und alle Zeit, die man auf Leibesübungen verwendet, wird reichlich eingebracht durch die nachfolgende Kräftigkeit und Aufgelegtheit des Geistes, wo man dann in einer halben Stunde mehr und besseres erreichen und schaffen kann, als bei Stubensitzen in einem halben Tage. Dieß bleibt mühsame Krüppelei, jenes ist freier, leichter Aufschwung der Seele. — Von der eigentlich therapeutischen Anwendung der verschiedenen rein psychischen Heilpotenzen, kann in diesen, allein der Diätetik gewidmeten Blättern nicht die Rede seyn.

Die oben vorgezeichnete naturgemäße Lebensweise weicht in den meisten Fällen so bedeutend von der Lebens-

weise ab, wie sie von dem Kranken bisher geführt worden ist, daß, in Folge des nie zu verkennenden Naturgesetzes, welches große Veränderungen in den Außenverhältnissen des Organismus gewaltsam und plötzlich herbeizuführen verbietet, die Vorschriften einer streng-naturgemäßen Diätetik nie, oder nur höchst selten, mit einemmale in ihrer ganzen Ausdehnung in Anwendung gebracht werden können. Daher findet sich die Diätetik veranlaßt, die Kranken nur allmählig zu dem Rechten zurückzuführen, und zwar um so schonender und sanfter, je eingreifender die bisher auf sie einwirkenden Schädlichkeiten waren, je größer das Maaß und die Dauer, in welchen sie einwirkten, je bedeutender die eben vorhandene, zum Theil durch sie herbeigeführte Verstimmung und Verminderung der Kräfte ist. Starke lebenskraftreiche Personen, welche ziemlich naturgemäß gelebt haben, und so der einwirkenden Schädlichkeit fortwährend ein Gegengewicht entgegenstellten, können weit eher von dem Naturwidrigen entwöhnt werden, als gegentheilige Subjekte. Wenn bei diesen die übrigens rege und thätige Lebenskraft das chronische Siechthum, welches sich, als gewöhnliche Folge naturwidriger, pathogenetischer Einwirkungen, dem Gefühl erst nach der Entwöhnung vom Schädlichen recht schmerzlich offenbart, oft leicht und schnell besiegt; so unterliegt, wenn diese Potenzen plötzlich entfernt werden, das aller eignen Energie und Selbstständigkeit ermangelnde, an künstlichen, fremdartigen Reizen sich aufrecht erhaltende Leben jener entweder ganz, oder wird doch wenigstens von den unangenehmsten krankhaften Gefühlen erfüllt. Daher darf der Diätetiker nie, oder nur in seltenen Ausnahmen, die Le-

bensweise, wenn die bisher befolgte von der anzuordnenden sehr verschieden war, plötzlich ändern und mit einer andern, wenn auch zweckmäßigeren, vertauschen lassen; er muß vielmehr durch allmäliges Entfernen des Naturwidrigen und eben so allmäliges, immer steigendes Einwirkenlassen des Naturgemäßen, den Kranken gefahrlos zurückführen. Namentlich ist dieß nothwendig bei Personen, welche lange Zeit hindurch an geistige Getränke, Wein, Branntwein, Kaffee u. s. w. gewöhnt waren und dabei eine sitzende, unthätige Lebensart führten, große Unordnungen hinsichtlich des Schlafens und Wachens begingen, Tag in Nacht verkehrten u. s. w. Die Individualität des Kranken, seine Angegriffenheit, selbst seine moralische Kraft, das Gewohnte zu entbehren, das Ungewohnte willig aufzunehmen und sich zu beherrschen, giebt in diesen Fällen den Maasstab zur frühern oder spätern Beendigung dieser Entwöhnungsperiode.

Ist nun durch verständiges Entwöhnen vom Schädlichen und Gewöhnen zum Rechten und Heilsamen der Kranke zu einer rein naturgemäßen Lebensweise gediehen, sind die Nachwirkungen früher auf ihn einwirkender diätetischer oder arzneilicher Schädlichkeiten vorübergegangen, hat er auf diese Weise und durch den Genuß des Heilsamen an Kraft und Freiheit gewonnen und zeigt sich seine Krankheit in ihrer wahren, reinen Urgestalt; — dann erst, nach dieser diätetischen Vorbereitungkur *), kann

*) Anm. Schon die Alten ahneten die Nothwendigkeit einer diätetischen Vorbereitung des Kranken zu dem Empfange der eigentlichen Heilmittel. Einigermaßen wenigstens scheint hieher zu gehören, was Coelius Aurelianus (Chronic. L. I. c. 1)

vernünftigerweise die Anwendung der eigentlichen Heilmittel statt finden; wiewohl es nicht selten dringende Fälle giebt, in denen schleunige, ärztliche Hülfe unerläßlich ist, wo denn nicht allein die ursprüngliche Krankheit, sondern auch die Nachwirkungen der eben erst beseitigten Schädlichkeiten, welche beide in Einem Bilde aufzufassen sind, durch angemessene Mittel beseitiget werden müssen; eine häufig sehr schwierige Aufgabe. Daß erst nach völliger Beseitigung der früher obwaltenden Schädlichkeiten wahre Heilmittel mit Erfolg angewendet werden können, dieß liegt hauptsächlich in dem unläugbaren Wechselverhältnisse, in welchem die pathogenetischen Stoffe zu einander stehen und in Folge dessen sie sich gegenseitig in ihren Wirkungen stören, beeinträchtigen, oft ganz vernichten.

Daher im Allgemeinen die Nothwendigkeit einer diätetischen Vorbereitung, gleichsam einer Fähigmachung des kranken Organismus, das wahrhaft heilsame Arzneimittel erfolgreich in sich aufzunehmen; daher die Ohnmöglichkeit, sogleich bei Uebernahme der Behandlung einer, früher oder kurz vorher, mit unangemessenen Arzneimitteln oder naturwidrigen diätetischen Einwirkungen bestürmten Krankheit, für sie homöopathisch passende Heilstoffe zu reichen. Denn, könnte auch, (was in den meisten Fällen chronischer Krankheit nicht wohl thunlich ist), die fehlerhafte Diät auf einmal mit einer an-

mit dem Namen κύκλος ἀναληπτικός — circulus resumtivus — bezeichnet; wiewohl diese diätetische Vorbereitungsmethode mehr in den beschränkten Ansichten einer einseitigen medizinischen Schulweisheit, als im Geiste freier und unbefangener Naturbeobachtung gedacht und begründet seyn dürfte.

gemessenen vertauscht werden; so würde es doch mehrerer Tage bedürfen, die Nachwirkungen jener pathogenetischen Einflüsse exspiriren und die Krankheit in ihrer reinen Urgestalt hervortreten zu lassen *).

Nach dieser, wiewohl leicht skizzirten **) Darstellung

---

*) Anm. Hieraus gehet auch sattsam hervor, warum die Homöopathie nie neben der Allopathie, mit ihr vereint, einen Kranken behandeln kann, ja wie großen Schwierigkeiten es unterworfen ist, wenn ein eben erst allopathisch behandelter Kranker, dessen Zustand schnelle Hülfe erfordert und die, durch Kraft der Natur und der Zeit zu bewerkstelligende Vernichtung der oft sehr heftigen Wirkungen allopathischer Arzneien, welche nebst unangemessenen diätetischen Einflüssen seinen Organismus beherrschen, nicht abzuwarten erlaubt, homöopathisch behandelt werden soll. Ereignet sich dieß bei chronischen, nicht eben augenblickliche Hülfe unerläßlich fordernden Krankheiten, so muß der Kranke der diätetischen Vorbereitungskur so lange unterworfen werden, bis die Wirkungen der verschiedenen arzneilichen Schädlichkeiten von selbst exspirirt sind und der Körper nun fähig ist, die naturgesetzlich gewählte, genaupassende Heilpotenz ohne Beeinträchtigung derselben in sich aufzunehmen; in dringenden Fällen hingegen, wo diese diätetische Vorbereitung nicht statt finden kann, sieht sich der homöopathische Heilkünstler durch die noch fortwirkenden, die Gestalt der Krankheit sowohl, als die Wirkung angemessener Heilmittel vielfach verunreinigenden und pathogenetischen Einflüsse auf die unangenehmste Weise in seinem Handeln beeinträchtiget. Kein verständiger Maler wird seine Farben auf unreine Leinwand tragen.

**) Anm. Und so, als Grundlinien und Andeutungen zu einem weitern und vollständigeren Ausbau, mögen diese Blätter auch betrachtet und beurtheilt werden. Ein vollständiges System der homöopathischen Diatetik, erschöpfend in allen Einzelnheiten, aufzustellen, lag außer dem Plane dieser Zeitschrift. Dieser Gegenstand ist jedoch so reich an Stoff

des Eigenthümlichen der nach den Ansichten der homöopathischen Heilkunst ausgebildeten Diätetik, leuchtet es jedem Unbefangenen ein, daß Naturgesetzlichkeit, Einfachheit und Konsequenz die charakteristischen Grundzüge derselben sind. Sie ist ihrem Wesen nach einfach, aber nicht arm; denn wenn sie, allem Gekünstelten, Naturwidrigen feind, auf der einen Seite die, unter diese Kategorie gehörigen, zahlreichen Einwirkungen und Verhältnisse von dem gesunden Organismus bedingt, von dem Kranken hingegen fast unbedingt zu entfernen strebt, so schüttet sie auf der andern Seite die reiche Fülle des von der gütigen und weisen Natur zur Erhaltung der Menschen Bestimmten, wahrhaft Wohlthätigen, über Gesunde und Kranke aus, jedem das Seine, das ihm Angemessene, liebevoll und verständig zutheilend. Sie ist konsequent; denn in allen ihren Theilen, in ihrem obersten Gesetz, wie in dessen weiterer Ausführung auf treue und unbefangene Naturbeobachtung basirt, bleibt sie sich in ihren Anordnungen, in ihren Aussprüchen immerdar gleich; und wie Theorie und Praxis in ihr in dem innigsten Zusammenhange stehen und sich gegenseitig aufs genaueste entsprechen, so geht sie auch mit der eigentlichen Heilkunst, d. h. der Heilkunst, in deren Geiste, welcher analog sie sich ausgebildet hat, ihren Weg in geschwisterlicher Eintracht zum sichern Ziele. Nie wird sie das heute für wohlthätig erklären, was sie vor einiger Zeit

---

zu weiterer Ausführung, und diese wiederum für den praktischen Heilkünstler so wünschenswerth, daß, wer sich der Mühe unterziehen wollte, diese Fragmente zu einem wohlgeordneten Ganzen zu vereinen, und das hier fehlende zu ergänzen, Verdienstliches unternehmen würde.

als nachtheilig erachtete; nie wird sie sich Schwanken, Laxheit, Inkonsequenz zu Schulden kommen lassen; sie weiß jederzeit, was sie soll und was sie will. Daß sie in allen ihren Theilen naturgemäß ist, daß wenigstens ihr höchstes und eifrigstes Streben auf Erlangung der Naturgemäßheit gerichtet ist; darüber kann bei keinem, ihr Wesen ruhig und klar Durchschauenden, der geringste Zweifel obwalten; wie denn schon die ihr eigenthümliche Einfachheit, Bestimmtheit und strenge Gesetzlichkeit für sie in dieser Hinsicht sprechen. Wenn sie streng ist in ihren Verordnungen und alles Ernstes auf ihre Befolgung dringt, so muß sie es seyn, weil aus ihrem Wesen alle und jede Willkühr verbannt, weil in ihr alles wohlbegründetes Gesetz ist, das sich eben so wenig ungestraft umgehen und verletzen läßt, als die Natur, deren Stimme sie ist, und der wir alle, in allen Verhältnissen unsers Lebens, unterthan sind. Weniger naturbegründet, mehr willkührlich in ihrem Wesen, weniger innig zusammenhängend mit dem eigentlichen Heilgeschäfte, würde sie vielleicht auch weniger streng auf die unbedingte Befolgung ihrer Vorschriften halten, wozu sie sich jedoch, ihrer Eigenthümlichkeit zu Folge, nimmermehr entschließen kann.

Aber eben diese ihr eigenthümliche Strenge in Anordnung der Lebensweise Gesunder und Kranker, hat zu mannichfachen, höchst irrigen, mündlich und schriftlich ausgesprochenen, Vermuthungen und Behauptungen über ihr Verhältniß zu der eigentlichen homöopathischen Therapie Veranlassung gegeben. Man hat, nicht vertraut oder befreundet mit den Gesetzen der homöopathischen Heilkunst,

oft nach bloßen theoretischen Voraussetzungen und Vergleichungen über sie urtheilend; die bedeutenden, durch sie bewirkten Heilungen allein auf Rechnung dieser strengen und eigenthümlich gestalteten Diät schreiben und auf diese Weise dem eigenthümlichen homöopathischen Heilgesetze und den nach ihm angewendeten Arzneistoffen allen Einfluß bei der Heilung absprechen wollen. Ob es nun gleich keineswegs geläugnet werden mag, daß eine verständige Vertauschung einer früher geführten unangemessenen, naturwidrigen mit einer zweckmäßigeren, naturgesetzlichen Lebensweise bei allen Krankheiten, ohne Ausnahme, durch Beseitigung allopathischer Schädlichkeiten und Herbeiführung wahrhaft wohlthätiger Einwirkungen und Verhältnisse, zuträglich, ja zur gründlichen Heilung unentbehrlich ist, daß dadurch manche selbst bedeutende Krankheit wirklich vermindert, weniger bedeutende, durch Diätfehler kürzlich entstandene oft gänzlich beseitiget werden; so lehrt es doch die Erfahrung, daß im Allgemeinen, der Mehrzahl nach, die Heilung der Krankheiten auf rein diätetischem Wege nur bis auf einen gewissen, nicht aber hohen Grad, und nur sehr langsam, vorschreitet; wogegen der meist sehr bedeutende Rest des Krankhaften, die Krankheit selbst, allein durch zweckmäßige Anwendung naturgesetzlich gewählter Arzneistoffe schnell und gründlich beseitiget und dauerhafte Gesundheit herbeigeführt werden kann. Die Belege zu dieser Behauptung werden sich jedem Kunstverständigen in Menge aufdrängen.

Wenn nun die homöopathische Heilkunst die Behandlung einer Krankheit übernimmt, und vorerst auf natur-

gemäße Einrichtung der Lebensweise ihr Augenmerk richtet, ja nicht einmal eher wirkliche Arznei anwendet, bevor nicht der Körper von den Ein- und Nachwirkungen früher ihn bestürmender diätetischer, oder auch arzneilicher Schädlichkeiten befreiet worden ist, so thut sie ja, was jede vernünftige Heilmethode thun muß, und gewinnt gerade durch dieses Verfahren die beste Gelegenheit, sich auf's gewisseste zu überzeugen, was nach Hinwegräumung des Störenden von der Krankheit übrig und der eigentlichen Therapie zu beseitigen überlassen bleibt. Faßt sie dann das reine, unvermischte Bild der dann noch vorhandenen ursprünglichen Krankheit scharfsinnig und redlich auf, und wendet sie, unter fernerer Beobachtung der angemessensten Lebensweise, ihre wohlgewählten heilkräftigen Arzneimittel an; so ist sie im Stande, auf die unzweydeutigste Weise zu bestimmen, was bei der erfolgten Heilung auf Rechnung der Diät, was auf Rechnung des Arzneistoffs zu schreiben ist. Da ergiebt sich denn nun aus dem, sehr bald nach zweckmäßiger Anwendung des bestgewählten Heilmittels erfolgenden, oft in erstaunenswürdiger Schnelle vorschreitenden und nicht selten eben so glücklich beendigten homöopathischen Heilungsprozesse, daß hier ohnmöglich das, übrigens in vielen Fällen nicht zu verkennende conamen naturae salutare, auch nicht die noch so angemessen veränderte, aber immer nur langsam und unvollständig Besserung herbeiführende Lebensweise, sondern einzig und allein das homöopathische Heilmittel das Beste gethan, die Heilung vollbracht habe. Die Diät ebnet dem Heilmittel den Weg, damit es ungestört wirken kann;

dieß ist ihre wahre Bedeutung im Verhältnisse zur eigentlichen Therapie *).

---

*) Anm. Man hat sich häufig in dieser Hinsicht die unüberlegtesten Aeußerungen erlaubt. Man sahe Krankheiten, welche früherer Behandlung jahrelang widerstanden, homöopathisch in der kürzesten Zeit und auf die einfachste Weise gründlich geheilt. Freilich wurde dabei die früher befolgte unangemessene Diät zweckmäßig verändert, und erst, nachdem dieß, nach Befinden der Umstände längere oder kürzere Zeit hindurch, geschehen war, sich jedoch die Krankheit dabei nicht wesentlich vermindert hatte, wurden die homöopathisch gewählten Arzneimittel zweckmäßig angewendet. Ohnmöglich, glaubte man, kann diese so schnelle und gründliche Heilung Wirkung von Arzneien seyn, welche nicht allein nach Indikazionen, die den bisherigen Ansichten ganz fremd sind, gewählt, sondern auch in so unerhört kleiner Gabe, gereicht wurden, daß man ihr, nun einmal gewöhnt an ganz andere Dosen, alle Heilkraft abzusprechen nur zu geneigt war; — die veränderte Lebensweise, so wähnte man, habe hier das meiste, habe alles gethan, und man war hoch erfreuet, einen Ausweg gefunden zu haben, sich und andere über die Nichtigkeit der nun einmal verhaßten, obgleich ihrem wahren Wesen nach meistentheils gar nicht gekannten Homöopathie beruhigen zu können. Aber siehe wie thöricht! Konnten die Kranken blos durch Diät geheilt werden, warum wendete man denn diese so wunderthätige Diät nicht früher bei ihnen an, warum plagte man sie und sich Jahre lang vergeblich mit heftig wirkenden und doch nicht heilenden Arzneien? — Ließ man denn früher die Diät, der man nun auf einmal so Großes zutraut, ganz aus dem Spiele? oder war die angewendete Diät, da sie sich nicht eben so, wie die homöopathische, bewährte, zweckwidrig, weniger zweckmäßig als die homöopathische, welcher man so große Dinge, schnelle und gründliche Heilung alter und höchst bedeutender Krankheiten, zuzuschreiben beliebt? Dann schlimm für die frühere Diät und für die ärztlichen Systeme, in deren Geiste und nach deren Bedürfnissen sie sich gebildet hatte! Oder fordert man wohl gar, es solle die Homöopathie, ohne Berücksichtigung der doch zu dem oft bezeichneten Zwecke so

Sind uns nun Naturgesetzlichkeit, Einfachheit, Konsequenz, Ernst und Strenge als bezeichnende Eigenthümlichkeiten dieser Diätetik erschienen, so dürfte wohl keine weitere Frage über ihren wissenschaftlichen und praktischen Werth statt finden; ja dieser ihr eigenthümlicher Charakter dürfte mit Sicherheit auf den hohen Werth der Lehre schließen lassen, welche sie als ihre Mutter erkennt, nach deren Ansichten vom Leben, von Gesundheit und Krankheit, von der Kraft und Wirkung der Arzneikörper und von der Heilung, sie sich selbst ausgebildet und begründet hat.

Je inniger wir uns nun von der Naturgesetzlichkeit und von der daraus hervorgehenden Wohlthätigkeit der oben ausgesprochenen homöopathisch-diätetischen Ansichten überzeugt, ja je schönere und gerechtere Hoffnungen wir

---

unerläßlich nothwendigen Diät, ihre Krankheiten heilen, damit man dann — risum teneatis amici! — ein reines Resultat der Beurtheilung ihrer Wirksamkeit gewinnen könne? So mächtig ist die Homöopathie freilich nicht, sie ist zu sehr den Naturgesetzen unterworfen, um gegen sie handeln zu wollen und zu können; und sie überläßt es andern Methoden gern, sich auf diesem, ihr zu unebenen, Wege zu bewähren. Der Verfasser dieses könnte mehrere höchst erbauliche Geschichten dieser Art, wo man der sonst gar nicht eben hochgeachteten Diät bei homöopathischen Heilungen allen Erfolg zuzuschreiben versuchte, ja wo man Heilungen ohne die erste Bedingung zum Heilen, ohne zweckmäßige Diät, verlangte, aus eigener Erfahrung mittheilen, wenn er es der Mühe werth hielte, so grundlosem Gerede auch nur einige Dauer zu verleihen; es verhalle, wie so vieles andre seines Gleichen; die Wahrheit tönt laut und siegreich durch alle Zeiten fort.

aus ihrer verständigen Verwirklichung für die Erhaltung der Gesundheit sowohl, als auch für ihre Wiederherstellung gefaßt haben, desto schmerzlicher muß sich uns die aus vielfacher Erfahrung entnommene Ueberzeugung aufdrängen, daß, neben tausend, leider! unvermeidlichen Mißverhältnissen des bürgerlichen Lebens, auch noch eigensinniges Festhalten an alten Vorurtheilen und Gewohnheiten, Leichtsinn, Genußsucht und allerlei Verschrobenheit, ihrer heilsamen Darstellung im Leben nur zu oft nicht eben leicht zu besiegende Hindernisse in den Weg legen. Und so wird denn wohl jeder Kunst- und Welterfahrene in das, auch in dieser Beziehung nicht selten gültige Wort des großen Weisen und Dichters aus vollem Herzen, wiewohl bedauernd, mit uns einstimmen:

— „Den Menschen ist nicht zu helfen; sind sie glücklich, so soll man sie in ihren Albernheiten gewähren lassen; sind sie unglücklich, so soll man sie retten, ohne diese Albernheiten anzutasten *).

*) S. Göthe, Wilhelm Meisters Wanderjahre, I. Band. Seite 69.

Homöopathische Heilungen,

von

Dr. G. W. Groß.

I.

D....., das Kind armer Aeltern, ein Mädchen von 11 Jahren, etwas schwächlichem Körperbaue und sehr empfindlicher Gemüthsart, war seit ½ Jahre von sehr verschiedenartigen körperlichen Leiden heimgesucht worden, und schien endlich unter der bisherigen ärztlichen Behandlung zum Besitze einer vollkommenen Gesundheit zu gelangen, als sich in ihrem Körper plötzlich ein ganz neues, von dem früheren völlig verschiedenes, Uebel entspann, das die Aeltern mit dem Namen Krämpfe belegten. Solcher sogenannten Krampfanfälle hatte das Kind schon mehrere nach und nach überstanden, ohne daß man den bisherigen Arzt in nähere Kenntniß davon gesetzt hatte. Als aber der Zustand immer wiederkehrte und länger, als früher, anhielt, glaubte man, ernstlichere Maßregeln ergreifen zu müssen, und so kam es denn, daß die Aeltern in Abwesenheit ihres Arztes meinen Rath verlangten. Ich kam eben in der Krankenwohnung an, als das Kind an jenem Zustande litt und gebe diesen hier so wieder, wie ich ihn mit seinen Eigenthümlichkeiten selbst beobachtete.

Krankheitsbild.

Das Kind liegt im Bette auf dem Gesichte, die Schenkel, wie zu einer knieenden Stellung, herangezogen, anscheinend schlafend. Auf eine leise Berührung ihres Körpers fährt sie plötzlich mit Geschrei und wilden Bewegungen in die Höhe, kniet im Bette, ringt die Hände und zeigt lautheulend höchst verstörte Gesichtszüge. Ihre Aeltern und Geschwister kennt sie nicht, bemerkt sie auch nicht ein Mal, hört nichts von ihrem lauten Einreden, und faßt man sie an, so macht sie sich mit wüthendfurchtsamen Geberden lautschreiend los und sucht zu entfliehen. Plötzlich ist sie wieder still; ihre Gesichtszüge drücken mehr Ruhe, verbunden mit einer schmerzlichen Empfindung, aus und sie verweilt, gen Himmel sehend und mit erhobenen Händen, lange in einer gleichsam betenden Stellung. Hierauf liegt sie wieder einige Minuten lang still mit dem Gesichte auf dem Bette, erhebt sich dann rasch, sieht ungeduldig sehnsüchtig nach einem fernen Gegenstande, zeigt nun mit den Fingern dahin und wiederholt erst langsamer, dann ungemein schnell und immer ängstlicher und ungeduldiger die Worte: „das will ich haben!“ Etwas falsches, das man ihr hinreicht, weist sie mit ängstlichweinerlichem Ungestüm von sich und beharrt so lange in der angegebenen Stellung, bis man ihr endlich das rechte — ein Gesangbuch darbietet. Dieses drückt sie mit zärtlicher Heftigkeit an ihr Herz und beginnt, laut und schmerzlich zu weinen. Plötzlich dann wird sie ruhig, blickt starr und mit Angst bezeichnender Miene, indem sie das Gesangbuch fallen läßt, auf einen Fleck, sagt: „da steht er, der schwarze Mann!“ schlägt wiederholt und schnell die Balken der

Hände zusammen und heult laut und anhaltend mit Geberden und Mienen, als wollte sie das Phantom flehend bewegen, sie unangetastet zu lassen.

Bisweilen nimmt sie die wunderlichsten Bewegungen vor, kriecht und bockt im Bette herum, thut, als wenn sie mit den Händen etwas verrichtete.

Nach einer stillen Pause, wo sie, wie lauschend, auf dem Gesichte liegt, fährt sie gewöhnlich plötzlich in die Höhe, wirft sich auf den Rücken, zieht die Unterschenkel heran, schlägt die Ballen der Hände und die Knieen mit Schnelligkeit an einander, schlägt mitunter wie zu ihrer Vertheidigung um sich — alles unter jämmerlichem Heulen und Winseln.

Bisweilen lacht sie wieder laut auf; ein ander Mal stöhnt sie bloß.

Am öftersten wurzeln ihre Augen ängstlich furchtsam auf einem Punkte zur Seite, als sähe sie eine fürchterliche, feindselige Gestalt, vor der sie sich dann furchtsam zurückzieht, öfter aber eine furchtsambittende Stellung unter lautem Weinen annimmt.

Nicht selten singt sie andächtig oder läßt die Umstehenden ein geistliches Lied singen, wo sie dann mit andächtigen Mienen den Gesang begleitet.

Diese Paroxysmen währen gewöhnlich ½ Stunde, kommen unregelmäßig, bisweilen den 14., öfter aber den 7. und 6. Tag zurück. Sie beginnen gewöhnlich mit Gähnen und Dehnen der Glieder.

Nach dem Anfalle liegt das Kind abgemattet und ruhig, ohne zu schlafen.

Die Gesichtsfarbe ist blaß und siech, der Körper matt

und schwach, der Appetit sehr gering, das übrige Befinden normal.

Therapie.

Dieser ganze Zustand findet sich am ähnlichsten unter den Erstwirkungen des Stechapfels wieder, wie mich eine sorgfältige Vergleichung überzeugte (S. R. AMLehre v. S. Hahnemann, 3. Thl.). Das Kind erhielt daher gleich nach beendigtem Anfalle 1 Tropfen, der 1 Trilliontheil der concentrirten, aus dem Safte des Stechapfelkrautes bereiteten, Tinktur enthielt. An der naturgemäßen Diät ließ sich nichts ändern.

Resultat.

Gleich, nachdem das Kind diese Arzneygabe — Abends um 9 Uhr — empfangen, schlummerte es ein und schlief ruhig fort bis zum Morgen, nur daß die Gliedmaßen bisweilen zusammenzuckten. Nach dem Erwachen erfolgte wieder das Gähnen und Dehnen der Glieder, welches sonst den neuen Paroxysmus anzukündigen pflegte. Dieser blieb jedoch aus, und es stellte sich von Neuem ein dreystündiger Schlummer mit leichten Zuckungen der Glieder ein, aber seit dieser Zeit blieb das Kind völlig frey von aller Krankheit. Die Gesichtsfarbe ward allmählich wieder blühend, der Körper gelangte zu der ehemaligen Kraft. In diesem gesunden Zustande beharrt es nun bereits seit einem halben Jahre.

II.

Th...., eine robuste Frau von etlichen und 30 Jahren, die für Tagelohn und meist auf dem Felde zu arbeiten pflegte, war seit längerer Zeit, wie sie mir im May dieses Jahres klagte, kränklich und wünschte des-

halb meinen Rath zu hören. Ich ließ mir von ihr erzählen, untersuchte auch selbst ihren Zustand und bekam dadurch folgendes

Krankheitsbild.

Seit einem vollen Jahre leidet sie an einem Mutterblutflusse; fast unausgesetzt geht Blut von ihr, das meist von dunkler Farbe und zäher Consistenz ist, und besonders früh nach dem Aufstehen in schwarzen Klumpen zum Vorscheine kömmt, mitunter aber auch dünn und fast von dem Ansehen des Fleischwassers ist.

Höchstens 3—4 Tage setzt der Blutgang bisweilen aus, wo sie dann eine besondere Schwere in der Schooßgegend empfindet.

Ueberhaupt fühlt sie fast stets ein Wehthun im Schooße mit Ziehen im Kreutze.

Sie hat wenig Appetit, und wenn sie etwas genießt, so ist ihr gleich so voll, als hätte sie zu viel gegessen.

In der Oberbauchgegend hat sie öfters ein mehr unangenehmes, als schmerzliches Gefühl von innerer Bewegung, als wäre etwas Lebendiges in ihrem Leibe.

Oft überfällt sie eine Aengstlichkeit mit fliegender Hitze am ganzen Körper und Prickeln in der Haut, als sollte Schweiß ausbrechen.

Sie ist fast immer laß und träge.

Ihr Schlaf ist nicht fest; sie erwacht öfters und schläft dann wieder ein.

Ihre Gesichtsfarbe ist gelblich-erdfahl; die Wangen sind eingefallen.

Bisweilen hat sie Anwandlungen von Muthlosigkeit.

Therapie.

Weil ich die vorliegende Krankheitszeichengruppe in großer Aehnlichkeit unter den Erstwirkungen des Safrans wiederfand (Vergl. Archiv für d. hom. Heilk., I. Band, 2. Heft), so nahm ich keinen Anstand, der Kranken am 20. des May eine Arzneygabe zu verordnen, die $\frac{1}{100}$ der starken aus dem Safran bereiteten, weingeistigen Tinktur enthielt. Die Größe der Gabe schien mir durch die lange Dauer der Krankheit und die im Ganzen noch ziemlich ungeschwächten Lebenskräfte der Patientin vollkommen gerechtfertiget.

Aus der Diät, welche sonst nichts Schädliches oder Unangemessenes enthielt, ward nur der tägliche Genuß des Kaffees entfernt.

Resultat.

Nach 14 Tagen, am 3. des Juny, sah ich sie wieder und erfuhr nun von ihr Folgendes. Den 21. des May war der Blutabgang noch ziemlich stark, fast stärker als sonst, gewesen; auch am 22. war noch Blut abgegangen, doch in geringerer Quantität und dünner, wäßriger. Vom 23. an hatte aller Blutfluß gänzlich aufgehört und auch ihr übriges Befinden war täglich besser geworden, daß sie sich zuletzt ziemlich wohl fühlte, und nur noch einige Mattigkeit verspürte.

Ich überließ sie jetzt ganz sich selbst, empfahl ihr die Beybehaltung der bisherigen Diät und eine genaue Beobachtung ihres ganzen Befindens, damit sie mir von allen Veränderungen in demselben vollständige Nachricht geben könnte.

Erst am 14. des July sprach ich die Kranke wieder, und erfuhr, daß sie noch nicht ganz mit ihrem Befinden zufrieden wäre. Zwar hätte sich, wie sie sagte, der fort-

währende Blutabgang verloren und sie befände sich im Ganzen recht wohl, allein

aller 14 Tage bekäme sie das Monatliche, zwar nur 2 Tage lang, aber ungemein stark und heftig.

Mehrere Tage vor dem Ausbruche der Menstruazion (und am schlimmsten die Nacht) empfände sie ungeheures Schneiden im Unterbauche, schweres Drücken nach den Geschlechtstheilen herab und wehenartige Schmerzen, die vom Kreutze durch den Schooß und Schenkel herunterzögen und kaum auszuhalten wären.

Beym wirklichen Fließen des Monatlichen ließe zwar das schmerzliche Ziehen nach, aber das Schneiden und Herabdrücken im Bauche dauerte mit kurzen Unterbrechungen fort bis zum Aufhören des Blutflusses.

Ihr übriges Befinden wäre normal, nur fühlte sie sich nach dem Monatlichen alle Mal sehr erschöpft und kraftlos.

Diesem eigenthümlichen Krankheitszustande schien die Erstwirkung der Platina am meisten in Aehnlichkeit zu entsprechen (vgl. Archiv f. d. hom. Heilk. 1. Bd. 1 Hft.) und so empfieng denn die Kranke am 14. des July, nachdem sie eben die Menstruazion gehabt hatte, eine Arzneigabe, die $\frac{1}{1000}$ der vorschriftsmäßig *) bereiteten Platina enthielt.

Seitdem kam die Menstruation völlig in Ordnung, erschien regelmäßig aller 4 Wochen, nicht zu stark und ohne bedeutendes Schmerzgefühl. Die Kranke bekam ihre ehemalige muntere Gesichtsfarbe und ihre Kräftigkeit wieder und blieb vollkommen gesund bis auf diesen Tag.

*) S. Archiv. d. hom. Heilk. 1. Bd. 1. Hft.

Homöopathische Heilungen,

dargestellt

von

Th. Rückert,

ausübendem Arzte und Wundarzte in Groß-Hennersdorf in der Oberlausitz.

I.

H... in E..., ein Handelsmann, 45 Jahre alt, von sehr ängstlicher Gemüthsart, sonst gesunder und starker Körperkonstituzion, und sehr zu Ohnmachten geneigt, war noch in der Rekonvaleszenz von einem epidemisch herrschenden Purpurfriesel begriffen, als er plötzlich nach einer Erkältung, den 3. April 1822 Nachmittags von den heftigsten klopfenden Kopfschmerzen ergriffen wurde, welche sich besonders auf den Scheitel ausbreiteten und von einzelnen Ohnmachtsanfällen begleitet waren. So brachte er die Nacht und den nächsten Vormittag, wo die Schmerzen wieder etwas nachließen, zu. Nachmittags den 4ten April wurden sie wieder heftiger und, hinzugerufen, fand ich nachstehendes

Krankheitsbild.

Bei zunehmendem Kopfweh hatte er vor einer halben Stunde geklagt, es werde ihm so schwarz vor den Augen, und bald nachher, er könne nichts mehr sehen und hören; dann trat eine Art Ohnmacht ein, und ich fand ihn auf

einem Sopha liegend, mit Händen und Füßen um sich greifend und stoßend; er redete alles durch einander, kannte seine Frau und Kinder nicht, rief laut nach einigen Personen, die vor ihm standen, glaubte aber nicht, daß sie es seyen, wenn sie ihm auch stark zuriefen. Dabei waren die Pupillen aufs äußerste erweitert, und selbst gegen das auf sie treffende, helle Sonnenlicht ganz unempfindlich. Der Puls ging langsam, die Karotiden schlugen nicht stärker als im Normalzustande, die Temperatur der Haut war überall normal.

Ein bejahrter, würdiger, aber allopathischer Arzt leitete die Kur; weswegen ich außer Stande war, so wie ich wünschte, homöopathisch zu verfahren. Auf seine Anordnung wurden Schmuckers Fomentazionen auf den Kopf, Vesikatorien in den Nacken und auf die Waden, 12 Blutigel an den Hals applizirt, und Kalomel in starken Gaben angewendet. Als ich den Kranken den 5ten wiedersah, hatte er die ganze Nacht in demselben Zustande, bei beständigem Irrereden, zugebracht; die Blutigel hatten stark nachgeblutet, das Kalomel ziemlich bedeutenden grünlichen, durchfälligen Stuhl bewirkt. Der Kranke wollte nun aber durchaus keine Medizin mehr nehmen, er biß die Zähne zusammen, und stieß alles von sich. Den 6ten April war, nachdem er 24 Stunden lang keine Medizin mehr genommen hatte, der Zustand unverändert, die Pupillen noch eben so erweitert, er kannte Niemanden, hörte nicht und rief abgebrochen: „Mutter! hilf mir doch! — ich will sterben!" u. dgl. m. Seit gestern war Unterdrückung der Harnabsonderung eingetreten, auch lag er jetzt oft in einem soporösen Zustande mit lautem Schnar-

chen und offenem Munde, aus dem er jedoch bald erwachte. Wahren Schlaf hatte er gar nicht. Der ganze Zustand war daher, im Vergleich mit seinem Befinden vor mehreren Tagen, eher schlimmer als besser geworden und alle Umstehenden wünschten einen baldigen Tod. Jetzt fieng ich an, ihn, unter Beseitigung aller andern Arzneien, homöopathisch zu behandeln.

Therapie.

Dem gegenwärtigen Zustande entsprach unter den bekannten Heilpotenzen keine so sehr, als der Stechapfel, weswegen ich ihm ein Milliontheil eines Grans des frisch ausgepreßten und mit Weingeist vermischten Saftes dieser Pflanze Nachmittags 1 Uhr unvermerkt einflößte. Da es keinen übeln Geschmack hatte, behielt er es auch bei sich.

Resultat.

Gegen Abend besuchte ich den Kranken wieder und fand ihn zu meinem Erstaunen, bei voller Besinnung ruhig im Bette liegen. Er hörte und erkannte meine Stimme und nannte, als er mich einige Zeit angesehen hatte, meinen Namen. Bald nach dem Einnehmen des Stechapfels war er ruhiger als sonst eingeschlafen und, als er 2 Stunden darauf erwachte, wußte er gar nicht, wo er war und fragte, was mit ihm vorgegangen sey, fragte nach seinen Kindern und verlangte einzunehmen. Bald darauf erfolgte eine starke Ausleerung blassen Urins. Nur noch über Kopfweh klagte er jetzt; die Pupillen waren gehörig kontrahirt, und er hörte wieder leiser. — Den 7ten April hatte er mehrere Stunden geschlafen, klagte über keine Schmerzen, auch konnte er nun um vie-

les deutlicher sehen, als gestern, obgleich noch häufige Täuschungen und Farbenspiele zugegen waren. Das Sprechen aber fiel ihm ziemlich schwer und die Zunge schien einigermaßen gelähmt zu seyn.

Da Stechapfel in so kleinen Gaben nur kurze Zeit wirkt, so reichte ich ihm den 7ten April gegen Abend ein Billiontel Gran Kokelsaamen, als das gegenwärtig zunächst passende Mittel. Die Besserung schritt nun täglich vorwärts, die Sprache wurde freier, das Gesicht immer heller, so daß er bis zum 10. April auch im Freien alles deutlich erkannte. Nach Beseitigung dieser gefährlichen Krankheitserscheinungen, blieben nur noch sehr ängstigende Träume zurück, die ihn sogleich, wenn er die Augen schloß, quälten und den Schlaf verscheuchten. Diesem Zustande wurde Krähenaugsaamen homöopathisch entgegengesetzt, und er erhielt ein Billiontel Gran davon, worauf sich ruhiger, traumloser Schlaf einstellte, und die Kräfte wuchsen, so daß er sich bis auf den heutigen Tag — 6 Monate nach vollendeter Heilung — völlig wohl befindet.

Diese Heilungsgeschichte ist besonders in so fern merkwürdig, weil man hier in einem und demselben Falle neben dem fruchtlosen und zusammengesetzten Verfahren der Allopathie, das so einfache und erfolgreiche Eingreifen der Homöopathie im hellsten Lichte vergleichend beobachten kann. Daß hier weder die siegende Natur, noch die früher angewendeten allopathischen Mittel geholfen haben, liegt offen am Tage, und es wird keinem Unterrichteten über das, was hier das Heilsame war, ein gegründeter Zweifel übrig bleiben.

(Fortsetzung folgt).

Homöopathische Heilungen,

von

Dr. Joh. Adolph Schubert.

1.

G..., die Wittwe eines Bürgers in R., 36 Jahr alt, schwächlicher Konstituzion, hatte bey, nicht einmal hinlänglicher, höchstdürftiger Kost, 1½ Jahr hindurch ein Kind gestillt, ja fast einzig und allein durch ihre Muttermilch ernähren müssen. Schon in den letztern Wochen des Stillens zeigte sich Mattigkeit des ganzen Körpers, Mangel an Appetit, Zerschlagenheitsschmerz in den Unterschenkeln, besonders in den Füßen, sehr unruhiger und leiser Schlaf. Dieser krankhafte Zustand nöthigte sie, dem Säuglinge endlich die Brust zu entziehen. Sie konnte jetzt noch herumgehen. Allein die Krankheit nahm mit jeder Woche zu, und mit dem Eintritte der 5ten, nach der Entwöhnung des Kindes, begann ihr festes Krankenlager. Nachdem dies aber schon 3 Wochen ohne alle ärztliche Hülfe gedauert hatte, ließ sie mich erst den 20. May d. J. zu sich rufen, und ich fand, nach genauer Untersuchung, folgendes

Krankheitsbild.

Höchste Entkräftung, so daß sie den Kopf nicht mehr in die Höhe zu richten und kaum noch eine Extremität zu bewegen vermochte.

Auf dem Wirbel drückender, bohrender Schmerz.

Der ganze Kopf war ihr wie zerschlagen, und angestrengte Aufmerksamkeit und Sprechen vermehrten die Schwäche und den Zerschlagenheitsschmerz in einem hohen Grade.

Eingefallenes, blasses Gesicht. — Zugespitzte Nase, matte, in die Augenhöhlen zurückgesunkene und bey der geringsten Anstrengung wehthuende Augen mit blauen Ringen.

Gleichgültigkeit, Unempfindlichkeit. Selbst gegen das, ihr immer sehr theuer gewesene, kleine Kind war sie gleichgültig.

Schwache, matte Stimme.

Völliger Mangel an Appetit.

Heftiger Durst.

Weiß belegte Zunge. — Schleimiger Geschmack. — Säuerliches Aufstoßen.

Leibesverstopfung seit vier Tagen.

Wenig trüber Harn.

Kleiner, schneller, aussetzender Puls.

Schlaffe, trockne Haut.

Sehr unruhiger, leiser Schlaf. Nur zu Viertelstunden konnte sie schlafen, und gleich nach dem Einschlafen quälten sie fürchterliche und ängstigende Träume, worüber sie stets aufschreckte.

Tag und Nacht, besonders aber am Tage, quälender Husten mit schleimigem Auswurfe und Stechen im Rücken, bisweilen auch in den Brustseiten.

Therapie.

Keine unter den bis jetzt rein geprüften Arzneien konnte mit diesem Krankheitsfalle in näherer Heilbeziehung stehen, als die China, da man nicht nur alle genannte somatische und psychische Beschwerden unter den primären Wirkungen dieses vortrefflichen Heilmittels ausgezeichnet wiederfindet, sondern auch Erschöpfung der körperlichen und durch diese der psychischen Kräfte, herbeygeführt durch großen Säfteverlust, durch zu lange fortgesetztes und mithin naturwidriges Stillen, noch obendrein bey nicht einmal hinlänglicher höchst geringer Kost, die veranlassende Ursache dieses Leidens war. In einem solchen Falle ist die China das specifische Heilmittel (s. S. Hahnemann r. AMlehre. Th. 3. S. 42. u. f., sodann die Symptome der China). Die Kranke erhielt daher auch, Nachmittags 3 Uhr, einen Tropfen, welcher den quatrillionsten Theil eines Granes dieses Heilmittels enthielt, wobey, unter Entfernung alles anderweitigen Arzneilichen, eine leichte, rein nährende Diät verordnet wurde.

Resultat.

Von der gereichten Arznei ließ sich mit Bestimmtheit schon den nächsten Tag einige Besserung erwarten, und diese wurde auch in der That von mir beobachtet. Alle Beschwerden hatten sich um etwas vermindert. Nach Verlauf von zwey Tagen aber war die Besserung schon ganz deutlich. Die Kranke hatte in dieser zweyten Nacht

sechs Stunden ruhig geschlafen und fühlte sich dadurch sehr gestärkt; der Turgor vitalis kehrte allmählig wieder; ihre Kopfbeschwerden und das Wehthun der Augen waren fast völlig verschwunden; sie bekam wieder Appetit; der Durst wurde natürlich; das säuerliche Aufstoßen hatte sich in leeres verwandelt, und erschien selten; die Leibesöffnung stellte sich von selbst wieder ein; der Harn sahe strohgelb; der vorher quälende Husten zeigte sich nur noch am Tage einigemal. — Den vierten Tag konnte sie schon einige Stunden das Bett verlassen und nach Verlauf von sechs Tagen war die ganze Krankheit bis auf einige Mattigkeit gehoben. Durch eine rein nährende Diät wurde auch der Kraftmangel bald beseitigt und in einem Zeitraume von drey Wochen erfreute sich die Kranke ihrer völligen Gesundheit wieder.

Daß die China es war, welche diese Kranke vom Tode rettete, wird wohl kein Gegner der homöopathischen Heilkunst in Zweifel ziehen, möge er auch immerhin die schnelle Hülfe derselben in dieser kleinen Gabe sich nicht erklären können und in ihm vorkommenden ähnlichen Fällen mehrere Unzen statt eines Tropfens der oben angeführten Verdünnung reichen. Der homöopathische Arzt bedarf zur schnellen, sichern und sanften Wiederherstellung der Gesundheit in den geeigneten akuten Fällen nie mehr als eines Tropfens einer so hohen Verdünnung, erspart dadurch seinen Kranken viel Geld und, was das wichtigste ist, die, bey großen und noch obendrein oft wiederholten Gaben leicht erscheinenden, Nebenbeschwerden, so wie man-

cherley Nachwehen, welche man nach so vielen übergroßen Gaben nicht selten zu beobachten Gelegenheit findet, wenn man kein oberflächlicher Beobachter ist und die primären und secundären Wirkungen der China, dieses in den geeigneten Krankheitsfällen unschätzbaren Heilmittels, dieser herrlichen Gabe des allgütigen Schöpfers, genau kennt. — Und da man nun mit so kleinen und wohlfeilen Gaben dieses Heilmittels denselben Zweck sicher und sanft erreicht, welcher mit den gewöhnlichen großen, oft wiederholten und theuren Porzionen, aber oft unter vielen Nebenbeschwerden und Nachwehen erreicht wird, so ist es unverzeihlicher Leichtsinn, wenn man diese Arznei ihres hohen Preises wegen nur solchen Kranken reichen will, welche sie zu bezahlen vermögen, den ärmern Leidenden aber ganz anders wirkende Arzneien, welche man Surrogate betitelt, verordnet. Möge doch bald die Zeit kommen, wo man einsehen lernt, daß es keine Surrogate giebt! Wer ein ächter Heilkünstler ist und es redlich mit seinem Gewissen und den leidenden Mitmenschen meint, giebt keine Surrogate, sondern stets die Arzneien, welche den gegebenen Krankheitsfällen am angemessensten sind.

Meine durch eine einzige, so kleine Gabe China gerettete Kranke würde, da sie kein Geld für die gewöhnlichen großen Chinagläser hatte, von einem andern (nicht homöopathischen) Arzte ein sogenanntes Surrogat, d. i. eine ganz anders als China wirkende, mithin unpassende Arznei erhalten haben, und so vielleicht schon längst ein Opfer des Todes geworden seyn und dem Staate eine Last, ihre drey unerzogenen armen Kinder, hinterlassen haben. So aber ist sie gesund und ernährt, wenn auch kärglich,

doch ehrlich durch ihrer Hände Arbeit sich und ihre Kinder. Ein herrlicher, ein himmlischer Lohn für einen Arzt!

II.

M..., ein Grobschmid aus B. bey R., 43 Jahr alt, robuster Konstituzion, litt seit ½ Jahr, nach einem starken Frostanfalle, an einem höchst lästigen und quälenden Exanthem. Vergebens hatte er schon bey mehrern Aerzten Hülfe gesucht, im Gegentheil sein Uebel hatte bey aller ärztlichen Behandlung sich verschlimmert. Er nahm daher, den 14. April d. J., seine Zuflucht noch zu mir, und ich fand durch sorgfältige Untersuchung nachstehendes

Krankheitsbild.

Das ganze Gesicht, die Stirn nicht ausgenommen, der Hals, die Brust, die Vorderarme und Hände waren mit jauchigten Geschwüren bedeckt, welche wie glühende Kohlen einen fast unerträglich brennenden Schmerz verursachten. — Anfangs waren es kleine rothe Blüthen, deren Spitzen sich bald mit einer hellgelben Feuchtigkeit füllten, aufplatzten und durch ihre scharfe Feuchtigkeit die gesunde Haut gleich korrodirten und so große Krusten bildeten, unter denen es forteiterte. Die Geschwüre flossen zusammen.

Es überfiel ihn oft Schauer, besonders an den Theilen, welche das Exanthem eingenommen hatte.

Schlafen konnte er wegen der unaufhörlichen Schmerzen fast gar nicht.

Der Rauchtabak, den er immer sehr geliebt hatte, schmeckte ihm nicht mehr.

Salziger Geschmack. — Wenig Durst. — Schmutziggelb belegte Zunge.

Gelblicher Durchfall. — Trüber, gelber Urin. — Mattigkeit.

Mißmüthig, ärgerlich.

Therapie.

An der Diät dieses Mannes war nichts zu ändern; und da er auch in den letzten Tagen sich keiner Arzneien mehr bedient hatte, konnte sogleich die homöopathische Cur beginnen. — Da kein Mittel mit seinen positiven Wirkungen diesem Leiden, besonders aber dem fast unerträglichen Brennen in den jauchigten Geschwüren, der nächtlichen Unruhe und dem salzigen Geschmacke so ausgezeichnet entsprach, als der, in den Augen eines Nichtkenners so furchtbare, Arsenik (s. S. Hahnemann r. AML. Th. 2.), so reichte ich dem Kranken noch denselben Tag einen Tropfen von der dezillionfachen Verdünnung.

Resultat.

Nach vier Tagen kam der Kranke wieder zu mir. Sein ganzer Zustand hatte sich schon ungemein verbessert; die vorher jauchigten Geschwüre wurden trocken, der Brennschmerz in denselben hatte sich um vieles vermindert und es kamen keine neuen Blüthen mehr zum Vorschein; Schauer überfiel den Kranken nur noch selten; er konnte des Nachts mehrere Stunden ruhig schlafen; der Rauchtabak schmeckte ihm noch nicht, aber der salzige Geschmack hatte sich fast gänzlich verloren; die Zunge war weniger belegt; der Appetit, der Durst und die Leibesöffnung waren natürlich, der Urin noch etwas trübe, das Gemüth

heiter. — Die Besserung gieng mit jedem Tage fort und nach Verlauf von 10 Tagen war der Ausschlag völlig abgetrocknet, alle übrige Beschwerden waren verschwunden und der ein Vierteljahr hindurch so sehr gequälte Kranke befand sich jetzt wieder im Besitz seiner völligen Gesundheit *).

---

*) Anmerk. Vergl. hiermit: Archiv f. d. hom: H. 1. Band. 1. Heft. S. 105—107. Anmerk. d. Redakt.

Homöopathische Heilungen.

Dargestellt

von

Dr. Franz Hartmann
in Tschopau.

I.

B...., eine Frau von etlichen und 40 Jahren, die von Jugend auf einen schwächlichen Körperbau gehabt hatte und sehr reizbaren Gemüths war, litt öfters an heftigem Schnupfen, der sich vor etwa 4 Wochen plötzlich verlohr und eine Schwerhörigkeit hinterließ, die nach allen dagegen angewendeten Hausmitteln, besonders nach dem häufigen Genuß des Fliederthees und nach den hinter den Ohren angewendeten Blasenpflastern sich eher vermehrte als verminderte. Demungeachtet fuhr sie volle 3 Wochen mit diesen Mitteln fort, bis neue hinzugetretene, weit bedenklichere Leiden sie nöthigten, ärztliche Hülfe zu suchen. Sie ersuchte mich den 21. Jan. 1821 um meinen Beistand, und ich fand bei genauerer Erforschung folgendes:

Krankheitsbild.

Heftig reißende und ohrenzwangartige Schmerzen tief in beiden Ohren mit Sausen und Brummen in denselben. — Die äußern Ohrgänge sind ganz verschwollen

aber nur noch wenig entzündet, und es ist kaum noch eine Spur von ihnen zu erkennen. — Blut mit Eiter vermischt dringt aus denselben, besonders wenn sie am Ohrbocke drückt. — Die Schmerzen in denselben werden oft bis zum unerträglichen erhöht, nehmen den ganzen Kopf ein, erzeugen Betäubung und brennende Hitze in demselben, wobei die Augen hervorgetrieben werden, die Bindehaut entzündet erscheint und die Pupillen erweitert sind. — In diesem Zustande ist sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig, sie spricht leise, doch unverständlich und greift mit den Fingern auf dem Bette herum. Dieser Paroxysmus hält oft halbe, auch ganze Stunden lang an, dann kehrt die Besinnung zurück, aber immer dauern die heftigen Schmerzen fort. — Schwerhörigkeit. — Beim Nießen, was öfters eintritt, muß sie die Ohren fest zusammendrücken, weil, wenn sie es unterläßt, die Empfindung entsteht, als sollten selbige herausgesprengt werden. — Die Kopfknochen hinter den Ohren sind aufgetrieben und schmerzen, besonders bei Berührung. — Gegen Abend Erhöhung der Schmerzen mit trockner brennender Hitze des ganzen Körpers, vorzüglich des Kopfs und der Hände, ohne Durst. — Gänzliche Appetitlosigkeit. — Weiß schleimig belegte Zunge. — Voller, schneller und aussetzender Pulsschlag. — Höchst unruhiger, angstvoller Schlaf.

Therapie.

Höchst treffend fand sich dieser individuelle Krankheitsfall unter den Erstwirkungen von Pulsatille wieder, (s. Hahnemann r. Arzneimittellehre, Th. 2.) aus welchem

Grunde, über ihre Wahl, als hier spezifisch passendes Heilmittel, kein Zweifel obwalten konnte. Ich reichte ihr daher die kleine Gabe, ein Quatrilliontel eines Grans, abends 5 Uhr — freilich die unschicklichste Zeit für diese Arznei, da sich ihre meisten Symptome zur Nachtzeit entwickeln; und doch konnte ich bei diesem höchst akuten Leiden nicht erst den andern Morgen abwarten, wo vielleicht dann Hülfe zu spät gewesen wäre.

Resultat.

Mit heiterer Miene berichtete mir meine Kranke den folgenden Morgen, daß sie zwar von Abend zu kein Auge habe schließen können, wegen der lebhaften Vermehrung der Schmerzen, die bis nachts 1 Uhr immer noch an Stärke zugenommen hätten, von wo an aber alsdann Nachlaß derselben eingetreten sey, und ein sanfter Schlaf bis früh 7 Uhr sie ungemein erquickt habe. In diesem ruhigen Zustande hatte sich ihr Leiden um vieles vermindert, die heftigen Schmerzen hatten sich fast ganz verloren und nahmen den Kopf nicht mehr ein, das Sausen und Brummen vor den Ohren war nicht mehr zugegen, die Geschwulst des äußern Ohrs hatte sich bedeutend vermindert, Blut und Eiter drang nicht mehr aus demselben, sondern nur eine geringe Quantität dem Fleischwasser ähnliche Flüssigkeit, die nur durch Draufdrücken auf das Ohr sich zeigte; die Schwerhörigkeit war vermindert, der Appetit nach Speisen und Getränken kehrte zurück, und die Besserung gieng ruhig fort bis gegen Abend, wo noch eine kleine Verschlimmerung sich einstellte, die aber an Intensität und Dauer den vorigen bei weitem nachstand.

Die folgende Nacht war ruhig, und das Mittel wirkte heilbringend fort, bis es den 5ten Tag den ganzen Organismus wieder in seinen vorigen Normalzustand versetzt hatte.

Wer erkennt in diesem Krankheitsbilde nicht deutlich die Otitis interna und externa mit dem Charakter des Typhus der gewöhnlichen Pathologien? Wer verkennt hier wohl den, akuten Entzündungen so häufig folgenden Ausgang, die Suppurazion? — Welchen großen Apparat von Heilmitteln würde man hier bedurft haben, wenn man den Therapien gefolgt wäre, wie sie die Entzündungen und ihre Ausgänge zu heilen angeben! Und gewiß kein Arzt seit 2000 Jahren würde geglaubt haben, daß dieses so gefährliche Leiden mit einem einzigen Mittel so leicht, schnell und dauerhaft zu heilen sey!

II.

R......, ein Mann von 52 Jahren, starker Körperkonstituzion und cholerischen Temperaments, litt schon seit 7 Jahren an einer Krankheit, gegen die vergeblich warme Seifenbäder, täglich an den leidenden Theil gebracht, angewendet wurden; ja sie waren nicht einmal im Stande, das Fortschreiten der Krankheit zu verhindern. Die den 24. April 1820 unternommene genauere Untersuchung gab mir folgendes

Krankheitsbild.

Wenn er die Arme ruhig liegen läßt, bekommt er in den Zeigefingern — heftiger jedoch in denen der linken Hand — ein unleidliches Kriebeln, wie wenn der Finger einschläft, und das erste Glied desselben stirbt ab; dieses Gefühl er-

streckt sich dann durch den ganzen Arm mit einem heftig klopfenden und hämmernden Schmerze bis in das Hinterhaupt und die linke Schläfe, wo es bisweilen heftige Rucke erzeugt. Dieser Schmerz weckt ihn alle Nächte mehrmals aus dem Schlafe auf. — Bewegt er dann die Arme stark, so verschwindet der Schmerz und das Kriebeln so lange, bis die Arme wieder eine Zeit lang ruhig gelegen haben. — Leidet der eine Arm, so ist der andere frei davon. — Bei'm Gehen bekommt er zuweilen einen so starken schmerzhaften Stich im Kreutzbeine, daß er zusammenknickt, dann eine Zeit lang gebückt stehen muß, ehe der Schmerz ganz verschwindet und er wieder weiter gehen kann. — Am Ballen des linken Fußes bei'm Gehen und Stehen, ein stechendes Brennen, daß er kaum 1 Stunde lang das Schuhwerk an den Füßen ertragen kann, dessen Heftigkeit jenen Schmerz in den Armen lindert. — Zwischen den Schulterblättern reißender Schmerz. — Wärme und Schweiß mindert das Leiden.

Therapie.

Die charakteristische Eigenthümlichkeit des Wurzelsumachs, die größte Beschwerde nur in der Ruhe zu erzeugen, so wie die übrigens treffende Uebereinstimmung der Symptome dieses so wirksamen Arzneistoffs mit denen der vorliegenden Krankheit, ließ mich in ihm das hier am meisten passende, spezifische Heilmittel finden. Der robusten Körperkonstituzion wegen, gab ich ihm noch an diesem Tage einen Tropfen des mit gleichen Theilen Weingeist vermischten Saftes, und ordnete dabei seine Diät nach den, der homöopathischen Heilkunst entsprechenden,

diätetischen Grundsätzen, die ich, um unnöthige Wiederholungen hier zu vermeiden, übergehe.

Resultat.

In den ersten Tagen war noch keine Besserung zu bemerken, wohl aber den 5ten und 6ten Tag, wo er schon weit längere Zeit den Arm ruhig liegen lassen konnte, ehe die kriebelnde Empfindung eintrat; der alsdann im Arme entstehende Schmerz war lange nicht mehr so heftig, wie früher, und das Hinterhaupt und die Schläfe waren ganz frei davon. Ich ließ diese erste Gabe 14 Tage wirken, bemerkte aber die 3 letzten Tage kein Fortschreiten in der Besserung, dagegen eine auffallende Verschlimmerung des nunmehr immer nur durch Bewegung hervorgerufenen Leidens. Oefterer als sonst sah er sich genöthigt, wegen des schmerzhaften heftigen Stichs im Kreutzbeine beim Gehen, stehen zu bleiben, und länger als vorher mußte er es abwarten, ehe dieser Schmerz wieder verschwand. Zugleich mit diesem erhöhte sich das stechende Brennen im Ballen des linken Fußes.

Diesen Krankheitserscheinungen entsprach die Zaunrebe besonders deshalb, weil dieser Zustand nur durch Bewegung entstand, was bei den Symptomen dieses Heilmittels als eine charakteristische Eigenthümlichkeit gilt. (s. S. Hahnemann r. Arzneimittellehre, Th. 2.). Ich gab ihm daher nun einen Tropfen dieses Saftes, der $\frac{2}{100}$ Gran enthielt, und den 12ten Mai war von diesen Beschwerden, weder im Kreutze noch im Fuße, keine Spur mehr zu finden.

Um aber die kriebelnde Empfindung im Arme, die doch noch nicht verschwunden war, vollends zu tilgen, gab ich den 13. Mai noch eine 2te Gabe von Wurzelsumach, jedoch nur einen Tropfen der billionfachen Verdünnung, und sah dadurch nach einigen Tagen auch dieses kleine Ueberbleibsel völlig verschwinden. Der Mann befindet sich seit dieser Zeit vollkommen wohl, und hat auch nie wieder etwas von diesem Leiden bemerkt.

(Fortsetzung folgt.)

Homöopathische Heilungen.

Dargestellt von D. Ernst Stapf.

I.

Frau K..., 41 Jahr alt, von weicher, schlaffer Konstituzion, sanguinisch-cholerischen Temperaments, hatte in ihrer funfzehnjährigen Ehe ein Kind geboren und drei Fehlgeburten, die letzte vor drei Jahren, erlitten. Sie bekam zu Ende des Jahres 1821, nachdem vorher die Menstrua drei Monate gestockt hatten, nach einem heftigen Schrecke, plötzlich einem sehr starken Mutterblutfluß, wobei, unter vorangehenden empfindlichen Kreuzschmerzen, große Stücke schwarzen, geronnenen Blutes abgingen. Bei ihrer Geneigtheit zum Abortiren mochte dieser Zufall nicht ohne Wahrscheinlichkeit als ein abermaliger Abortus angesehen werden. Nach Entleerung dieser Blutmasse, welche man damals leider keiner weitern Untersuchung unterworfen hatte, entwickelte sich ein äußerst heftiger Mutterblutfluß, welcher, als sie sich um Hülfe bittend an mich wendete, bereits 19 Wochen ununterbrochen gedauert hatte. Sie hatte in dieser Zeit auf mehrfache ärztliche Verordnung Chinaaufguß, Eisen, Säuren u. s. w. in großen

Mengen gebraucht; alles jedoch vergeblich, sogar mit sichtbarer Verschlimmerung ihrer Leiden. Seit drei Wochen hatte sie sich von aller Arznei entfernt gehalten, da sie davon eher Verschlimmerung als Heilung ihres Zustandes bemerkt hatte. Ihre Diät war bis auf den Kaffee, den sie jedoch nicht übermäßig genoß, angemessen und einfach. Aus der, am 2. Mai d. J. angestellten genauen Untersuchung ihres Befindens ergab sich nachstehendes

Krankheitsbild.

Seit 19. Wochen gehet nnunterbrochen dunkles, schwarzes, (übelriechendes) Blut in großer Menge aus der Gebärmutter ohne alle Empfindung ab. — Im Unterleibe, um den Nabel herum, ein beständiges Wiebeln und Hüpfen, als wenn sich etwas Lebendiges daselbst bewege, als kollere eine Kugel hin und her. — In der linken Kopfseite, in der Stirn, ein Schmerz, als pochte ein Hammer darin, besonders früh; dieser Schmerz verbreitet sich bis ins linke Auge, welches ebenfalls klopfend schmerzt und früh zugeschworen ist. — Große Schwäche des Sehvermögens; da sie früher sehr hell sah, so erscheint ihr jetzt alles wie in Nebel gehüllt, wobei, vorzüglich vor dem linken Auge, ein beständiges Flimmern und Fippern bemerkbar ist. — Schwindel, wobei sie oft in Ohnmacht fällt. — Gänzliche Appetitlosigkeit bei richtigem Geschmack der Speisen. — Fast beständige Uebligkeit und Weichlichkeit in der Herzgrube, ohne Erbrechen. — Ungeheure Erschöpfung und Ermattung. — Die Glieder, namentlich die Füße, sind wie zerschlagen, mit leichter Geschwulst der Unterfüße und einem ziehend-reißenden Schmerz darin, welcher besonders nach dem Aufstehen vom

Sitzen, ehe sie in Gang kömmt, empfindlich ist, dann aber gelinder wird. — Kleiner, schneller, schwacher Puls. — Immerfort Frostigkeit. — Unruhiger Schlaf; schläft sie ein, so peinigen sie sogleich lebhafte Träume. — Selten und mit großer Anstrengung erfolgender, harter Stuhlgang. — Gelbbleiche Gesichtsfarbe. — Aeußerst abgemagert. — Eigensinnig, ärgerlich, traurig. —

Therapie.

Nachdem alles Fremdartige, z. B. Kaffee u. d. m. streng entfernt und eine angemessene Diät — Genuß reinnährender Speisen und Getränke, — so wie eine zweckmäßige anderweite Lebensweise, — Ruhe, kühles Verhalten u. s. w. — angeordnet worden war, empfing die Kranke den 4. Mai früh neun Uhr, was ihrem Zustande vorerst am meisten entsprach, d. h. mit der Totalität ihrer Beschwerden in nächster homöopathischer Heilbeziehung stand, ein Milliontel Gran Safran in Auflösung. (S. Arch. f. d. hom. Heilk. I. Bd. 2. Heft, Safran.)

Resultat.

Den 5. Mai erzählte mir die Kranke hocherfreut, daß sich schon einige Stunden nach Empfang der Arznei der Blutfluß geändert habe, daß das vorher dunkelschwarze, fast zähe Blut dünner und heller geworden, die Nacht über bedeutend weniger geflossen sey und jetzt nur noch wie stark gefärbtes Fleischwasser abgehe. Zu gleicher Zeit habe sich das unangenehme Gefühl von etwas Lebendigem im Unterleibe gänzlich verloren und sie fühle sich heut um vieles wohler, als seit langer Zeit. Bei so unverkennbar wohlthätiger Wirkung des bestgewählten Mittels (des

Safrans) wurde es für angemessen erachtet, vor der Hand keine zweite Gabe desselben, oder wohl gar ein anderes Mittel zu geben, und in der That schritt auch die Heilung von Tage zu Tage sichtbar fort, so daß den 9. Mai bei erneuerter Aufzeichnung des noch stattfindenden Symptomenkomplexes nachstehendes beobachtet wurde:

Sehr mäßiger Abgang einer leicht gerötheten Flüssigkeit aus den Geschlechtstheilen. — Brecherlichkeit in der Herzgrube. — Beständige Frostigkeit. — Appetitlosigkeit. — In der Stirn drückend-reißendes Kopfweh; meist früh. — Hartleibigkeit. — Wenn auch verminderte, doch noch beträchtliche Ermattung. — Weiche Fußgeschwulst mit einem höchst lästigen, reißend-ziehenden Schmerze in den Unterfüßen. — Widerwärtige Gemüthsstimmung.

So hatte also der Safran den Blutabgang qualitativ und quantitativ bedeutend verbessert, mehrere unangenehme Empfindungen beseitiget und so eine sehr wichtige, ja die erste Bedingung zur vollkommenen Heilung erfüllt. Was noch zu beseitigen übrig war, lag außer seiner Wirkungssphäre; da hingegen zu diesem Zwecke Ipekakuanha (s. R. AMLehre Bd. 3.) das angemessenste Mittel schien. Sie erhielt daher den 10. Mai früh einen Milliontel-Gran dieser Wurzel in Auflösung.

Nach wenig Tagen fand ich die Kranke weit wohler, und sie selbst berichtete mir, daß sich schon den Tag nach dem Einnehmen der Ipekakuanha die Frostigkeit, Appetitlosigkeit und die Brecherlichkeit bedeutend vermindert haben, und der schon vorher (nach dem Safran) so auffallend verringerte blaßröthliche Abgang aus der Gebärmut-

ter fast ganz verschwunden sey, so wie sie sich auch merklich kräftiger fühle. Der Puls war voller, das Ansehn frischer. Daß auch ihr Gemüth heiterer und freier war, bezeugte ihr ganzes Wesen.

Eine den 14. Mai vorgenommene genaue Untersuchung ihres gegenwärtigen Befindens zeigte noch folgende Symptome:

Hartleibigkeit; sie entleert nur mit großer Anstrengung und selten, wenig harten Koth. — Früh ein drückend-reißendes Kopfweh in der Stirn, welches durch Bewegung und in freier Luft um vieles heftiger wird. Hierbei Schwindel, welcher namentlich beim Vorbücken bemerkbar wird, und besonders früh hervortretende üble Gemüthsstimmung. — Früh nach dem Erwachen eine lästige Brecherlichkeit, welche sogar bisweilen in anstrengendes Würgen ausartete, wobei, wenn letzteres heftig wird, sich ganz leichte Spuren abgehenden Blutes (welches bisher sich durchaus nicht mehr gezeigt hatte) kund thun. — Vollheit in der Herzgrube. — Weiche Fußgeschwulst mit reißend-ziehenden Schmerzen in den Unterfüßen.

Diesem Zustande entsprach unter allen bekannten Mitteln am genauesten der Krähenaugsaamen, weswegen ich ihr auch den 14. Abends sechs Uhr ein Quintilliontel Gran Nux vomica reichte. Schon den folgenden Morgen zeigte sich der Kopfschmerz und Schwindel, die Brecherlichkeit und das Würgen, die Vollheit in der Herzgrube und die üble Gemüthsstimmung sehr bedeutend vermindert, Stuhlgang war früh mit Leichtigkeit und reichlich erfolgt, und nach Verlauf weniger Tage waren

diese Symptome gänzlich verschwunden. Auch die Kräfte hatten sich nunmehr ziemlich wieder gefunden, ihr Ansehn war ziemlich gut und der Körper gewann an Fülle. Nur die oben genannten reißend-ziehenden Schmerzen in den Füßen, welche besonders empfindlich waren bei'm Anfange des Gehens, bei fortgesetztem Gehen aber sich minderten, so wie die Fußgeschwulst, waren noch vorhanden. Da nun dieses lästige Symptom weder durch die jetzt angemessen unternommene Bewegung in freier Luft, noch in Folge der fortwirkenden Krähenaugen, auch nicht durch die Kraft der im Uebrigen zur Norm zurückgeführten Natur sich entfernte; so empfing die Kranke den 20. Mai früh $\frac{1}{10000}$ Gran *salzsaures Eisen*, welches diesen Symptomen (nächst Pulsatille) am besten entsprach. Den 24. Mai berichtete sie mir, wie sehr bald nach Empfang dieses Mittels die Schmerzen nach und nach vergangen seyen, und jetzt auch keine Spur von Fußgeschwulst mehr zu entdecken sey, sie sich überhaupt vollkommen gesund und kräftig fühle.

Gegenwärtig, sieben Monate nach geendigter Heilung, genießt diese Frau in jeder Hinsicht der vollkommensten Gesundheit; auch das Monatliche ist in bester Ordnung.

II.

G. H....., der achtjährige Sohn gesunder, kräftiger Landleute bekam in der vierten Woche seines Lebens einen unbedeutenden grindigen Ausschlag auf dem Kopfe, wogegen die besorgten Aeltern eine Menge von Aerzten verordneter Mittel, äußerer und innerer, jedoch erfolglos, selbst

mit offenbarer Verschlimmerung gebrauchten. Die anfangs kleine Stelle vergrößerte sich bald immer mehr, es entstand ein ungemein fressend-juckender, grindiger, jauchender Ausschlag auf der ganzen rechten Gesichtshälfte, welcher den Knaben nicht allein auf's äußerste entstellte, sondern ihm auch unerträgliche Schmerzen verursachte. Nach und nach überzog sich die Haut des ganzen Körpers, besonders der Füße und Arme, mit einem peinlich juckend-fressenden Ausschlage, unter welchem süßlich stinkende, oft blutige Materie hervorquoll. Unausgesetzt hatten die Aeltern acht Jahre lang Aerzte nah und fern, berühmte und unberühmte, um Rath gefragt und sowohl hinsichtlich der Diät, als auch des Gebrauchs der verordneten Arzneien, alles gewissenhaft befolgt; aber umsonst. Das Uebel hatte immer weiter um sich gegriffen, war immer bösartiger geworden. Allerlei Salben hatten bisweilen stellenweise den Ausschlag auf einige Wochen vertrieben; an dessen Stelle war jedoch sogleich jedesmal Engbrüstigkeit und ein feuchter Husten getreten; zum sichern Zeichen unzweckmäßiger Behandlung. Durch achtjähriges Mediziniren fast verarmt, und nach so vielen vergeblichen Versuchen ohne Hoffnung, das Uebel je geheilt zu sehen, wendeten sie sich, auf mehrerer Freunde dringendes Zureden, im Mai d. J. an mich, mehr mein Urtheil über die Krankheit verlangend, als Heilung erwartend. Eine genaue Erforschung des gegenwärtigen Zustandes des Kranken gab nachstehendes

Krankheitsbild.

Der ganze Vorderkopf, die Stirn und die rechte Gesichtshälfte sind mit einer dicken, feuchten Grindborke über-

zogen, unter welcher sich eine äußerst übel aussehende, jauchige, oft mit Blut vermischte Materie, unerträglichen Geruchs, befindet und hie und da hervordringt. — Die Haut unter der Borke ist roh, wund, uneben, mißfarbig. — Bisweilen fällt diese Borke ab, wobei sich ein sehr unreiner, jauchender Grund zeigt, welcher sich dann bald wieder mit Schuppen bedeckt, die sich in einigen Tagen zur festen, dicken Borke konsolidiren. — Das rechte Auge ist bereits in den Kreis des Uebels gezogen, die Augenlieder sind geschwollen, roth, klebrig, die Albuginea leicht entzündet, das Sehen getrübt. Am ganzen Körper, besonders aber an Armen und Füßen, ist die Haut rauh, schuppig und es entstehen daselbst häufig große, nässende Stellen mit dicker Borke; an andern Stellen ist der schuppige Ausschlag trocken. — In den angegriffenen Stellen des Gesichts, wie den übrigen Theile, ist ein unerträgliches, fressendes Jucken bemerkbar, welches, namentlich gegen Abend und Nachts, so wie in der Wärme, höchst peinlich wird, dem Kranken allen Schlaf raubt und zum heftigsten Kratzen nöthiget, wobei sich mit einiger momentaner Erleichterung eine blutige Materie ergießt. Der Kranke, obgleich sehr reinlich gehalten, verbreitet einen eben so unerträglichen Gestank um sich her, als sein Anblick schaudererregend ist, weswegen ihn alle seine Umgebungen möglichst fliehen. — Die übrigen Verrichtungen gehen normal von Statten.

Therapie.

So fand ich den Kranken; so hatte sich nun seit acht Jahren die Krankheit entwickelt und gestaltet; alle gebrauchte äußerliche und innerliche Mittel waren erfolglos geblieben. Seit einem Viertel-Jahre waren alle Arzneien

bei Seite gesetzt worden, da die nicht reichen Aeltern von ihrem kostbaren Gebrauche keinen günstigen Erfolg sahen. In der Diät des Knaben war nichts Wesentliches zu ändern; er hatte, seit dem Wegsetzen aller Arznei, auch diätetisch einfach und naturgemäß gelebt, Milch, Wasser, reines Bier getrunken, unschädliche Speisen genossen, und sich viel in freier Luft bewegt. Bei alle dem war die Krankheit unverändert geblieben; wie denn Krankheiten dieser Art wohl nie durch Diät geheilt, am wenigsten schnell und gründlich geheilt werden, was allein die angemessensten Arzneistoffe vermögen. Ohne daher etwas in seiner Lebensweise zu verändern, gab ich ihm, was den Symptomen seiner Krankheit homöopathisch am meisten entsprach, eine Dosis Rhus toxicodendron (s. R. AMLehre von S. Hahnemann, 2. Bd.). Bei der langen Dauer der mit dem innersten Wesen des Organismus innigst verflochtenen Krankheit, bei dem übrigen Wohlbefinden des Kranken und der nicht eben hohen Erregbarkeit desselben erhielt er eine ungewöhnlich große Gabe dieses so äußerst kräftigen Mittels, nämlich $\frac{1}{1000}$ eines Granes des frischen mit Weingeist vermischten Saftes.

Resultat.

Nach zwölf Tagen sah ich den Kranken wieder und fand meine Erwartungen durch den Erfolg bei weitem übertroffen. Den Abend des Tages, an welchem er das bezeichnete Mittel früh bekommen hatte, empfand er ein ungemein vermehrtes, schmerzliches fressendes Jucken am ganzen Leibe und besonders im Gesichte (homöopathische Erhöhung nach der noch viel zu großen Gabe). Die folgende Nacht war das Jucken weit geringer, selbst weit

geringer als vor dem Arzneigebrauche, und den Tag darauf war ein wohlthätiges Vertrocknen der sonst nässenden Stellen unverkennbar. Den vierten Tag fielen häufig trockene Stücken Borke ab und die Haut darunter zeigte sich ebenfalls trocken, reiner und wohlgeartet. Die schmerzliche Empfindung in den leidenden Theilen wurde nun immer geringer, so daß er den siebenten Tag nicht mehr über das sonst so peinliche Jucken klagte. Jetzt waren bereits beträchtliche Stellen von Borke frei und zeigten gute, gesunde Haut, und als ich ihn den zwölften Tag selbst sahe, waren nur noch hie und da einzelne nässende, doch nicht mehr schmerzende Stellen im Gesicht und an den Füßen sichtbar. Der Kranke hatte nun wieder ein menschliches Ansehen, da er früher einen überaus widrigen und ekelhaften Anblick gewährte. Bei diesem glücklichen Erfolge und bei der äußerst langen Dauer der Wirkung des Rhus toxic. fand ich es für angemessen, dem Kranken vor der Hand keine weitere Medizin zu reichen, in der sichern Ueberzeugung, es werde sich in Folge des fortwirkenden Mittels das Uebel ganz oder doch größtentheils verlieren. Auch fand ich meine Erwartung bestätigt, als ich den Kranken nach vier Wochen wiedersah. Nur noch leichte Spuren ehemaliger Hautkrankheit waren jetzt vorhanden, einzelne, leichte, trockne, schmerzlose Schuppen und Grinderchen an den Unterfüßen und auf dem Haarkopfe; die inneren Augen waren völlig frei und rein, nur die Augenliedränder noch etwas klebrig, so daß sich an ihnen, besonders früh, etwas Butter zeigte. Der Genesene war jetzt blühend wohl, munter und kräftig, und der bei dem durch Salben erzwungenen Verschwinden des Ausschlags früher

gewöhnliche feuchte, asthmatische Husten zeigte sich auf keine Weise, zum sichern Zeichen der in ihrer Totalität, in ihrem ganzen innern Wesen wirklich vernichteten Krankheit. Da das Uebel so lange gedauert hatte und sich auch noch hie und da, wenn auch leichte Spuren desselben zeigten, so fand ich es für nöthig, dem Knaben noch einige, jedoch weit kleinere Gaben des für diesen individuellen Krankheitsfall spezifischen, homöopathischen Mittels, einen Trilliontel-Gran Sumachsaft so zu geben, daß er aller vier Wochen eine Gabe davon zu nehmen hatte. Diese Vorsicht ist sehr nöthig bei Behandlung so chronischer und bösartiger Uebel, wie das gegenwärtige, da sich ohne dieselbe nicht selten, nach längerer oder kürzerer Zeit, von neuem Spuren des Uebels zeigen, was jedoch durch längeren, in großen Zwischenräumen und in immer verkleinerten Gaben stattfindenden Fortgebrauch des richtigen Mittels sicher verhütet wird (s. Organon d. Heilkunst v. S. Hahnemann, 2te Aufl. §. 271—272.).

Nachdem der Kranke so in einem Zeitraume von vier Monaten vier Gaben Rhus toxic. genommen hatte, war das Uebel völlig verschwunden und hat sich bis heute (Mitte November) keine Spur desselben wieder gezeigt.

Literarische Anzeige.

Reine Arzneimittellehre,

von

Samuel Hahnemann.

Erster Theil. Zweite vermehrte Auflage. Dresden, 1822, in der Arnold'schen Buchhandlung. gr. 8. S. 504.

Diese zweite Auflage bietet, mit der ersten verglichen, wesentliche Bereicherungen und Verbesserungen dar. Sie ist ein neuer Beleg, daß die Homöopathie nicht still zu stehen gedenkt auf ihrer kaum gebrochenen Bahn, und daß der Verfasser der reinen Arzneimittellehre sich vielfacher Mithülfe anderer Aerzte bei seinem Unternehmen zu erfreuen hat.

Die Zahl der Arzneisymptome der zwölf abgehandelten Arzneistoffe ist im Durchschnitt verdoppelt. Die reichste Vermehrung derselben fällt auf Belladonna, Brechnuß und Mercurius solubilis. Dulcamara, Cina, Cannabis, Moschus und Oleander werden nun erst, durch den erhaltenen Zuwachs von Symptomen, recht brauchbar für das homöopathische Heilverfahren.

Die Anordnung der Symptome nach dem detaillirtern Schema ist richtiger und dadurch das Aufsuchen derselben erleichtert. Die frühere theilweise Unordnung in der Symptomenfolge der Dulkamara und Arnika ist gehoben.

Bei mehrern Opiumsymptomen aus den Beobachtungen Anderer ist beigefügt, daß sie Nachwirkung sind, eine Aufklärung, die vielleicht auch bei manchen aus zufälligen Vergiftungen von Andern beobachteten Symptomen anderer Mittel, z. B. der Belladonna, wünschenswerth gewesen wäre.

Einige in der ersten Auflage durch größern Druck als wichtig angedeutete Symptome, haben hier diese Auszeichnung verloren; andere vorher nicht auf diese Weise ausgezeichnete sind an deren Stelle getreten, zum Beweis, daß der würdige Urheber der homöopathischen Heillehre gern geneigt ist, frühere Behauptungen zurückzunehmen, wenn spätere Erfahrungen sie nicht sattsam bestätigen.

Die erläuternden Vorworte der einzelnen Arzneimittel haben gewonnen. Bei allen ist jetzt die zum Gebrauch dienliche Zubereitung des rohen Stoffes beigefügt, so wie nun die gleichförmige Verdünnungsweise aller homöopathischen Arzneistoffe angegeben ist.

Die zum Gebrauch in Krankheitsfällen angemessenste Gabe jeder der hier abgehandelten Arzneien ist jetzt durchgängig bestimmt. Neu ist, daß die Dulkamara in oktillionfacher Verdünnung gegeben werden kann, und daß Akonit bis zu derselben Gabenkleinheit, Brechnuß sogar bis zur dezillionfachen Verdünnug herabgestimmt wird.

Was von den Gegenmitteln der abgehandelten Arzneien gesagt ist, bietet manche Bereicherung dieser Lehre.

Auch hier vermißt man, namentlich bei Arnika, einige in der ersten Auflage vorhandene Angaben, von denen demnach zu vermuthen ist, daß sie sich in der weitern Erfahrung nicht als allgemein gültig bestätigt haben.

Wichtig, und gewiß selbst allopathischen Aerzten interessant, sind die Andeutungen über den Nutzen, den die abgehandelten Arzneimittel in bestimmten Krankheitsformen erfahrungsmäßig leisten können. Belladonna z. B. in Bräunen mit äußerer Halsgeschwulst, in Hydrophobie, im ächten Scharlachfieber, im Rothlauf, Cina in Keuchhusten und andern Krankheiten, Kockel in einigen Unterleibskrämpfen der Weiber, in einigen Arten schleichender Nervenfieber, Moschus bei Starrkrampf und dem gespannten, tonisch krampfhaften Zustande vieler Hypochondristen, Oleander (den der Verf. zuerst in den Arzneivorrath eingeführt hat) bei Kopfausschlägen, schmerzlosen Lähmungen, in der Zerstreutheit und einigen andern Arten von Geisteszerrüttung, Sublimat in Herbstruhren, Akonit in entzündlichen Fiebern, Purpurfriesel, in Zufällen, die von Schreck mit Aerger verbunden entstanden und sind in der sogenannten strickten Faser, Arnika bei Quetschungen und Zerreißungen aller Art, bei einigen Arten des unächten Seitenstichs und bei Furunkeln.

Der Ausdruck des Verfassers ist noch hart gegen Andersdenkende. Diese Härte scheint das menschlich-unvermeidliche Ergebniß der seit etwa 15 Jahren erlittenen, oft unbilligen Angriffe — denn man findet sie nicht in den frühern Schriften desselben — verbunden mit dem Enthusiasmus, welcher fast immer die Urheber neuer Entdeckun-

gen und Systeme beseelt. Möge sie nun, bei der mehr und mehr sich verbreitenden Beachtung seiner wohlthätigen Entdeckungen im Felde der Heilkunde, neuerdings sich auflösen in Wohlwollen gegen seine Gegner und in sanftmüthige Belehrung für die, welche, obwohl irrend oder auf andern Wegen, mit ihm nach demselben Ziele — Beförderung des Wohls der Menschheit — streben!

Ich darf wohl sagen, daß das gemäßigte ärztliche Publikum mit Verlangen die etwanige Ergänzung und Revision der folgenden Bände seiner Arzneimittellehre und seiner übrigen klassischen Schriften von ihm erwartet, und daß es mit Vergnügen weiteren Bereicherungen der wahren Heilkunst aus dem reichen Schatze seiner gesammelten Beobachtungen und Erfahrungen entgegensieht.

M. M.

Zur Aufklärung einiger Mißverständnisse über Homöopathie,

von

Dr. Moritz Müller.

Nicht gegen das Denken in der Medizin, wie ein achtungswerther Rezensent des ersten Hefts des Arch. für Hom. *) voraussetzt, nur gegen das Erdenken medizinischer Theorien habe ich mich dort ausgesprochen. Jenes ist, wie in allen Verhältnissen des Lebens, so auch in einer Erfahrungswissenschaft, wie die Medizin ist, unerläßlich; wir dürfen nicht fürchten, in unserem Deutschland Jemanden zu finden, der es für entbehrlich halte, oder durch Erschlaffung der geistigen Kräfte des Menschen denselben zur Thierheit herabzuwürdigen, ihn zum blind folgsamen, willenlosen Werkzeug der Willkühr, des Obskurantismus, zum gedankenlosen Nachbeter zu er-

*) Anm. Im Aprilheft der Altenburger Annalen 1822. Diese Rezension hat durch die Reichhaltigkeit der in derselben angestellten Betrachtungen über Homöopathie zu den hier folgenden aphoristischen Bemerkungen Anlaß gegeben.

niedrigen, die Absicht habe. Daß aber dieses, das Erdenken von Theorien, die in der Erfahrung keine genügende Begründung finden, in unserer Kunst durch vorzeitige praktische Anwendung derselben, durch das Streben der Aerzte, sich in einem bestimmt, wissenschaftlich abgeschlossenen Kreise des Wissens und Glaubens zu bewegen, bedeutend geschadet habe, bestätigen die Aeußerungen aller unbefangenen Schriftsteller unserer Zeit, welche diese Seite der Arzneiwissenschaft berühren. Mein Tadel trifft weniger die scharfsinnigen Theoretiker als diejenigen, welche sich zum voreiligen Glauben hinreißen lassen und in dem Erdachten eine Stütze zu finden wähnen, deren Trüglichkeit die Erfahrung früher oder später darthut.

Die bessern Aerzte aller Zeiten haben allerdings nie die „äußere wissenschaftliche Hülle der Medizin," als das Wesen der Medizin angesehen, wohl aber ist jene Hülle das Wesen ihrer Wissenschaftlichkeit; sie ist der Faden, der die einzelnen aus andern Kreisen des Wissens hergenommenen Theile zu einem Ganzen verbindet und zusammenhält, ohne den sie aufhört, ein Ganzes zu seyn.

Die Medizin ist, wie jede angewandte Wissenschaft, keine Wissenschaft an sich, keine reine Wissenschaft; sie ist nicht, wie eine reine Wissenschaft, um ihrer, der Wissenschaft selbst willen da, sondern sie existirt als angewandte Wissenschaft nur um ihres besondern Zwecks willen. Ihr Zweck ist Umänderung des kranken Zustandes in den Gesunden und Verhütung der Umänderung des gesunden Zustandes in den kranken. Die Ausführung dieses Zwecks

ist an sich eine Kunst. Zur Ausübung dieser Kunst bedarf es der Kenntniß des Gesundens und des Erkrankens. Ist diese Kenntniß, die allein den Vorwurf der Arzneiwissenschaft ausmacht, vollständig, so haben wir eine Wissenschaft der Medizin. So lange sie aber noch unvollständig, mangelhaft, unvollendet ist, ist die Medizin noch keine Wissenschaft, sondern nur ein Versuch, ein Streben zur Wissenschaft. Es ist nothwendig, darnach zu streben; aber auch rühmlich zu gestehen, daß das Ziel noch nicht erreicht worden sei.

Sonach gehört der Medizin, streng genommen, nur die Lehre des Erkrankens — Pathologie — und des Gesundens — Therapie — eigenthümlich an. Alles andere, Anatomie, Physiologie, das Naturgeschichtliche der Arzneimittellehre u. s. w. sind Wissenschaften, die um ihrer selbst willen da sind, in Beziehung auf die Medizin aber nur propädeutische, nur unentbehrliche Hilfswissenschaften sind, entlehnt aus dem weiten Reiche der Naturgeschichte, der Naturwissenschaft. Dieses Reich des Wissens hat noch eine feste, bestimmte Grundlage, das Regelmäßige der Naturkörper und ihres organischen Lebens. Die Medizin aber ist auf das Abnorme im Organischen, auf die (zwar gleichfalls naturgesetzlichen) Abweichungen von der Regel angewiesen. Wie schwer wird es seyn, eine Wissenschaft zu machen, gleichsam aus den Ausnahmen von der Regel! Wie lange noch werden wir mit einer äußern wissenschaftlichen Hülle uns begnügen müssen!

Ich glaube, daß der geehrte Gegner unter äußerer wissenschaftlicher Hülle nichts anderes, als die allgemeinen Grundsätze verstanden haben kann, welche, an die Spitze

unserer Physiologie, Pathologie und Therapie gestellt und sie durchlaufend, den Hergang des Lebens, des Erkrankens, des Gesundens erklären sollen — die Grundlehren der Arzneiwissenschaft, die wir in jedem Handbuche anders gestaltet finden, zum deutlichen Beweise, daß sie mehr Resultate der Spekulazion, als Ergebnisse der noch unzureichenden Beobachtung sind.

Wenn er diese — als unwesentliche Hüllen und Vehikel — der Verwerfung besserer Aerzte Preis giebt, so hat er selbst die Medizin alles wissenschaftlichen Zusammenhangs, aller wissenschaftlicher Haltbarkeit beraubt und bestätigt sonach meine dort geäußerte Ansicht, daß unsere allgemeinen physiologischen und pathologischen Grundsätze, so wie die ganze generelle Therapie und die darauf gegründeten speziellen, pathologischen und therapeutischen Satzungen größtentheils und als Ganzes betrachtet, hypothetisch sind, daß die Medizin jetzt nicht dem Wesen, sondern nur der Form nach eine Wissenschaft ist, und daß sie einer totalen Reform unterworfen werden muß, ehe sie sich zum Range einer Wissenschaft erheben kann.

Nimmermehr wird er uns überreden, daß unsere weit gediehenen anatomischen Forschungen und die physiologischen Fragmente, die wir haben, eine hinreichende Basis der Kenntnisse von den Vorgängen des organischen Lebens abgeben. Wir haben ja darum noch keine eigentlich wissenschaftliche Medizin, wenn wir naturgeschichtlich wissen, daß dieses Organ athmet und jenes Galle absondert.

Es gehört zu den glänzendsten Einwürfen gegen die Homöopathie, daß sie auf dem Wege, den sie zur Erfor-

schung der arzneilichen Eigenschaften der Naturkörper einschlagen muß, natürlicher Weise weit eher und weit häufiger auf subjektive Symptomswahrnehmungen stoßen muß, als auf objektive. Schon früher hat einer der würdigsten Veteranen in der Medizin die hom. Aerzte in einem Privatschreiben darauf aufmerksam gemacht, wie trüglich die Sensazionen der Versuchspersonen sind und wie weit sicherer die nach außen sichtbaren Veränderungen in den Funkzionen leiten dürften.

Gleichwohl ist es einerseits ein charakteristischer Vorzug der homöopathischen Arzneiprüfung, daß sie die feinsten Nüanzirungen der subjektiven Symptome eben so genau auffaßt, als früher die scharfsinnigsten Krankheitsbeobachter gethan haben, welche nicht selten nur allein in so feinen Zügen die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale von Krankheiten, die sich, in groben Umrissen aufgefaßt, ähnlich sehen und doch ihren Ursachen nach verschieden sind, auch dem Heilzwecke nach von einander unterschieden werden müssen, fanden, und damit die Bewunderung der Mit- und Nachwelt verdienten.

Andrerseits ist nicht zu verkennen, daß die objektive Wahrnehmung einer Funkzionsveränderung fast immer ohne Werth für die Diagnose und für die Anzeige eines Arzneimittels in einem gegebenen Krankheitsfalle bleiben würde, wenn nicht mit jeder Funkzionsveränderung auch die feinern, theils nur nach innen, theils nach außen wahrnehmbaren Modifikazionen und Schattirungen derselben der höchsten Aufmerksamkeit werth gehalten würden.

Wie viele Arzneikörper machen z. B. Durchfall und andere Absonderungsveränderungen! Wie würde es möglich

seyn, ein solches Mittel homöopathisch gegen dergleichen objektive Funkzionsstörungen mit Glück anzuwenden, wenn nicht dabei die feinsten Nüanzen des Hauptsymtoms als Bestimmungsgründe zur Auswahl des geeigneten Heilmittels berücksichtigt würden! Kein Arzt wird die Heilung eines Uebels unternehmen, wo ihm die Krankheitssymptome nur in den gröbsten Umrissen bekannt sind. Wie feine, wie detaillirte Bestimmungen geben unsere besten Aerzte für die Anwendbarkeit des Moschus, des Kamphers, des Opiums u. a. Mittel in akuten Fiebern, wo nur eines dieser Mittel als heilbringend den Vorzug verdient, die übrigen schaden würden; wie viele subjektive Symptome sind es hier, die den zweifelnden Wähler mit bestimmen müssen! So ist es also gewiß, daß die gangbare Heilmethode sich diesen trüglichen sensitiven Symptomen auch als Führern überlassen muß und froh ist, in denselben Wegweiser auf dem dunkeln Pfade des Heilkünstlers zu finden! Eine so reine Erfahrung, wie sie unser Gegner verlangt, die ganz frei ist von Sinnestäuschungen, giebt es einmal nicht in der Medizin und kann es nicht geben in einer Wissenschaft, deren Objekt ganz in das Gebiet der Sinne fällt; und die „Wahrnehmungen" in der gangbaren Medizin haben also hierin wenigstens nichts voraus vor der homöopathischen.

Keineswegs aber „verläßt sich die Homöopathie allein auf die subjektiven Symptome," keineswegs „übersieht sie die objektiven mit Willen." Sie bemerkt und beachtet auch die letztern, wie Ansehen, Farbe, Wärme, Puls u. s. w., wo sie der Wahrnehmung entgegentreten. In Hinsicht des Pulses besonders, der in der gangbaren

Medizin als wesentliches Merkmal eines allgemeinen Zustandes in Krankheiten, als Mittel zum Generalisiren der Fieberkrankheiten, als Hauptleiter für die ärztlichen Anzeigen benutzt wird, bedauert die Homöopathie, daß nicht alle Arzneikörper konstante Wahrnehmungen darüber geben, daß sich aber auch bestätigt, was schon so viele bessere Aerzte warnend gesagt haben: wie trüglich es nämlich in vielen Fällen sei, sich auf die Zeichen des Pulses, zumal wenn sie mit andern Symptomen nicht harmoniren, zu verlassen, und wie oft (z. B. bei dem sogenannten unterdrückten Pulse) das Gegentheil von dem, was man eigentlich aus demselben schließen sollte, geschehen müsse, wenn man dem Kranken nützen will. Nicht nur, daß bei dem Pulsfühlen der Arzt durch seine eigenen Sinne am leichtesten getäuscht werden kann; es ist auch sattsam bekannt, wie schnell er sich durch Affekte, in Bewegung und Ruhe des Kranken, durch liegende und aufrechte Stellung desselben verändert, und einige praktische Erfahrungen haben mich belehrt, wie schnell z. B. ein Puls, der einen hohen Grad eines allgemein inflammatorischen Zustandes ausdrückt, durch eine passende homöopathische Arzneigabe zum normalen zurückgeführt werden kann.

Ganz unverständlich bleibt mir die Behauptung desselben Schriftstellers, daß die Homöopathie alle objektive Symptome darum verschmähe, weil sie alle Krankheiten für rein dynamisch halte; denn es mangelt jeder denkbare Zusammenhang zwischen diesem Grunde und jener Folge. Hätte auch die Homöopathie, wie sie nicht gethan zu haben sich wohl rühmen darf, „die Erfahrung zerstückelt und zerschnitten,“ hätte sie auch „den Wahrnehmungs-

kreis nur so groß bestimmt, als er mit ihrem System zu vereinigen war" (ein gemeinsamer Fehler aller Systeme), so wäre es doch wohl nicht darum geschehen, damit die Dynamizität der Krankheiten erweislich würde. Ich will mit ihm nicht darüber rechten, daß er die letztere eine bloße Hypothese nennt; alle Erfahrungen scheinen doch zu dem Vernunftschluß zu führen, daß die lebende Natur nach ganz andern, als den gemeinen physischen Gesetzen, reagire; und die Entdeckung der elektrischen, galvanischen, magnetischen Erscheinungen in der Natur und ihrer wunderbar wechselnden gegenseitigen Verhältnisse läßt analogisch auf das Daseyn von Kräften, die noch weniger an ihr materielles Substrat gebunden sind, die sich noch freier, obgleich naturgesetzlich, in ihren Kreisen bewegen und die Besonderheit des organischen Lebens ausmachen, schließen. Das Eingreifen aber des Mechanischen und Chemischen in den materiellen Bau, welchen die Dynamis belebt, kann und wird auch der Homöopath nicht läugnen, und er wird mechanische Uebel z. B. mit mechanischen Hülfsmitteln zu bekämpfen rathen, ohne darum zu verkennen, wie selbst diese Uebel auf das dynamische Leben sowohl verändernd einwirken, als auch durch dynamische Gegenwirkung beschränkt und modifizirt werden.

Alle Systeme, die in der Medizin erschienen sind, haben die vorhandenen Erfahrungen nach ihrer Weise gedeutet. Das homöopathische unterscheidet sich nur darum so auffallend von ihnen, weil es eine Masse neuer Erfahrungen ist, deren Deutung dieses System unternommen hat. Mögen diese Erfahrungen von andern anders

gedeutet werden; aber unumgänglich nöthwendig ist, daß, wer sie deuten will, erst dieselben neuen Erfahrungen mache, und sich von ihrer Existenz überzeuge. Darum verweist die Hom. „hartnäckig" auf die Erfahrung, nicht aber „nach dem homöopathischen System zugeschnitten," sondern blos auf demselben einfachen Wege gesucht, auf dem sie der Urheber der Homöopathie gefunden hat. Keiner der Suchenden soll die Brille des Systems vorher aufsetzen, keiner mit fremden Augen sehen, keinem ist, was und wie er sehen, und wie er das Gesehene erklären solle, vorgeschrieben. Niemand soll glauben, ein Jeder soll selbst prüfen. So lange die Gegner der Homöopathie das Selbstprüfen dieser Erfahrungen verweigern, können sie auch nicht ohne möglichen Irrthum darüber absprechen, ob das hom. System die richtigste Deutung derselben gegeben habe, oder ob eine andere Erklärung möglich sei, die der vielleicht unerforschlichen Wahrheit näher liegt. Erst wenn sie selbst geprüft und selbst gesehen haben, werden sie darüber entscheiden, ob die Krankheitssymptome, die „nach einer gereichten homöopathischen Arznei sich erst verstärken, um dann zu verschwinden," in ihrer Verstärkung „Krankheits- oder Arzneisymptome" sind, und ob die Gewöhnung des lebenden Körpers an die „auf den Kranken einstürmenden Kräfte der Außenwelt" so bedeutend seyn kann, daß z. B. ein Oktilliontheilchen einer Arznei, an welche der Organismus noch nicht gewöhnt ist, und welche zu dem gegebenen Krankheitsfalle in naturgesetzlicher Heilbeziehung steht, neben jenen Riesenkräften eine heilsame Krankheitsveränderung hervorzurufen im Stande ist.

Es ist wahr, die Symptomenlehre der meisten homöopathischen Arzneimittel ist noch unvollständig; aber wie möchte man von einer Person und von nur wenigen Mitarbeitern in einer kurzen Reihe von Jahren mehr verlangen als bisher geschehen ist! Hat sich die frühere Arzneimittellehre einer größern Vollständigkeit und Sicherheit zu erfreuen *)? Ist die Anatomie, sind alle Branchen der Naturgeschichte, ist alles Erfahrungswissen in kürzerer Zeit zu Stande gekommen? Ist nur eine dieser Wissenschaften schon vollkommen? Oder ist nur eine wegen ihrer anfänglichen Unvollständigkeit wieder aufgegeben worden? Die Symptomenlehre manches einzelnen Mittels wird vielleicht Jahrhunderte lang wachsen. Schon sind die im ersten Bande der r. AMlehre enthaltenen Mittel in der 2ten Ausgabe desselben, in einem Zeitraume von nur 10 Jahren, um die Hälfte ihrer Symptome vermehrt; und der Mangel an objektiven Symptomen ist in der That nicht ganz so groß, als es dem achtungswerthen Beurtheiler geschienen hat.

Ungenau, d. h. nach dem Sinne des Rezensenten, unglaubwürdig, möchte ich ohne nähere Beweise

*) Anmerk. Der Vergleich der bisherigen Arzneimittellehre mit der hom. fällt sehr zum Wortheil der letztern aus. Jene hat nicht von einer einzigen Arznei so viel gründliche Kenntniß ihrer Kräfte, als diese. Daher dort die Verschiedenheit der Ansichten über die Wirkung der selbst am häufigsten gebräuchlichen Mittel, daher das Lobpreisen eines Mittels von der einen Seite, während es von der andern verworfen wird. 50 Mittel recht zu kennen, ist in der Heilkunde mehr werth, als eine nur oberflächliche oft irrige Kenntniß von 500 derselben.

die Symptomenlehre nicht nennen, in wieweit Hahnemann sich dabei auf seine Mitarbeiter verlassen hat. Das Mißtrauen gegen die letzteren ist doch im Ganzen zu wenig motivirt und zu weitgehend. Man kann in dieser Hinsicht wohl sagen, daß oft verständige Männer vorurtheilige Behauptungen nachsprechen, die ursprünglich aus der Luft gegriffen, oder durch Muthmaßung entstanden sind, und endlich durch ihre allgemeinere Ausbreitung einen Anschein von Glaubwürdigkeit erhalten haben. Die Genauigkeit eines Beobachters wird allemal nur muthmaßlich geschätzt werden können, bis das von ihm Beobachtete anderweitig geprüft worden ist und es hat sich in allen Branchen des Wissens gezeigt, daß das Talent und der gute Wille zum Beobachten bei verschiedenen Subjekten verschieden sind. Immer hat dann erst die Zeit darüber entschieden. Nur so viel kann ich versichern, daß sich Hahnemann mehr, als man gemeinhin glaubt, Mühe gegeben hat, die Sicherheit der Angaben seiner Mitbeobachter durch Gegenprüfungen zu konstatiren, und es ist klar, daß, abgesehen vom wissenschaftlichen Streben, schon sein persönlicher Vortheil ihm diese strenge Sorgfalt zur Pflicht machte.

Leichenöfnungen, vielfältige Erfahrungen haben allerdings bewiesen, daß es verborgene Krankheitszustände, organische Fehler gebe, welche sich während der Lebensdauer des kranken Organismus nicht durch Symptome ausgesprochen haben. (Ich ziehe die vielen Fälle ab, wo die Symptome dieser Uebel vom Kranken nicht beachtet, vom Arzt nicht erforscht oder nicht auf das eigentlich lei-

dende Organ bezogen worden sind.) Die Homöopathie behauptet nicht, „daß es verborgene Krankheit, ohne Symptome nicht gebe;" aber sie kann mit Recht annehmen, daß dergleichen Krankheiten wegen mangelnder Heilanzeige kein Gegenstand des Heilkünstlers sind; die Allopathie kann so wenig, als die Homöopathie, einen Heilplan dagegen entwerfen. Vergl. Org. d. Heilk. §. 12.

Die relative Gesundheit der Arzneiprüfer mag allerdings Veranlassung zu Täuschungen über die Wirksamkeit der Arzneikörper geben können. Aber dieser Umstand leidet allerdings eine günstige Vergleichung mit den anatomischen Forschungen in der Kindheit der Zergliederungskunde. Wenn „die Anatomie Gelegenheit gehabt hat, durch Vergleichung fast unzähliger Fälle es bis auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, der in den meisten Fällen an Gewißheit gränzt, auszumitteln, welcher Zustand die Regel und welcher die Ausnahme sei," wenn man den anatomischen Forschern dazu 2000 Jahre Zeit gegönnt hat, so vergönne man den homöopathischen Forschern nur ein Zwanzigtheil dieser Zeit, um es gleichfalls durch Vergleichung vieler Fälle bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit, bis zur Gewißheit auszumitteln, welches Arzneisymptom von einer hinreichend gesunden, welches von einer insgeheim kränklichen Person gefunden worden und daher wieder zurückzunehmen sei. Haben unsere Voraltern mit den Anatomen Geduld gehabt, das mühselige Ende ihrer Vergleichungen abzuwarten, haben sie nicht die ganze Zergliederungswissenschaft wegen ihrer ersten Ungewißheit verworfen und als phantastische Lächerlichkeit verspottet,

so werden wir in der jetzigen Zeit, wo alle Zweige des Wissens von neuem einer gründlichen Revision unterworfen worden sind, noch gewisser auf die Nachsicht unserer gelehrten Zeitgenossen rechnen dürfen. Hat man die Nosographien mit auf die, freilich nicht palpabeln, Sensazionen der Kranken und ihre möglichen Falls täuschenden Aussagen basirt, so liegt es am Tage, daß man weit eher noch die Arzneimittellehre mit auf die viel schärfer erwogenen Sensazionen ihres Wissens gesunder und meist ärztlicher Personen gründen könne.

Wenn nun die andern Aerzte, die sich nicht „behaglich an das αὐτος ἐφα halten," zu denen ich, aller blinden Autorität durchaus feind, mich auch rechne, zu denen wohl die meisten hom. Aerzte, nur ihrer Ueberzeugung, nicht dem bloßen Glauben, folgend, zu zählen seyn dürften, so wird die hier gesammelte Erfahrung immer reiner, die von dem geachteten Widerredner befürchtete Verwirrung wird glücklich vermieden werden.

Wenn es „dem Sprachgebrauche zuwider ist, jede Heilbestrebung der Natur eine Krankheit zu nennen," so muß man lieber den Sprachgebrauch, als die später gefundene, richtigere Ansicht, der er zuwider ist, ändern. Krankheit ist Veränderung des normalen Zustandes im Organismus; die Naturheilbestrebung drückt sich auch durch dergleichen Veränderungen aus; letztere Veränderungen können naturgeschichtlich nicht von den erstern unterschieden werden; jedes Heilbestrebungssymptom der Natur kann auch in einem andern Falle Krankheitssymptom seyn. – Der Unterschied ist also blos teleologisch. Die Heilbestrebungs-

symptome der Natur sind naturhistorisch auch Krankheits-symptome.

Noch muß ich dem geschätzten Arzte, mit dem ich mich hier unterrede, bemerklich machen, daß gegen seine Ansicht der Naturheilkräfte derselbe Vorwurf gilt, den er kurz vorher der Homöopathie gemacht hat. Wenn in den Arzneiversuchen der letzteren, seiner Versicherung nach, „sich Gesundheit, Krankheit und Arzneiwirkung so mit einander vermengen, daß in den daraus hervorgehenden äußern Erscheinungen schwer zu bestimmen ist, welch ein Antheil jeder einzelnen dieser Ursachen zugeschrieben werden müsse,“ wenn er es für unstatthaft hält, „in einem und demselben Symptome heute Wirkung der Krankheit und morgen Wirkung des Mittels, bald primäre, bald sekundäre Wirkung desselben, zu erblicken,“ so wird es in Krankheiten, nach seiner Ansicht beurtheilt, eben so schwer zu bestimmen seyn, welche an dem Kranken bemerkte Symptome der Krankheit und welche der Naturheilkraft zuzuschreiben seyn möchten, und es wird Systemsucht scheinen, dieselben Symptome einmal der Krankheit und ein andermal den Heilbestrebungen der Natur beizumessen.

Daß alle Heilung nicht schlechthin „den gegebenen Mitteln,“ sondern der Uebereinstimmung der Mittel mit den Heilzwecken des Organismus selbst zuzuschreiben sei, habe ich später im 2ten Heft des hom. Archivs, S. 100 ausgesprochen; und eben dort bemerklich gemacht, was mein Gegner sehr richtig anführt, daß die allopathische Methode aus der Nachahmung des Verfahrens der (sich selbst überlassenen) Naturheilkräfte entstanden sei.

Ich bin vollkommen mit dem Rezensenten einverstanden, wenn er sagt, daß die allopathische Methode nicht die einzig richtige und einzig mögliche sei, daß es aber auch blos darum noch nicht die homöopathische seyn müsse; daß, wenn die letztere nicht überall anwendbar sei, man daraus noch nicht den Schluß auf ihre gänzliche Unanwendbarkeit machen dürfe; daß der Kunst außer diesen beiden Methoden noch andere Hülfsmittel, z. B. das enantiopathische Verfahren, zu Gebote stehen. Man erkennt in diesen mehr philosophischen, noch von der Erfahrung absehenden Aeußerungen einen vorurtheilsfreien Beurtheiler, der zwar seinen gegenwärtigen Ueberzeugungen nach auf das ihm Mißfällige in der Homöopathie aufmerksam gemacht hat, ihr aber auch, frei von Partheigeist, Gerechtigkeit widerfahren läßt, soweit sie mit seinen wissenschaftlichen Ansichten nicht in Widerspruch steht. Ich bin überzeugt, daß, wenn er die hom. Methode erst praktisch erkannt haben würde, er auch eingestehen würde, daß sie die vorzüglichere, die richtigste sei und daß sie auf direktem geradem Wege erziele, was alle andere Methoden erst durch mehr oder weniger mühsame Umwege erreichen. Ob außer den 3 angegebenen Methoden noch mehrere andere möglich und denkbar sind, das ist eine Aufgabe, welche die Philosophie der Medizin lösen mag. Bis jetzt ist keine nachgewiesen worden und das allgemein erregende oder schwächende Verfahren, womit die bisherige Medizin in nicht seltenen Fällen etwas ausgerichtet hat, scheint der Selbstständigkeit zu entbehren und, indem es die kostspielige Heilung den gewaltsam veränderten Natur-

kräften überläßt, aus der allo- und enantiopathischen Verfahrungsart zusammengesetzt zu seyn.

Er irrt aber, wenn er mich sagen läßt, „daß die Heilung einer Krankheit durch Hervorbringung einer andern in demselben Organe immer homöopathisch sei." Ich habe nur gesagt, daß die hom. Methode durch Hervorbringung einer Krankheit (oder krankhaften Affekzion) in demselben Organe, welches leidet, heile. Ich habe damit nicht geläugnet, daß die enantiopathische Methode gleichfalls auf das selbstleidende Organ wirke; ich habe damit nur eines der Unterscheidungsmerkmale des hom. und allopathischen Verfahrens aufgestellt. Streng genommen habe ich auch sogar das allopathische Verfahren nicht ganz von der Wirkung in dem selbstleidenden Organe ausgeschlossen und hätte es, der Wahrheit gemäß, auch nicht gekonnt, da in jedem Organe mehrere von einander sehr verschiedene Affekzionen möglich sind. Es ist denkbar, daß ein von der vorhandenen Affekzion sehr verschiedenes Leiden in demselben Organe allopathisch erregt werde und dieses letztere das Aufhören der erstern veranlasse. Die Zusammengesetztheit der Organe aus sehr vielen Systemen (Nerven, Gefäßen und Membranen vielfacher Art, Zellgewebe und Muskelfasern) macht es möglich, daß zwar in demselben Organe, aber in einem von dem eben leidenden Systeme desselben verschiedenen Systeme eine neue, andersartige Affekzion hervorgerufen werden könne.

Eben so hat er meinen S. 27 des ersten hom. Hefts befindlichen, wohl von mir etwas undeutlich ausgedrückten Satz mißverstanden. Der Sinn desselben ist nicht (wie er

voraussetzt), daß der Verlauf der Krankheiten, wie er in nosologischen Schriften mehr oder weniger bestimmt vorgezeichnet ist, „eine Folge unserer unpassenden Heilmethoden sei,“ sondern: daß der Krankheitsverlauf, wie ihn die Natur ohne ärztliche, ihn verschiedentlich modifizirende Einwirkung zeigt, durch die Kunst (homöopathisch) verkürzt werden könne, oder daß vielmehr, wegen der schnellen, in jedem Krankheitszeitraum möglichen (homöopathischen) Heilung und Aufhebung der Krankheit, der gewöhnliche Verlauf derselben eo ipso wegfalle. So wie in der häutigen Bräune z. B. der naturgemäße Verlauf dieser Krankheit durch die bekannte antiphlogistische Methode gestört, gehemmt und weggenommen wird, so wird der natürliche Verlauf vieler anderer Krankheiten durch das homöopathische Verfahren plötzlich aufgehoben. Diese homöopathische Aufhebung einer Krankheit darf nicht verglichen werden mit der „schnellen Unterdrückung eines Wechselfiebers“ durch China oder mit der Stopfung eines Durchfalls durch Mohnsaft; denn die letztere Verfahrungsart ist eine palliative, der nicht selten ein späterer Wiederausbruch des unterdrückten Uebels oder eine viel gefährlichere Krankheitsversetzung auf andere Organe und Systeme folgt; der homöopathischen Krankheitstilgung aber scheint die Benennung einer Palliazion auch nicht einmal im weitesten Sinne des Worts beigelegt werden zu können, so lange die von Hahnemann gegebene Erklärung des ihr zum Grunde liegenden Heilprozesses sich in der Erfahrung bewährt.

Ueber die homöopathische Gabenkleinheit hat später, als der Rezensent schrieb, nächst mir noch ein anderer Arzt einiges Erläuternde gesagt. Endlich stimme ich ihm darin

ganz bei, daß doch durch die bisherige Medizin seit Jahrhunderten auch viel Gutes und Großes gestiftet worden sei und immer noch gestiftet werde, und daß sie keineswegs verdiene, „ganz mit der Wurzel ausgerottet zu werden.“ Ein solchen Akt der Undankbarkeit für geleistete treue Dienste, wenn auch letztere einmal ganz entbehrlich würden, möchte ich nimmermehr mit begehen helfen; sie würde mir, selbst im Falle ihrer völligen Entbehrlichkeit, noch immer ein geschichtliches Heiligthum, eine ehrwürdige Reminiszenz der Vorschule ächter Arzneikunde bleiben!

Die Spezifizität der Arzneimittel wird der Bindepunkt werden, von dem aus sich die bisherige Medizin mit der Homöopathie befreunden wird. Diese Hoffnung nähre ich mit dem Rezensenten, ihm ganz darin beistimmend, daß man, wenn auch gegen alle Krankheiten spezifische Mittel gefunden worden wären, doch das Recht, darüber zu philosophiren, sich nicht nehmen lassen dürfe; und es wird dieses Philosophiren dann erst mit glücklicheren Erfolgen unternommen werden, als es bisher geschehen ist, weil es dann eine festere Basis in der Erfahrung haben wird. Auch ich bin seiner Meinung, daß das Generalisiren, wenn es auch in der neuern Zeit zu weit getrieben worden ist und darum oftmals geschadet hat, doch um des bloßen Mißbrauchs willen nicht sogleich ganz zu verwerfen sei, und daß die generischen Krankheitsbenennungen, ob ihnen gleich die Leitung des praktischen Handelns nicht überlassen werden darf — was ächte Aerzte auch nie gethan haben — doch für den menschlichen Geist unentbehrlich sind. Nur bemerke ich hier wieder den Irrthum

des Rezensenten, als ob die Homöopathie nur die Gefühle des Kranken berücksichtige; ein Irrthum, der ihn veranlaßt, vorauszusetzen, daß das homöopathische System der Krankheiten künstlicher, als das bisherige sei, da es doch in der That das natürlichere ist.

Wenn es einerseits von Nutzen ist, gelungene hom. Heilungen bekannt zu machen, weil sie bei der Einfachheit der Verhältnisse unläugbar für die Homöopathie etwas beweisen, so ist es andrerseits unnütz, mißlungene Heilversuche auf hom. Wege durch den Druck zu verewigen, weil sie nichts gegen die Homöopathie beweisen. Denn hier kann das Mißlingen der Kur immer entweder in der Unfolgsamkeit des Kranken hinsichts der Diät, oder in seiner unrichtigen Angabe der Symptome, oder in der fehlerhaften Wahl des Mittels von Seiten des Arztes, oder in der Unzureichendheit des hom. Arzneischatzes, welcher kaum 80 Mittel enthält, ihren Grund haben. Eine solche mißglückte Heilungsgeschichte würde nur beweisen, daß, wenn ein in allen Umständen ganz gleicher Fall wieder vorkäme (was schon gar nicht denkbar ist), man sich in demselben des hier fruchtlos angewendeten Mittels nicht wieder bedienen dürfe.

Ich will nicht darüber urtheilen, in wiefern der den homöop. Aerzten gemachte Vorwurf gegründet ist, daß sie bis zum Erscheinen des Archivs für Hom. sich einer Absonderung von der wissenschaftlichen Medizin und Verachtung derselben schuldig gemacht hätten. Die Ursache der Absonderung lag wohl nur in der großen Divergenz der

Grundansichten, deren Annäherungspunkte noch nicht gesucht worden waren. Unverkennbar aber ist es, daß das Archiv für Homöopathie eine versöhnende Tendenz hat, und daß es nach Wissenschaftlichkeit strebt. Die Theilnehmer an demselben wünschen aufrichtig die Scheidewand fallen zu sehen, welche Mißverständnisse und Mißdeutungen, Irrthum, Einseitigkeit, Vorurtheile und Leidenschaften zwischen die Homöopathie und die bisherige Medizin und ihre beiderseitigen Bekenner gesetzt haben. Die Freunde der Homöopathie wollen keinen andern Streit, als den wohlthätigen, der zur Ergründung der Wahrheit und zur Bereicherung der Wissenschaft führt; und sie sind weit davon entfernt, diesen in Persönlichkeit ausarten lassen zu wollen. Sie sind überzeugt, daß nur ein gänzliches unbedingtes Vergessen alles dessen, was sich beide Partheien in der Aufwallung der Leidenschaften gegenseitig zugefügt haben, die Basis einer dauerhaften Aussöhnung und die Garantie wissenschaftlicher Erfolge der Untersuchungen, Beobachtungen und Mittheilungen über Homöopathie seyn kann. Sie erfreuen sich bei ihrem Versuche, der Homöopathie in der wissenschaftlichen Welt Eingang zu verschaffen, der belohnenden Anerkennung ihres guten Willens, welche sich durch die freundliche Beachtung kund giebt, mit der ihr Unternehmen im Allgemeinen von den übrigen Aerzten aufgenommen worden ist. Sie erkennen es mit Dank, wie viel Aufmerksamkeit eben der Rezensent, mit dem ich mich hier über einige von ihm berührte Gegenstände freundschaftlich unterredet habe, der oft vielleicht weniger deutlichen Entwickelung ihrer Ansichten über Homöopathie geschenkt

hat; und sie finden sich auch hierdurch ermuthigt, den Zweck, welcher die bessere Arztwelt auf verschiedenen Wegen zur Thätigkeit anspornt, den, zum Wohl der Menschheit Einiges beizutragen, auch auf dem sonst viel getadelten Wege, den sie für heilbringend erachten, männlich zu verfolgen.

Homöopathische Heilungen,

dargestellt

von

Dr. W. E. Wislicenus

in Eilenburg.

I.

St..., ein junger Mann von 30 Jahren, gesunder, doch reizbarer Konstituzion, der eine sitzende Lebensart führte, war bereits vor fünf Jahren auf eine ihm unbekannte Veranlassung von einem einseitigen Kopfschmerz ergriffen, der zwar dann ein Paar Jahre ausblieb, sich jedoch den letztverflossenen Winter mehrmals wieder einstellte — wie der Kranke glaubte, gewöhnlich nach einer vorhergegangenen Erkältung — fast stets 14 Tage anhielt, den folgenden Sommer ganz aussetzte und erst vor einigen Tagen wieder erschienen war, als der Kranke mich den 28. Sept. 1820 zu Rathe zog.

Krankheitsbild.

Kurz nach dem Erwachen gewöhnlich, nach gut durchschlafener Nacht, starkes Ergriffenseyn des Kopfes mit Verabscheuung jedes Genusses, selbst des gewohnten Kaffees und Tabaks; hierauf: unmittelbar über der linken

Augenhöhle stechendes, bisweilen auch etwas drückendes Kopfweh, — dem Schmerze ähnlich, wenn bei'm Zahnweh ein Nerv recht stark ergriffen wird — welches öfters bis in das Auge herabfährt, durch Aufdrücken erhöht wird; — dabei Zusammenziehen der Augenlieder mit völliger Lichtscheue, Trübsichtigkeit und Hervorquellen heißer Thränen bei hohem Grade des Schmerzes. — Die ganze Gegend um das linke Auge ist heiß, auch äußerlich. — Zugleich leidet auch die linke Nasenhöhle, ist gewöhnlich verstopft, er kommt nicht zum Nießen, selbst durch die stärksten Nießmittel nicht; gelang es ihm ja einmal, Nießen zu erregen, so war der Anfall bald gehoben. — Bei starkem Schmerze bricht häufig Schweiß aus, worauf er sich noch unwohler fühlt. — Bisweilen ist ihm während des Anfalls gelind brecherlich. — Bei dem Schmerze verwirren sich oft seine Gedanken, auch nach dem Anfalle ist das Denkvermögen noch angegriffen, er kann sich wenig geistig beschäftigen, ist vergeßlich. — Große Empfindlichkeit, er spricht höchst ungern, auch das Reden Anderer und jedes Geräusch ergreift ihn und ist ihm zuwider, er sucht völlige Stille.

Dieser Anfall kommt jeden Tag in den ersten Frühstunden, nöthigt zum Niederliegen, steigt bis gegen Mittag und oft zu solcher Heftigkeit, daß der (sonst sehr heitere und gefaßte) Kranke vor Schmerz weinen möchte und fast verzweifelt. In diesem Falle endigt er meistentheils mit einem kurzen Schlummer, aus dem er heiter erwacht, Essen begehrt und den übrigen Tag und die Nacht sich ziemlich wohl fühlt; ist dagegen der Anfall nicht so heftig, so bleibt für den Nachmittag immer noch ein dum-

pfes Drücken über der Augenhöhle zurück, auch macht die freie kühle Luft auf diese Stelle einen unangenehmen Eindruck. Das rechte Auge bleibt vom wirklichen Schmerze völlig verschont, so wie auch der ganze übrige Theil des Kopfes. — Sein übriges Befinden war natürlich.

Therapie.

Dieses Bild zeigt große Aehnlichkeit mit dem nervigten halbseitigen Kopfweh, welches Hahnemann schildert und das er bei starken Kaffeetrinkern beobachtete *). Auch unser Kranker liebte diesen Trank sehr, und war gewohnt, ihn in reichlichen Portionen zu genießen, und nicht ohne Grund durfte man wohl hierin eine Hauptquelle seines Leidens suchen. Um so mehr mußte er ihn gänzlich meiden. Der verzeichneten Symptomengruppe entsprechen unter den Heilmitteln am meisten die Krähenaugen, indem diese nicht nur ein einseitiges Kopfweh und die übrigen Beschwerden dieses Krankheitsfalles in treffender Aehnlichkeit hervorbringen, sondern auch ganz besonders die Eigenheit haben, die stärksten Uebel früh in den Morgenstunden zu erregen, (s. Reine Arzneimittellehre, 1. Bd., 2te Aufl. 1822.). Ueberdieß sind sie auch ein hauptsächliches Gegenmittel des Kaffees und waren also hier jeder anderen Arznei vorzuziehen. Eben dieser Aehnlichkeit und der großen Angegriffenheit des Kranken wegen reichte ich diesem nun einen Oktilliontheil-Gran Nux vomica, bei Entfernung aller anderen arzneilichen

---

*) Der Kaffee in seinen Wirkungen. Nach eigenen Beobachtungen von Sam. Hahnemann. Leipzig, 1803. S. 37. u. f.

Einflüsse, und zwar abends, als der besten Zeit, dieses Mittel zu geben.

Resultat.

Auch in dieser so kleinen Gabe wirkte das Mittel noch stark. Den folgenden Morgen war der Anfall von großer Heftigkeit und langer Dauer; erst nachmittags zwei Uhr konnte der Kranke das Bette verlassen und fühlte sich auch dann nicht ganz frei, den zweiten Tag war der Schmerz noch bedeutend, doch schon schwächer, von jetzt an nahm er indeß so ab, daß er bereits nach drei Tagen, den 3. October, nicht mehr zum Ausbruch kam, sondern es in den Frühstunden nur noch ein wenig über dem Auge zuckte. Vier Tage später wurde jedoch dieses Zucken wieder stärker, er hatte eine dumpfe Empfindung an der Stelle und bisweilen fuhren einzelne Stiche über den Augenbraunen hin. Dabei zeigten sich folgende schwächere Symptome:

Fließender Schnupfen mit Wundheit der Nase und Eingenommenheit des Kopfs. — Husten mit etwas Schleimauswurf, erregt durch eine scharrige Empfindung in der Kehle. — Reichlicher Schweiß nachmitternachts, auf den er sich unwohl fühlt.

Da dieß ein Paar Tage so blieb, so reichte ich ihm den 10. Okt., also 13 Tage nach dem Einnehmen der Nux vomica, dieselbe noch einmal in derselben Gabe. Zwar trifft es selten, daß ein homöopathisches Mittel ohne Zwischengebrauch eines andern wiederholt würde, doch ist dieß allerdings erforderlich, wo die gewählte Arznei ganz treffend, für diesen Fall spezifisch war, indessen die vorhandene

Krankheit nicht durch eine Gabe zu tilgen vermochte, weil der Organismus sich zu sehr an dieselbe gewöhnt hatte. Der Erfolg rechtfertigte auch hier dieß Verfahren, der Kranke war nach ein Paar Tagen völlig von seinem Leiden befreit und ist es bis auf den heutigen Tag.

II.

A. G..., ein robuster Lohnarbeiter von 42 Jahren wandte sich im Frühling d. J. mit dem Gesuch an mich, ihm ein Brechmittel zu verordnen, weil er bereits seit 9 Wochen am täglichen Erbrechen leide und ein früher genommenes Brechmittel noch nicht geholfen habe. Aus der nähern Untersuchung ergab sich folgendes.

Krankheitsbild.

Nach jeder Mittagsmahlzeit Erbrechen der genossenen Speisen, sehr schnell nach dem Essen, wenn die Speisen warm waren und er vielleicht überdieß sie etwas eilig zu sich nahm, später bei ruhigem Genuß mehr kalter — wenigstens nicht warmer — Nahrungsmittel; heiße mußte er daher ganz vermeiden, weil sein Magen sie fast augenblicklich zurückgab. Zu andern Tageszeiten brach er nicht, pflegte auch da nur kalte Sachen zu genießen. Das Uebel war seit seinem Entstehen vor 9 Wochen täglich erschienen. — In der Herzgrube beim Aufdrücken eine beklemmende Empfindung, doch kein wirklicher Schmerz. — Beklemmung der Brust bei schnellerem Gehen, es spannt dann und das Athmen wird schwerer. Diese Beschwerde war, seiner Angabe zu Folge, nach einer vor sechs Mona-

ten überstandenen Brustkrankheit (wahrscheinlich entzündlicher Natur) zurückgeblieben. — Appetit wenig verringert, Zunge sehr wenig belegt, fast rein. — Nachts wacht er bisweilen auf wegen innerer Wärme, gegen Morgen öfters ein gelinder Schweiß.

An seinem übrigen Befinden ließ sich nichts Krankhaftes entdecken, sein starker Körper hatte dieß Uebel ertragen, ohne sehr dadurch angegriffen oder geschwächt zu werden; der Kranke hatte als Soldat seit seinen jüngern Jahren mehrern Feldzügen beigewohnt, war dadurch hart geworden und hatte auch sein jetziges Uebel bisher wenig geachtet. Seine Lebensart war ziemlich natürlich; er trank zwar Kaffee und geistige Getränke, doch beide mäßig.

Therapie.

Zuerst benahm ich dem Kranken seinen Wahn einer nöthigen Ausleerung festsitzender Unreinigkeiten und untersagte ihm Kaffee und Branntwein. Als homöopathisches Heilmittel für diesen Fall wählte ich die Pulsatille (Anemone pratensis), welche nicht nur das Erbrechen der Speisen erregt, sondern auch den übrigen Beschwerden sehr ähnliche Symptome hervorbringt. Theils wegen der starken Körperbeschaffenheit des Pazienten, theils weil ich doch nicht ganz gewiß war, ob er jede kleine andersartige arzneiliche Einwirkung verhüten möchte, ließ ich ihn eine ziemlich starke homöopathische Gabe der Pulsatille, ein Hunderttheil eines Tropfens des ausgepreßten Saftes und zwar Nachmittags einige Zeit nach dem Erbrechen nehmen, damit die Erstwirkung des Mittels nicht gerade mit der Erneuerung des Uebels zusammenträfe.

Resultat.

Den andern Tag berichtete mir der Kranke, er habe heute nach Tische schneller und stärker gebrochen, als sonst, und es trat also eine wirkliche homöopathische Erhöhung nach dem Mittel ein. Desto günstiger zeigte sich die Wirkung nachher, schon den folgenden Tag kehrte das Erbrechen nicht wieder zurück, wie überhaupt gar nicht, er konnte nun ohne Anstoß warme Speisen genießen. Auch die übrigen Beschwerden waren verschwunden.

Anakardium (Anacardium orientale).

Das Anakardium (Elephantenlaus, Malaccanuß, Frucht des in Ostindien wachsenden Semecarpus Anacardium) gehört unter die ehedem mit Recht sehr hochgeachteten und nicht selten mit großem Erfolge angewendeten, gegenwärtig aber mit Unrecht fast ganz vergessenen und aus den Pharmakopöen der neuern und neuesten Zeit verbannten vielkräftigen Arzneikörper. Da es aber nach den nicht zu verachtenden Zeugnissen vieler älterer, namentlich arabischer, Aerzte so Großes geleistet, so konnte sich, trotz diesem allgemeinen Vergessen und trotz dieser Verbannung aus dem Arzneivorrathe, die homöopathische Heilkunst nicht überzeugen, daß in ihm nicht große und unschätzbare Heilkräfte verborgen liegen sollten, die, gehörig erforscht und naturgesetzlich angewendet, seinen Gebrauch in mehreren der schlimmsten Krankheiten überaus segensreich machen würden. Sie unternahm es daher auf dem ihr eigenen Wege, seine eigenthümlichen pathogenetischen Kräfte an Gesunden zu erforschen, und sie erfreuet sich einer so reichen Ausbeute, daß sie ihr mühevolles Streben auf das schönste belohnt findet. Denn wie dadurch eine beträchtliche Reihe höchst wichtiger künstlicher Krankheits- (also

auch Heil=) Elemente zu Tage gefördert worden sind, so dienen, neben andern bisher in diesem Pflanzenkörper nicht geahneten, mehrere derselben zur Bestätigung und Erläuterung jener Beobachtungen früherer Aerzte, ja, was jene von diesem Arzneimittel lobpreisend gesagt haben, erhält dadurch erst seine wahre Bedeutung, kann nun erst gehörig gewürdigt und verständig benutzt werden.

Daß die meisten, ja wohl alle von älteren Aerzten mit Anakardium vollbrachten Heilungen auf homöopathischem Wege geschehen sind, dieß geht sowohl aus den, zwar unvollständigen, doch hinreichend andeutenden Beobachtungen derselben über die Wirkungen dieses Arzneistoffs auf Gesunde, als auch aus den Resultaten seiner, im Geiste der Homöopathie absichtlich, doch mit höchster Unbefangenheit angestellten arzneilichen Prüfung sattsam hervor. Denn wenn, wie diese reinen Beobachtungen lehren, seine vornehmste Wirkung auf Gesunde in einer eignen Art Lähmung des Seelenorgans besteht, wenn daher Traurigkeit, Niedergeschlagenheit, Gedankenlosigkeit, namentlich Gedächtnißschwäche von seinem Gebrauche beobachtet werden, so kann es nicht befremden, wenn die Zeugnisse vieler älteren Aerzte für die Heilkraft dieses Arzneistoffs gerade in diesen Krankheitszuständen, welche er bei Gesunden so ausgezeichnet zu erregen vermag, unzweideutig sprechen.

So rühmen, um nur einige Belege hierzu anzuführen; Avicenna[1], Mesues[2], Serapion[3], Mathio-

1) Avicennae Opera omnia, L. V. Tract. XI. — 2) Mesues Op. omn. — 3) Tract. I. de aegritud. nervor. Cap. XXVI.

lus[4]), Paulus von Aegina[5]), Zakutus von Portugal[6]), Schenk von Gräfenberg[7]), Macasius[8]), J. Rajus[9]), Rudolph Augustin Vogel[10]) u. a. m., das Anakardium als ein vorzügliches Heilmittel bei Mangel an Thätigkeit des Gehirns, der Sinnorgane und besonders des Gedächtnisses, weswegen auch eine, aus ihm bereitete Konfekzion (Confectio anacardina) bei den Alten mit dem Namen Confectio sapientum belegt wurde. Vermochte nun aber dieses kräftige Heilmittel da, wo es seiner eigenthümlichen Beschaffenheit zu Folge genau paßte, Geistes- und vorzüglich Gedächtnißschwäche gründlich (homöopathisch) zu heilen; so konnte es nicht fehlen, daß sein, wie jeder andern Arznei, unangemessener Gebrauch theils erfolglos blieb, theils offenbar nachtheilig wurde, und daher geschah es, daß diese Confectio anacardina s. sapientum, von Andern, z. B. von Kaspar Hoffmann[11]), Confectio stultorum, d. h. welche geistesschwach macht, genannt und als unnütz und höchst schädlich verschrieen wurde.

— de Simplicibus ex plantis. Caput 356. — 4) Comment. in Dioscorid. mat. med. Ed. Bauhin. L. I. Cap. 141. p. 227. — 5) Lib. VII. p. 659. — 6) Praxis histor. morbor. L. I. p. 219. 220. — 7) Observat. med. I. p. 76. — 8) Promptuar. mat. med. Lips. 1677. p. 407. — 9) Histor. stirpium L. II. 32. — 10) Histor. mat. medicae. p. 276. 11) S. R. A. Vogel, a. a. O. „C. Hoffmannus confectionem hanc, confectionem stultorum dixit, quoniam multis *inconsulto crebroque* utentibus, memoriam abstulit furiososque reddidit.“ Also nur der unangemessene (inconsulto) und zu häufige (crebro) Gebrauch bedingte die Schädlichkeit dieses Arzneistoffs; richtig angewendet wurde er heilsam.

Hiernächst ist das Anakardium auch in frühern Zeiten gegen apoplektische Lähmungen, gegen gewisse Haut- und Unterleibskrankheiten und Würmer, so wie gegen Asthma häufig angewendet und gerühmt worden. Nach dem Zeugnisse des Garcias ab Horto (de aromat. p. 120) machten die Indianer bei Engbrüstigkeit vielfachen Gebrauch davon. Die nachstehenden Anakardiensymptome bestätigen die Heilkraft desselben in diesen Krankheitszuständen und setzen uns in den Stand, die speciellen Fälle mit Gewißheit zu bestimmen, welchen dieser, bis jetzt nur paroempirisch angewendete, mächtige Heilstoff naturgesetzlich und mit sicherem Erfolge entgegenzusetzen ist.

Zu den mit diesem Arzneistoffe an Gesunden angestellten Versuchen, deren Resultate nachstehend verzeichnet sind, ist theils das feingeriebene Pulver, theils die weingeistige Tinktur der getrockneten Anakardienfrüchte angewendet worden.

Mehreren Erfahrungen zu Folge, dürfte ein Milliontel Gran in vielen Fällen eine noch allzugroße Gabe seyn, da das Anakardium unter die sehr stark wirkenden Arzneien gehört; jedoch ist es weitern und sorgfältigen Beobachtungen zu überlassen, das Nähere in dieser Hinsicht zu bestimmen.

Als Antidot übermäßiger Gaben rühmt Mathiolus (Commentar in Dioscorid. mat. med. Ed. Bauhin. L. V. Cap. V. p. 985) die Wallnuß, so wie es sehr wahrscheinlich ist, daß vom Kampher in dieser Hinsicht viel zu erwarten seyn wird *).

Anm. „Ceterum Staphysagria eorum temperamento respondet, quod admodum calida est et urens." S. Mathiolus a. a. O. —

Die Wirkung nicht zu kleiner Gaben Anakardium dauert bei Gesunden über drei Wochen.

In mehr als einer Hinsicht ist es als zweckmäßig erachtet worden, jedem dieser, außer dem Hofrath D. Sam. Hahnemann, von dem D. Herrmann in Sorau, Hartmann in Tschopau und andern Aerzten, die theils Mitarbeiter des Archivs für Homöopathie sind, theils früher unter Hahnemanns Anleitung experimentirt haben, beobachteten Anakardiensymptome den Namen dessen, welcher es wahrgenommen, abgekürzt (Herrmann Hrn. — Hartmann Htn. — Groß Gß. — Franz Fz. — Langhammer Lr. — Becher Br. — Stapf St.) hinzuzufügen; ein Verfahren, welches auch in der Folge beibehalten werden wird.

Mögen nachstehende Beobachtungen über die wahren Kräfte des Anakardiums etwas dazu beitragen, diesen mit großem Unrechte obsolet gewordenen vielkräftigen Arzneistoff der unverdienten Vergessenheit zu entreißen, ihn der Beachtung unbefangener Aerzte zu empfehlen und seine razionelle Anwendung als Heilmittel wohl zu begründen. Die homöopathische Heilkunst wird, ihrer Natur nach, nie in den Fall kommen, dieses oder irgend ein anderes richtig erkanntes Arzneimittel entweder zu überschätzen, oder zu verachten und zu vergessen; sie weiß jede Kraft nach ihrer Art zu würdigen und naturgesetzlich zu Heilzwecken anzuwenden. Stapf.

Schwindel, daß er beinahe hinfiel. (Sam. Hahnemann.)

Schwindel, es wird ihr ganz schwarz vor den Augen. [Gß.]

Bei'm Bücken Schwindel, wie ein Herumdrehen im Kreise. (n. 13½ St.) [Lr.]

Drehend im Kopfe. [Gß.]

5. Die Gedanken vergehen ihm. [St.]

Große Gedächtnißschwäche; er wußte sich nicht mit der Sprache zu behelfen. [Sam. Hahnemann.]

Große Gedächtnißschwäche; er kann nichts behalten und es entfällt ihm alles sogleich. [Sam. Hahnemann.]

Schwerbesinnlichkeit; es bleibt ihm gar nichts im Gedächtnisse, er hat zu wenig Gedanken und verliert seinen Gegenstand bald und unvermerkt. [Fz.]

Das Gedächtniß ist früh ganz untauglich, besonders für einzelne Namen. [Fz.]

10. Nachmittags Abnahme der Phantasie und des Gedächtnisses; er kann sich gar nicht besinnen. (n. 5—6 St.) [Fz.]

Nachmittags ist das Gedächtniß wieder ziemlich lebhaft, besonders wird ihm das Verstehen des Gelesenen sehr leicht (Fassungskraft), wenn er es auch nicht ganz behält. (n. 4 Tagen.) [Fz.]

Nachmittags ist das Gedächtniß besser als vormittags; doch giebts, was es sogleich geben sollte, später. (n. 3 T.) [Fz.]

Gedächtnißvermehrung; es fallen ihm die geringfügigsten Umstände aus längst vergangenen Zeiten bei, zu welchen nicht einmal jetzt etwas durch einige Aehnlichkeit Anlaß gab, und er würde jetzt auch gut auswendig lernen können, zerstreuten ihn nicht andere sich aufdrin-

gende Gedanken; doch hat er es in seiner Gewalt, seine Gedanken fest zu halten. (n. 1½ St.) [Fz.]

Stumpfsinnigkeit mit Aengstlichkeit; er bemerkt kaum, was um ihn herum vorgeht. [S. Hahnemann.]

15. Geist sehr befangen, als wenn Schnupfen kommen wollte. [Sam. Hahnemann.]

Er kann nur über einen gegebenen Gegenstand nachdenken; aber von selbst fällt ihm nichts ein, er kann nicht frei auf etwas von selbst kommen. [S. Hahnemann.]

Anakardium wirkt schwächend auf den Verstand. [Matthiolus, in Commentar. in Dioscorid. M. M. L. V. Cap. V. p. 985 — Dacosta delle historia delle droghe medicin. Venet. 1583.]

Eine Art Gedankenlosigkeit; es fällt ihm alles Geistige schwer. [St.]

Vermehrte Phantasie; es fällt ihm immer etwas anderes ein, dem er zu folgen genöthiget ist. [Sam. Hahnemann.]

20. Abends (9—10 Uhr) anfangs ungemein aufgeregte Phantasie und viel projektirende Ideen; er ist nicht im Stande, seine Aufmerksamkeit zu zügeln; aber nach und nach wird das Geistesorgan gänzlich abgespannt, so daß er gar nichts mehr denkt. (n. 16 St.) [Fz.]

Der Geist ist viel lebhafter als vorher; er geht gern in scharfe Untersuchungen ein; aber jede Anstrengung dieser Art verursacht ihm reißend drückenden Kopfschmerz in der Stirn, den Schläfen und im Hinterhaupte. [Fz.]

Nach einem guten Schlafe früh ganz wüst und leer im Kopfe; kann nicht das mindeste auffassen. [Fz.]

Früh nach dem Aufstehen ist der Kopf so eingenommen und schwer, daß er ihn kaum tragen konnte; er mußte sich wieder niederlegen. [Sam. Hahnemann.]

Stumpfsinnigkeit, Eingenommenheit des Kopfs und Hinfälligkeit. [St.] *)

25. Schmerzhaft dumpfes Gefühl im ganzen Kopfe bei unrechter Lage im Bette. [Br.]

Schmerzlose Eingenommenheit der linken Kopfseite; späterhin der rechten zugleich. [Gß.]

Dumpfschmerzliche Eingenommenheit der Stirn bis in die Nasenwurzel herab. [Gß.]

Ein drückender, betäubender und Schwindel erregender Schmerz am ganzen Kopfe; er wollte während des Sitzens auf die linke Seite hinfallen. (n. 2 St.) [Lr.]

Jedesmal früh bei'm Erwachen Kopfweh, ein Drücken in der Stirn, bei'm Gehen ärger, als würde das Gehirn erschüttert. [S. Hahnemann.]

30. Ein starkes Pressen auf der rechten Seite der Stirn nach außen zu. [Htn.]

---

*) Sympt. 5 — 24. Diese Symptome zeigen allerdings ganz entgegengesetzte Zustände; Abstumpfung der Geistesthätigkeit und Vermehrung derselben. Wenn es von einigen derselben (namentlich Sympt. 13.) wahrscheinlich ist, daß sie mehr als Heilwirkung (bei früherhin nur mäßig starkem Gedächtnisse) anzusehen sind; so dürften sie doch im Ganzen mehr als Wechselwirkungen, jedoch primärer Art, zu betrachten seyn, wiewohl diejenigen Symptome, welche Unterdrükkung der Geistesthätigkeit aussprechen (S. 5—10, 14—17, 22—24.) für den Heilzweck weit vorzüglicher seyn mögen, als die gegentheiligen (S. 11. 12. 19—21.).

Klemmend drückendes Kopfweh in dem vordern Theile des Kopfs, mit einzelnen Rissen nach der Stirne. (n. 24 St.) [Br.]

Reißendes Stechen in der Stirne, rechts über dem Auge. [Hrn.]

Ziehender Schmerz in der Stirne, im linken Scheitel und dem Hinterhaupte. (n. 28 St.) [Hrn.]

Von hinten über die linke Seite des Oberhauptes und der Stirn herüber einzelne jählinge, gewaltige Rucke, daß er laut schreien möchte. (n. ½ St.) [Gß.]

35. Stirneinschnürendes Kopfweh, das Nachmittags 5 Uhr beginnt (bei höchst verdrüßlicher Laune), allmählig von Stunde zu Stunde steigt, daß er sich zu Bette legen muß. Bisweilen ist's einen Augenblick gelinder, fängt dann aber noch ärger an, als Wühlen in der Stirn, wo es heftiges Drücken auf die Stirn für Momente stillt. Zuletzt nimmt's fast den ganzen Kopf ein, mit dem überaus schmerzlichen Gefühle, als ginge am Nacken ein straff gezogenes Band nach beiden Ohren hin. Diese Schmerzen dauern viele Stunden lang, bis den nächsten Morgen. [Gß.]

Dumpfes Herausdrücken aus dem rechten Stirnhügel. (n. ¾ St.) [Gß.]

Vorübergehendes stumpfes Drücken und Zusammenpressen unter dem linken Stirnhügel. [Gß.]

Mitten in der Stirn, hinter der perpendikulären Stirnnath herab, ein stumpfer Druck, der in langsamen tiefer gehenden Absätzen sich vermehrt und allmählig den ganzen Vorderkopf einnimmt, Abends 10 Uhr. [Gß.]

Vorübergehender heftigster Schmerz in der rechten Stirnseite, besonders am äußern Augenhöhlenrande; wie eingeklemmt. [Gß.]

40. Ein betäubender drückender Schmerz in der Stirne, von oben nach unten zu. (n. 2½ St.) [Lr.]

Auf der linken Seite des Oberhauptes gleichsam zitternde, stumpfe Stiche, als wenn es nur ansetzte und nicht dazu kommen könnte. [Gß.]

Stumpfer Druck, wie von einem Pflocke, auf der linken Seite des Scheitels. [Gß.]

Heftiges Drücken in der rechten Schläfegegend. [Htn. — Hrn.]

Reißender Druck auf die linke Schläfe. [Gß.]

45. Reißender Schmerz im Gehirn, gleich über der rechten Schläfe. [Hrn.]

Reißender Druck in der linken Schläfe. [Hrn.]

Zuckend-reißende Stiche in der linken Schläfe. [Fz.]

Mehrmals bei'm Einathmen ein langziehender Stich von der rechten Schläfe bis an die Stirne. (n. 5½ St.) [Htn.]

Ruckweise Risse und reißende Schmerzen im Hinterhaupte und den Schläfen, am meisten bei'm Hinterbeugen des Kopfs. (n. 2 St.) [Fz.]

50. Jählinge scharfe, durchdringende und beißende Risse in der Schläfe bis in's Gehirn. (n. 3 St.) [Fz.]

Drückende, scharfe Risse in der linken Schläfe. [Fz.]

Scharfe Stiche durch die linke Kopfseite bis tief in's Hirn. [Gß.]

Zusammenpressen in beiden Schläfen zugleich. [Gß.]

Wiederholtes inneres Zucken in der linken Kopfseite, dicht vor dem Ohre herab. [Gß.]

55. In der linken Schläfe Einwärtsdrücken. [Gß.]

Anhaltende Zusammenschnürung des Oberhauptes, besonders in beiden Schläfen pressendes Einwärtsdrücken; gegen Abend vergehend. [Gß.]

Druck rechts im Hinterhaupte. (n. 3 St. [Hrn.]

Beschwerliches Drücken in der rechten Seite des Kopfs, das durch starke Stiche mehrmals unterbrochen ward. (n. ¾ St. [Htn.]

Reissen, das sich ganz unten rechts im Hinterhaupte anfängt und bis vor zur Stirne fortsetzt. (n. 35 St.) [Hrn.]

60. Reißender Kopfschmerz im Hinterhaupte, in einzelnen, deutlich absetzenden Rissen, welche sich bis in die eine Schläfe erstrecken. (n. ½ St.) [Fz.]

Wiederholtes Reissen im ganzen Kopfe, bei Frieren des ganzen Körpers, daß sie's schüttelt, Mißmuth und Unruhe, die ihr an keinem Orte zu bleiben gestattet. Kehrt immer um den 3ten Tag zurück. [Gß.]

Wiederholtes Reissen in der ganzen rechten Seite des Kopfs, Gesichts und Halses; darauf sogleich Sausen vor dem linken Ohre. [Gß.]

Hie und da an kleinen Stellen des Kopfs, stumpfes Einwärtsdrücken. [Gß.]

Bei angestrengter Arbeit reissende Kopfschmerzen. (n. 4 Tag.) [Fz.]

65. Die Kopfschmerzen sind am ärgsten bei Bewegung. [Fz.]

In der rechten Hälfte des Vorderhaupts, besonders am Augenhöhlenrande, fortwährend unerträglicher Schmerz, als wäre ein lastender Körper darin eingezwängt, mit untermischtem schmerzlichem Wühlen, durch starken äußern Druck, so lange selbiger dauert, beschwichtiget, wie es scheint, auch während dem Essen gemildert. Der Schmerz besänftigte sich beim Liegen mit der schmerzhaften Stelle auf dem Arme, abends im Bette und verging endlich beim Einschlafen. (Gß.]

(Ein Blüthchen oben an der linken Schläfe mit rothem Hofe; unschmerzhaft.) (n. 9 St.) [Lr.]

Viele linsengroße Beulchen auf dem ganzen Haarkopfe, welche beim Befühlen und Kratzen wie wundartig schmerzen. (Lr.)

Harter Druck links in dem Winkel zwischen dem Stirn- und Nasenbeine. (n. 3. T.) [Hrn.]

70. Ein drückender Schmerz äußerlich an der Stirn über dem linken Augenbraunbogen. (n. 2. St.) [Lr.]

In der Mitte der Wangen stumpfes Drücken, wie mit einer Zange gefaßt. (n. 2. T.) [Gß.]

Eine weißschuppige Flechte am rechten Backen, nahe bei der Oberlippe. (n. 3¾ St. [Lr.]

Tauber Druck auf dem linken Wangenbeine. [Gß.]

Ziehender Schmerz am rechten Wangenbeine. [Hrn.]

75. Große, trockne Hitze im Gesichte und am ganzen Kopfe, und Blässe des Gesichts mit Eingenommenheit des Kopfs; er ist dabei heiß anzufühlen, was er jedoch selbst nicht findet. [St.]

Bald nach dem Einnehmen große Blässe des Gesichts. [St.]

Blässe des Gesichts ohne Kälte. (sogleich) [Br.]

Nach dem Essen Hitze im Gesicht und hinfällig. [St.]

Er sieht sehr angegriffen aus, hohläugig; blaue Ränder um die Augen. (bald n. d. Einnehmen, mehrere Tage hindurch.) [St.]

80. Die Flamme des Lichts schien ihm zu flackern; auch schien ihm das Licht bald zu dunkel, bald zu hell zu brennen; bei starker Gesichtsanstrengung aber sahe er wohl, daß es ruhig brannte. [S. Hahnemann.]

Das Licht scheint Abends einen Hof um sich zu haben. [S. Hahnemann.]

Früh, beim Gehen, Reissen in den Augäpfeln und Augenhöhlen. (n. 24. St.) [Fz.]

Rheumatisch reissender Schmerz im linken Auge (mehr in den Augenliedern), der sich bis in die Schläfe erstreckt. [Fz.]

Es scheint etwas zwischen dem Augapfel und dem untern Augenliede zu reiben. [Gß.]

85. Empfindung, als befände sich etwas zwischen dem Augapfel und dem obern Augenliede, das eine Reibung verursachte. [Hrn.]

Harter Druck in einem kleinen Punkte auf dem linken Augapfel, von der linken zur rechten Seite hin. (n. 9 St.) [Hrn.]

Druck an beiden Augäpfeln, bisweilen von vorne nach hinten, bisweilen von oben nach unten. [Hrn.]

Druck auf dem rechten, dann auch auf dem linken Augapfel, von oben nach unten. (n. 1 St.) [Hrn.]

Druck wie bei einem Gerstenkorne in dem rechten innern Augenwinkel und den in der Nähe liegenden Augenliedknorpeln. [Hrn.]

90. Bei langem Sehen auf einen Gegenstand, ein starkes Drücken auf den Augen, besonders auf dem linken und im äußern Winkel desselben. (n. ½ St.) [Hrn.]

Verengerung der Pupillen. (n. 14 St.) [Lr.]

Große Erweiterung der Pupillen. (n. 19 St.) (Lr.)

Die Pupille des rechten Auges verkleinerte sich auf kurze Zeit. (n. 48 St.) [Br.] *).

Gesichtsschwäche, Myopie; er kann in der Ferne gar nichts deutlich erkennen; ganz nahe in's Gesicht gehalten, sah er alles ganz deutlich. [Fz.]

95. Sehr verminderte Kurzsichtigkeit. (n. 48 St.) [Lr.]

Abends nach 10 Uhr werden die Augen trübe, als wenn sie voll Wasser wären und er muß öfters blinzeln. (n. 16 St.) [Htn.]

Zucken in den Augenliedern, daß es ihm deuchtet, man müsse es sehen. [Gß.]

Auf dem Rande der rechten Augenhöhle, ein stumpfer Druck, wie mit einem Pflocke; der Schmerz nimmt zu, als dränge der Pflock bis mitten ins Gehirn, und die ganze rechte Kopfseite erleidet dabei eine Betäubung. [Gß.]

Vorübergehender Schmerz, als würde ein Pflock unter dem obern Rande der Augenhöhlen eingedrückt und berührte den Augapfel. [Gß.]

---

*) S. 91. 92. 93. Sind Wechselwirkungen, S. 95. muß als Heilwirkung bei früher obwaltender Kurzsichtigkeit, (schwachem Gesichte) angesehen werden.

100. Druck einen Finger breit unter dem linken äußern Augenwinkel. (n. 2. St.) [Hrn.]

Im rechten Ohrgange Schmerz, wie Ohrenzwang. [Gß.]

Zugleich von beiden Seiten vor den Ohren und in der Höhe ihrer Wölbung, langsame, stumpfe Stöße, als wollten sich zwei stumpfe Pflöcke, durch die Ohren eindringend, in der Mitte begegnen. [Gß.]

Im linken Ohrgange ein recht empfindliches, kurz absetzendes Zucken, als würde ein Nerv angezogen, oder wie elektrische Schläge. [Gß.]

Gefühl hinter den Ohren, als wollt' es wund werden; er muß reiben. [Gß.]

105. Es ist, als ob das linke Ohr locker mit Baumwolle verstopft wäre, auch hörte er auf diesem nicht so gut, als auf dem andern, einige Minuten lang. (n. ½ St.) (Hrn.)

Er hörte zuweilen so schwach, daß er es nicht bemerkte, wenn jemand mit Geräusch die Thür öffnete; oft hörte er aber so scharf, daß er den Gang der Leute auf dem Vorsaale durch doppelte Thüren vernahm. (n. 54 St.) [Br.]

Ungeheures stechendes Reissen im linken, äußern Ohre. (n. 24 St.) [Gß.]

In der hervorstehenden Spitze der hintern Klappe des linken Ohrs, stumpfe, reissend-stechende Schmerzen. [Gß.]

Starkes Reissen am obern Rande des rechten Ohrknorpels. [Gß.]

110. Empfindung am linken äußern Ohre, als wenn die

Ohrmuschel krampfhaft klammartig zusammengezogen würde. (n. ½ St. [H t n.]

Ein krampfhaft klammartiges Zusammenziehen im linken Gehörgange, mit Druck gegen das Trommelfell. [F z.]

Krampfhafter klammartiger Schmerz im äußern Gehörgange. [H t n.]

Im Ohrknorpel und dem innern Ohre, ein drückendes Reissen und Pochen, als ob etwas geschwürig werden wollte; bohrt er mit dem Finger in's Ohr, so ist's noch ärger, und es ist ihm, als wenn sich im Gehörgange etwas vorgesetzt hätte. (n. 10 St.) [F z.]

Schmerzhaftes Ziehen im linken innern Gehörgange. (n. ¾ St. [H r n.]

115. Ein Sausen im linken Ohre (n. ¾ St.) [H r n.]

Klingen im rechten Ohre. [G ß.]

Früh beim Aufstehen Geruchstäuschung; er glaubte, angezündeten Schwamm zu riechen; etwa 1 Minute lang. (S. Hahnemann.)

Beständiger Geruch vor der Nase, wie Tauben- oder Hühnermist, vorzüglich wenn er seine Kleider oder seinen Körper anriecht. (n. 2 St.) [F z.]

Der Geruch scheint fast ganz verschwunden zu seyn, obgleich die Nase nicht verstopft ist. (n. 5 St.) [H r n.]

120. In der linken Seite der Nase, innerlich, wie im Knochen, schmerzliches, schnell vorübergehendes Zerschlagenheitsgefühl. [G ß.]

Ein Blütchen am Winkel des rechten Nasenflügels, mit rothem Hofe und Eiter in der Spitze. (n. 9 St.) [L r.]

(Im Winkel des linken Nasenflügels und an der Stirn,

zwei sich langsam erhebende, harte, rothe Blütchen, welche sich spät und spärlich mit Eiter füllen, wundartig schmerzen und mehrere Wochen lang stehen, ehe sie vertrocknen.) (n. 10 Tagen) [St.]

Im rechten Nasenloche, an der Scheidewand, eine rothe Pustel mit Eiter, von wundartigem Schmerze bei'm Berühren. [Hrn.]

Verstopfung hinten in der Nase, dem Gefühle nach durch vielen Schleim. [Fz.]

125. Es kömmt fester, zäher Schleim in den Rachen, der sich zugleich mit vor die hintern Nasenöffnungen legt. (n. 1 St.) [Fz.]

Dehnender Schmerz mit Steifigkeit in den Nackenmuskeln, schon schlimm, wenn er den Kopf geraume Zeit in einerlei Richtung hielt, am schlimmsten, wenn er ihn dann jähling bewegte; erhielt er ihn aber immer in Bewegung, so empfand er wenig. (n. 52 St.) [Br.]

Rheumatisches Ziehen über den Nacken herab. [Fz.]

Zwei Tage nach einander, früh beim Erwachen, bei der mindesten Bewegung Schmerz des Nackens auf der rechten Seite, wo er gelegen hatte; ein Steifigkeitsschmerz, der am schlimmsten war, wenn er den Kopf nach der rechten Seite drehete, und minder, wenn er ihn auf die linke Seite wendete. (n. 4. 5 Tag.) [Htn.]

Auf der linken Seite des Nackens, dicht am Hinterhaupte, ein klemmender Steifheitsschmerz, selbst in der Ruhe, der aber bei'm Bewegen des Kopfs sich nicht mehrte, und der Bewegung desselben nicht hinderlich war. (n. 2½ St.) [Htn.]

130. Öfteres Jucken am Halse. [Fz.]

Am Halse bald hie, bald da, oberflächliches Stechen, wie mit Nadeln. [Gß.]

An der linken Seite des Halses, ein schneller, stumpfer Druck, wie von einer Last. [Gß.]

An der linken Seite des Halses, gerade in dem Winkel, den Hals und Schulterhöhe bilden, langsam absetzendes Drücken. [Gß.]

Absetzende, pochende Nadelstiche nahe am Halse an der linken Brustseite. (n. 3½ St.) [Lr.]

135. Harter Druck am Halse auf beiden Seiten neben dem Kehlkopfe, beim Schlingen bisweilen heftiger. (n. 2 St.) [Hrn.]

Scharrig im Halse. [Gß. — St.]

Trockenheit im Halse, vormittags, die durch Essen vergeht. [Fz.]

Drücken im Halsgrübchen. [Gß.]

(Schmerzhafte Bläschen im Munde.) [S. Hahnem.]

(Er klagt über rohen, wunden Hals.) [S. Hahnemann.]

140. Zwischen Unterlippe und Kinn wie mit einem stumpfen Rasirmesser geschabt. [Gß.]

Krimmen um den Mund herum, dabei sieht die Haut schabig aus und fühlt sich rauh an, wie eine Flechte. [Gß.]

Weiße und rauhe Zunge, wie ein Pelz oder Reibeisen. (n. 3 St.) [Lr.]

Die Zunge wird ihm so schwer und deuchtet ihm geschwollen, daß er nicht weiter reden kann. [S. Hahnemann.]

Beim Sprechen fallen ihm manche Worte so schwer, gleich als wäre die Zunge zu schwer. [S. Hahnem.]

145. Nachmittags ist die Sprache derber und fester als vormittags. [Fz.]

Einzelne Risse im linken Kiefergelenke. (n. 42 St.) [Fz.]

Brennende Trockenheit der äußern Lippenränder, fast wie von Pfeffer. [St.]

Aeußerliches Brennen am Kinne und an der linken Seite desselben von unten her ein stumpfes Drücken. [Gß.]

Wiederholtes Reissen im rechten Aste des Unterkiefers. [Gß.]

150. Eine Stelle unter dem Kinne, wo er vor 2 Jahren einen Blutschwär gehabt, wird wieder schmerzhaft und faßt Eiter. [Gß.]

Schmerzhaftes Ziehen in dem Zahnfleische und den Wurzeln der Backzähne des linken Unterkiefers. [Hrn.]

Der Spitzzahn des linken Unterkiefers schmerzte, als wenn man daran gestochert hätte, und der Schmerz verschlimmerte sich durch's Berühren mit der Zunge und durch freie Luft. (n. 29 St.) [Br.]

In Absätzen wiederkehrendes Reissen in allen Zähnen. [Gß.] *).

In der rechten Zahnreihe des Unterkiefers klammartiges

---

*) S. 151 — 155. In mehreren Gegenden Deutschlands bedient man sich der Anakardien gegen Zahnweh, indem man mehrere Früchte an einen Faden gereiht, um den Hals hängt. Aus obigem geht hervor, daß es wohl im Stande ist, einige Arten Zahnweh homöopathisch zu heilen.



Ziehen, das bis an's Ohr hinauf strahlt. (gl. n. d. Einnhmen.) — [Gß.]

155. (Abends gegen 10 Uhr entstand ziehend-spannender Schmerz in einem hohlen Backzahne, welcher sich bald bis in das Ohr verbreitete; mehrere Abende hinter einander. [St.]

Nach dem Tabakrauchen bitter Geschmack im Munde. (n. 24 St.) [Fz.]

(Es schmeckt ihm alles wie Heringslake.) [S. Hahnemann.]

(Es schmeckt ihm alles fad und faul, auch im Munde schmeckts so, Bier schmeckt schaal.) [S. Hahnemann.]

Zuweilen heftiger Hunger, zuweilen gar kein Appetit zum Essen. [S. Hahnemann.]

160. Starker Appetit und nach dem Essen, schon bei geringer Bewegung, Brechübligkeit, doch auch Drücken und Uebelbefinden im Magen ohne Bewegung. [S. Hahnemann.]

Ein Ekel gegen mehrere, sonst willkommene Speisen, daß er sich hätte erbrechen mögen. [S. Hahnem.]

Das Mittagsmahl genießt er nur, weil es eben Essenszeit ist, ohne eben hungrig zu seyn, mit vielem Wohlgeschmacke, doch ist das Brod ihm etwas bitter. [Fz.]

Nach Tische Hitze im Gesichte, mit Zusammenfluß süßlichen Speichels im Munde, und heftigem Durste. [Fz.]

Es kömmt ihm eine Menge Flüssigkeit in den Mund und Rachen, die ein eignes, der Uebligkeit ähnelndes Gefühl auf der Brust zuwege brachte. [Fz.]

165. Während dem Mittagsmahle verschwinden fast alle Beschwerden; 2 St. nachher beginnen sie von neuem. [G ß.]

Schlucksen. [F z.]

Wiederholtes Heraufsteigen von Feuchtigkeit in den Mund, an der er sich verschlückert. [G ß.]

Nach Getränken und flüssigen Genüssen, Aufstoßen. (n. 28 Stunden.) [S. Hahnemann.]

Leeres Aufstoßen, früh. [G ß.]

Nach dem Essen Aufstoßen, welches im Halse brennt. [S. Hahnemann.]

170. Nach dem Essen, hypochondrische Niedergeschlagenheit; es preßt ihm im Unterleibe heran und er fühlt sich äußerst schwach am Körper und Geiste. (n. 6. St.) [F z. — S t.]

Nach dem Essen, Drücken im Magen, mit Gefühl von äußerster Ermattung und Hinfälligkeit; bei großem Durste. (n. 3½ Tag.) [F z.]

Nach dem Essen Drücken am Magen. [S. Hahnem.]

Nach dem Essen drängen zum Stuhl und Noththun; mehr in den obern Därmen. [S. Hahnemann.]

Uebligkeit. (G ß.)

175. Uebligkeit (mit Brechwürgen) im Schlunde; verging durch Trinken kalten Wassers auf kurze Zeit, kehrte aber wieder zurück, bis er nebst dem genossenen Wasser, 6 Kirschkerne mit so großer Gewalt und mit einem Schmerze erbrach, als würde der Schlund durch einen großen Ball aus einander gepreßt. [B r.]

Nach dem Essen schläfrig und unaufgelegt zur Arbeit. [S. Hahnemann.]

Nach dem Mittagsessen unwiderstehlicher Hang zum Schlafen. (n. 4 St.) [Htn.]

Nach Tische ist es ihm während des Stehens ganz hinfällig in den Knieen, dabei schläfrig und unaufgelegt zu jeder Verrichtung. (n. 5 St.) [Fz.]

Nach Tische Hüsteln, was den Hals angreift, als wenn er roh wäre. (n. 3½ Tag.) [Fz.]

180. Nach dem Essen eine Art Rauhheit im Halse, mit tiefem Tone der Stimme. [Fz.]

Schneiden in der Herzgrubengegend. [Gß.]

Unter der Herzgrube, im Gehen, drückend-ziehender Schmerz. (n. 10½ St.) [Fz.]

Bei'm Gehen im Freien, weicher Druck mit Ziehen in der Herzgrube, welcher nach dem Essen verschwindet. (n. 12 St.) [Fz.]

Bei'm Ein- und Ausathmen, zusammenpressende, schmerzhafte Nadelstiche auf der Herzgrube, die nicht bei Berührung und fast in keiner Lage vergingen. (n. 4 St.) [Lr.]

185. Jedesmal nach dem Essen erschütterte es ihm bei jedem Tritte in der Herzgrube. [S. Hahnemann.]

Jedesmal nach dem Essen, ein Drücken und Spannen in der Herzgrube. (n. 28 Tag.) [S. Hahnemann.]

In der Herzgrube langsam absetzendes, empfindliches, stumpfes Drücken. [Gß.]

In der Herzgrube Gluckern und Gähren. [Gß.]

Während dem Mittagsessen unmittelbar über und rechts neben der Herzgrube, ein stumpfes, langsam absetzendes Drücken. [Gß.]

190. Heftiges Stechen in der Nähe der Herzgrube, links,

bei'm Einathmen und Gehen vermehrt, bei erneuertem Gehen wieder beginnend. [Gß.]

Nach dem Essen gings ihm im Leibe herum, als hätte er zu Purgiren eingenommen. [S. Hahnemann.]

Ein Drücken in der rechten Seite des Oberbauchs, (Lebergegend) eine Stunde nach dem Essen. [S. Hahnemann.]

Unbehaglichkeit im Oberbauche, Gefühl als sollte Bauchweh entstehen. [Gß.]

In der linken Bauchseite, gleich unterhalb der kurzen Rippen, flüchtige, kurze Stiche ganz oberflächlich in den Muskeln. [Gß.]

195. Plötzlich gleich unterhalb des Nabels ein arger Schmerz, als würde ein stumpfer Pflock in die Eingeweide gedrückt. [Gß.]

Links neben dem Nabel empfindliche, stumpfe Stiche. [Gß.]

Gleich unterhalb des Nabels stumpfer Druck; bei'm Einathmen wird's schlimmer, so wie bei'm Draufdrücken. (bald nach dem Mittagsessen.) [Gß.]

Ein Drücken in der Nabelgegend, als wenn sich da etwas Hartes gebildet hätte; bei'm Athmen und Sprechen, vorzüglich aber beim Husten war's, als zersprange ihm der ganze Unterleib; bei'm Drauffühlen schmerzte es, wie Drücken und Spannen. [S. Hahnemann.]

Absetzende, sehr stumpfe Stiche auf dem Nabel selbst. (n. 6 St.) [Gß.]

200. Rechts neben dem Nabel heftige Stöße, wie von einem stumpfen Instrument. (n. ½ St.) [Gß.]

Gleich rechts über dem Nabel, ein plötzliches, empfind-

liches, scharfes Stechen, daß er zusammenfährt. (n. 12 St.) [G ß.]

Bei'm Einathmen, auf der linken Seite neben dem Nabel, auf einer kleinen Stelle, ein kneipendes Zusammenziehen. (n. ½ St.) [Htn.]

Gleich nach dem Mittagsessen treibt's ihm den Leib auf, als hätte er ungeheuer viel gegessen, was doch nicht der Fall war. [G ß.]

Bald rechts, bald links unter den kurzen Rippen, Stechen bei'm Einathmen. [G ß.]

205. Plötzlich, wie ein Blitz, zuckts ihm wellenförmig in den Unterleib herab. [G ß.]

(Ein arges Ziehen im Unterleibe und den Gliedern und Brennen hinterher; dann thats bei'm Befühlen in den Knochen weh, daß sie die Nacht vor Schmerzen nicht schlafen konnte.) [S. Hahnemann.]

Kneipen und Klemmen im Unterleibe. (n. 12 St. [Fz.]

Harter Druck auf einer kleinen Stelle, etwas über und unter dem Nabel. (n. ½ St.) [Hrn.]

Druck auf der linken Seite unter der letzten falschen Rippe, im Unterbauche. [Hrn.]

210. Schmerz, als wenn sich etwas im Unterleibe zusammenwickelte, worauf ein Pressen darin entstand. (n. 32 St.) [Lr.]

Stumpfe, tiefdrückende Stiche an der vordern und obern linken Darmbeinspitze. [G ß.]

Links hin im Unterbauche, gleich über dem Becken im Schooße, stumpfe, in unregelmäßigen Typen absetzende zuckende Stiche. (n. 48 St.) [G ß.]

Stumpfe Stiche in der Bauchhöhle, unweit des Nabels,

in der Nähe der Knorpel der vorletzten falschen, rechten Rippe. [Hrn.]

Stumpfe Stiche auf der linken Seite in der Gegend der Milz. (b. Stuhlgang.) [Hrn.]

215. Reizende Stiche an den untersten Rippen linker Seite, theils wie in der Brust, theils wie in der Bauchhöhle. [Hrn.]

Klemmender Schmerz im Unterbauche, dem Gefühle nach in den Gedärmen. (n. 7 St.) [Hrn.]

(Bei'm Sitzen) ein schneidendes Kneipen im Unterleibe, wie von Blähungen. (n. 4 St.) [Lr.]

Ein schneidendes Kneipen im Unterleibe, wie von Verkältung, welches ihn nöthigte zu Stuhle zu gehen, mit und ohne Pressen. (n. 22 St.) [Lr.]

Kneipender Schmerz im Unterbauche, (bei'm Stuhlgange.) (n. ½ St.) [Hrn.]

220. Kneipen und immerwährendes Knurren im Bauche. [Gß.]

Immerwährendes Knurren im Unterleibe, besonders in der Nabelgegend. [Hrn.]

Auf der rechten Seite des Unterbauchs, unter den kurzen Ribben, taktmäßiges, brennendes Nadelstechen. [Gß.]

Gleich über dem Bauchringe ein absetzendes, dumpfes Herausdrücken. [Gß.]

Er mußte oft zu Stuhle gehen, es ging aber wenig auf einmal; erst weicher, dann harter Koth. [S. Hahnemann.]

225. Täglich 2—3 Stuhlgänge gewöhnlicher Art, die aber jedesmal schwierig abgingen. [S. Hahnemann.]

Stuhl von ganz blasser Farbe. (n. 48 St.) [S. Hahnemann.]

Es drängt ihn immer zu Stuhle, er kann aber nichts los werden; viele Tage lang. [S. Hahnemann.]

Durchfall wässerigen Stuhls, oft, und doch mit viel Anstrengung. [S. Hahnemann.]

Täglich 3mal Anregung zum Stuhlgange, es that ihm Noth, und wenn er sich dazu setzte, so war jedesmal der Trieb weg, der Mastdarm that seine Schuldigkeit nicht, er mußte, so weich auch der Koth war, doch sehr drücken. [S. Hahnemann.]

230. Nöthigung zum Stuhle und gleichwohl kann er nichts verrichten; es ist ihm, als wäre alles eingepfropft im Mastdarme. [Fz.]

Ein immerwährender Drang zum Stuhle, und da die Ausleerung nicht sogleich erfolgt, so stellt sich ein schmerzhaftes Drehen und Winden in den Gedärmen ein, queer durch den Unterleib. (n. ½ St.) [Htn.]

Zwei Tage nach einander, während oder vorzüglich nach der Stuhlausleerung, empfindet er gleich unterhalb des Nabels stumpfen, durch Einathmeu vermehrten Druck in den Bauchmuskeln, der dann noch eine Zeitlang fortwährt. [Gß.]

Wider Gewohnheit muß er Nachts zum Harnen aufste-

hen, und zur gewohnten Zeit kann er doch wieder harnen. [G ß.]

Früh nüchtern öfteres Lassen wasserhellen Harns. [G ß.]

235. Oefteres Drängen zum Harnen und wenig Urinabgang. (n. 1½ — 4 St.) [Lr.]

Der Urin ist gleich bei'm Lassen trübe, setzt einen schmutzigen Satz zu Boden, und bekömmt dann bei'm Umschütteln Lehmfarbe. [Hrn.]

Oefteres Lassen wasserhellen Urins in geringerer Menge. [St.]

Saamenergießung die Nacht, ohne geile Träume. (n. 27 St.) [Lr.]

(Früh nach dem Aufwachen, Anschwellung der männli. Ruthe, mit Geschlechtstrieb.) [Htn.]

240. Niesen. G ß.]

Nach wiederholtem Niesen, heftigster Fließschnupfen mit Augenthränen, der nach mehreren Stunden verschwand. [G ß.]

Heftiger, vier Wochen lang dauernder Schnupfen. [S. Hahnemann.]

Starker Schnupfen, abends. (n. 48 St.) [Fz.]

Kurzer Athem; es dämpft ihn in der Gegend des Brustbeins. [S. Hahnemann.]

245. Innerliche Angst und Hitze und Beklemmung auf der Brust. [S. Hahnemann.]

In der Gegend des Brustbeins eine unschmerzhafte Beängstigung, als wenn er nicht in der Stube bleiben

könnte und hinaus in die freie Luft gehen und sehr thätig seyn müßte. [S. Hahnemann.]

(Der erschütternde Husten läßt ihn nicht schlafen.) [S. Hahnemann.]

(Erschütternder Husten, anfallsweise, wie Keuchhusten; jedes Sprechen erregt ihn.) [S. Hahnemann.]

Wellenförmiges Ziehen in der linken Brustseite. (n. 1 St.) [Gß.]

250. In der rechten Brustseite, nahe an der Achsel, ein plötzlich vorübergehender Druck, den er zugleich auf der entgegengesetzten Seite am Rücken fühlt; ohne Bezug auf das Athmen. [Gß.]

In der rechten Brustseite dumpfdrückender Schmerz, wie von einem eindringenden Pflocke. [Gß.]

Oben im Brustbeine, an seinem rechten Rande, ein stumpfes Drücken. [Gß.]

Wundheits- und Rohheitsgefühl in der Brust, vermehrt durch Einathmen; langdauernd. (sogleich.) [Gß.]

Scharfe pulsirende Stiche in der Brust, oberhalb des Herzes. (n. 80 St.) [Gß.]

255. Durch und durch fahrende Stiche am Herzen, jedesmal zwei kurz auf einander folgende. [Fz.]

Vorzüglich im Sitzen, Vollheit und Drücken auf der Brust, dessen er sich gern durch Erbrechen entledigen möchte. (n. 10½ St.) [Hrn.]

Langsam wiederkehrende, doch bisweilen auch geschwind auf einander folgende, stumpfe Stiche in der linken

Brustseite, eine Handbreit unter der Achselhöhle. [G ß.]

Druck auf der Brust nach der Gegend der Achselhöhlen hin; das Athmen wird dadurch erschwert, wie Beklemmung. (n. 24 St.) [Hrn.]

Drücken vorn auf dem Brustbeine und Beklemmung auf der Brust, bei'm Ausathmen. (n. 1¼ St.) [Fz.]

260. Reißen mit etwas Drücken an der linken Brustseite herauf gegen das Herz, als wollte es die ganze Seite zertrümmern, besonders wenn er gebückt sitzt. (n. 10 St.) [Fz.]

Druck über der rechten Brustwarze nach innen zu. [Hrn.]

Fressend juckende Nadelstiche an der letzten falschen Rippe. [Hrn.]

Ein zuschnürender Nadelstich äußerlich an den linken falschen Rippen. (n. 4½ St.) [Lr.]

In der Nähe der Herzgrube und im Kreuze zugleich scharfe Stiche, wie von der Herzgrube nach dem Kreuze durch und durch. [G ß.].

265. Im Kreuze grobes Stechen. [G ß.]

Rechts neben dem Rückgrate im Schulterblatte Schmerz, wie von anhaltendem Krummsitzen, was doch nicht vorausgegangen war. [G ß.]

Kitzelndes Jucken in beiden Achselgruben, zum Reiben nöthigend. (n. ¾ St.) [G ß.]

Unter den Achseln kitzelndes Stechen, wie von vielen Nadeln; vom Reiben vergehts. [G ß.]

Klammartiger Druck unter und neben dem rechten, dann auch dem linken Schulterblatte, nach innen. (n. ½ St.) [Hrn.]

270. Dicht unter dem linken Schulterblatte ein starker stechender Druck, der aber weder durch Ein-, noch Ausathmen sich verschlimmert. (n. 1¾ St.) [Htn.]

Scharfes Stechen in der äußern Seite des linken Schulterblatts. [Gß.]

Reißende Stiche neben dem rechten Schulterblatte nach außen. [Hrn.]

Auf dem linken Schulterblatte langsam wiederkehrende, stumpfe, reißende Stiche; nach oder mit jedem Stiche verbreitet sich nach allen Seiten hin ein reißender Schmerz, wie vom leidenden Mittelpunkte aus, verschwindet aber gleich, indem er, je entfernter, desto schwächer wird. [Gß.]

Ein schmerzhaftes Reißen zwischen den Schulterblättern. [Htn.]

275. Kriebeln in den Schulterblättern, wie wenn Ameisen unter der Haut liefen, oder als wenn der Theil eingeschlafen wäre. [Gß.]

Oefters Schmerz im rechten Schulterblatte und oben am rechten Oberarme, wie zerschlagen, daß sie den Arm kaum heben kann. [Gß.]

An der rechten äußern Fläche des linken Schulterblatts äußerliche feine und zugleich stumpfe Stöße, in kurzen Absätzen. [Gß.]

Auf der linken Schulterhöhe stumpfes Drükken, in langsamen Absätzen, wie von einer schweren Last; es scheint im Knochen selbst zu seyn. [Gß.]

Auf der rechten Seite des Nackens stumpfes, absetzendes Drücken, wie von einer schweren Last. [Gß.]

280. Rheumatisch-ziehender Schmerz von der Achsel über den Oberarm bis in die Ellenbogenbeuge; der Arm deuchtet ihm zu steif zu seyn. [Fz.]

Druck im rechten Ober- und Vorderarme, welcher sowohl in den Muskeln, als auch in den Röhrknochen zu seyn scheint; zugleich Müdigkeit darin. [Hrn.]

Drückender Schmerz in den Muskeln des rechten Oberarms, (bei'm Gehen im Freien). (n. 2½ St.) [Lr.]

Abends bei'm Sitzen ein drückender Schmerz in den Muskeln des linken Oberarms, bei der Ellenbogenbeuge. (n. 12 St.) [Lr.]

Ein drückend-krampfhafter Schmerz in den Muskeln unten am rechten Oberarme. (n. ¼ St.) [Lr.]

285. In Absätzen wiederholtes Reißen durch Arme und Beine zugleich. [Gß.]

Einschlafen des linken Arms, ohne daß sie ihn hart auflehnt. [Gß.]

Auf dem linken Oberarme in seiner Mitte einzelne empfindliche Schläge, wie mit einem schweren Körper. (sogl.) [Gß.]

In beiden Vorderarmen an einzelnen Punkten, bald

hier, bald da, kurzes, schmerzliches Einwärtsdrücken. (bald n. d. Einnehm.) [G ß.]

In der Mitte des rechten Oberarms einzelne empfindliche Schläge. [G ß.]

290. Er kann nachts nicht lange auf einer Seite liegen, weil ihm dann die Arme wie zerschlagen schmerzen. [G ß.]

Am linken Oberarme oberhalb der Ellenbogenbeuge schmerzliches Rucken. [G ß.]

Streckt er die Arme aus und dehnt sie nach dem Rücken zu, so fühlt er empfindliches, fast schneidendes Spannen von den Gelenken an, die Muskeln der Beugeseiten herab; bringt er die Arme wieder zurück, so fühlt er in den Gelenken (besonders den Achseln) ein Knacken mit einem recht empfindlichen Wehthun, als wären die Arme halb aus ihrer Gelenkverbindung. [G ß.]

Am linken Oberarme, unweit des Ellenbogens, fast wie in der Knochenröhre, absetzendes empfindliches, stumpfes Drücken, wie ein Mucken. [G ß.]

Ein Blüthchen unten am Oberarme, welches bei Bewegung des Arms schmerzhaft juckt und zum Kratzen nöthiget, mit rothem Hofe und Eiter in der Spitze. (n. 12 St.) [Lr.]

295. Drückend-kratzende Empfindung auf dem Vorderarmknochen (in der Ruhe). [Fz.]

Ein drückender Schmerz in den Muskeln des rechten Vorderarms (b. Schreiben). (n. 13 St. [Lr.]

Klammartiger Druck am linken Vorderarme, welcher bei Berührung heftiger, bei Bewegung aber zu einem reißenden Drucke wird. [Hrn.]

Drücken in der linken Ellenbogenbeuge, welches ihm den Arm schwer beweglich macht und wie schwer herabzieht; bei'm Gehen im Freien. (n. 13 St.) [Fz.]

Drückendes Ziehen auf der obern Fläche des linken Vorderarms. (bald n. d. Einn.) [Gß.]

300. Im rechten Vorderarme zieht's vom Handgelenke an klammartig nach dem Ellenbogen hin. [Gß.]

Klammartiger Schmerz in den Gelenken, wo sich die Mittelhandknochen der rechten Hand an die untersten Fingerglieder anfugen. (n. ¾ St.) [Hrn.]

Klammartiger Schmerz in dem Gelenke der linken Hand, wo der Zeigefinger mit dem Mittelhandknochen sich vereint. [Gß.]

Absetzend klammartiger Schmerz in den hintersten Gelenken des rechten Daumens und Zeigefingers. [Hrn.]

Ein zusammenziehender, stichartiger Schmerz in den Muskeln des linken Daumen, der bei Berührung und Bewegung wieder vergeht. (n. 2 St.) [Lr.]

305. In dem Mittelhandknochen des kleinen Fingers ein klammartiges Ziehen, besonders heftig in den Gelenken. [Hrn.]

Auf dem äußern Rande der linken Hand, wo sich der kleine Finger mit seinem Mittelhandknochen verbindet,

ein absetzender, klammartiger Schmerz, wie stumpfe Stiche. [G ß.]

Ein sehr starker, langer, schmerzlich reißender Stich im Ballen der rechten Hand. (n. ¾ St.) [H tn.]

Drückendes Reißen auf dem Handrücken (n. 9 St.) [Fz.]

Sehr starkes, heftiges Schneiden am Mittelhandknochen des rechten Zeigefingers. (n. 12 St.) [H tn.]

310. Scharfes, brennendes Stechen, wie mit einem Pfriemen, auf dem äußern Rande der linken Hand, wo sich der kleine Finger mit dem Mittelhandknochen vereint. (n. 36 St.) [G ß.]

Nadelstechen auf dem linken Handrücken. [G ß.]

In der flachen Hand einfaches Wehthun, besonders bei Bewegung derselben. [G ß.]

Krümmen in der hohlen Hand und zwischen den Fingern, nachts, wogegen starkes Reiben wohlthat, ohne es doch eben zu lindern. Den andern Tag an der Seite des linken Zeigefingers ein Blüthchen, das sich den folgenden Tag öffnet und dann bald vergeht. [G ß.]

In der linken Hand krampfiges Zusammenziehen, daß sie die Finger nicht gerade machen kann. [G ß.]

315. Eine Hand breit über dem linken Handgelenke, von Zeit zu Zeit ein ringförmiges klammartiges Jucken im ganzen Umfange des Vorderarmes. (sogleich.) [G ß.]

Am Knöchel der rechten Hand auf der Seite des kleinen Fingers juckendes Stechen, das durch starkes Rothkratzen nur auf Augenblicke vergeht und erst nach öfterem Kratzen ganz verschwindet. [S ß.]

Schmerzliches Mucken zwischend em Mittelhandknochen und dem linken Zeige- und Mittelfinger, gleich hinter den Knöcheln. [S ß.]

In der Nacht (im Bette) klammähnlicher, heftiger Schmerz im linken Vorderarme und dem Handrücken, bei ungehinderter Bewegung. [S ß.]

In den vorderen Enden der Mittelhandknochen klammartig-zuckender, stumpfer Schmerz, bei ungehinderter Bewegung der Hände. [S ß.]

320. Wiederholtes Reißen im kleinen Finger. [S ß.]

Wiederholtes Reißen vom rechteu Daumen in den Arm herauf, bis zum Ellenbogen, wie wenn ein Fingergeschwür entstehen will. [S ß.]

Klammartiges Zucken in den hintersten Phalangen der Finger der linken Hand, nach dem Takte des Pulses. [S ß.]

Drei Tage nach dem Einnehmen: Auf dem Rücken des mittelsten Gliedes des rechten Zeigefingers erhebt sich ein Hübelchen mit stechendem Jucken. Am folgenden Morgen entsteht ein wollüstiges Jucken, wogegen nur hart aufdrückendes Reiben gut thut. In der Mitte des Hübelchens zeigt sich ein Blüthchen, wie ein Hirsekorn, das stechend juckt und bei'm Daraufdrücken wie ein eingedrücktes Splitterchen

schmerzt. Das wollüstige Jucken verbreitet sich über die ganze, besonders die hohle Hand, und ist durch fortgesetztes Reiben nicht zu tilgen, wiewohl es, so lange es fortgesetzt wird, wohlthut. Erst nach ½ St. fühlt er nichts mehr, und dann bemerkt er in der Spitze des Blüthchens einen weißlichen Eiterpunkt. Später beginnt das Jucken nochmals eben so, und das Blüthchen erhält einen kleinen dunkeln Hof. Das zu heftige Jucken nöthiget ihn zum Drücken und Pressen, daß es aufplatzt, worauf rothes Serum ausfließt; den folgenden Tag läuft weiße Lymphe fortwährend aus. Es wächst im Umfange, fühlt sich hart an, juckt noch bisweilen und bekömmt einen Schorf. Reißt er diesen ab, so erscheint ein fester Eiterpfropf, von dem sich blos etwas wegwischen läßt; dann läuft gelbe Lymphe aus. Abends entsteht von selbst ziehender Wundheitsschmerz. Steht acht Tage lang. [Gß.]

Nach dem Niederlegen in's Bette kitzelndes Jucken im linken kleinen Finger; nur starkes Reiben und Drücken, lange fortgesetzt, mäßiget es, da es nicht im Muskelfleische, sondern tiefer zu sitzen scheint. [Gß.]

325. Bei einer Bewegung, die er im Sitzen macht, lautes Knacken im rechten Hüftgelenke. [Gß.]

Am Gesäße, im Muskelfleische des linken Oberschenkels ein stumpfer Druck, wie von einem Pflocke. (im Sitzen.) [Gß.]

Nach einem Spazierganze in den untern Gliedmaßen

hier und da ein Ziehen, Druck und Gefühl von Schwere, welche letztere durch Ausstrecken des Fußes sich erleichtert. [Hrn.]

Bei jedem Pulsschlage ein heftiger Druck, dem ein starker Stich folgte, in der Mitte der äußern Seite des rechten Oberschenkels. (n. 10½ St.) [Htm.]

Klammartiger Druck im linken Oberschenkel, vorn und hinten. [Hrn.]

330. Schmerzhaft reißendes Zusammenziehen (Klemmen) auf einer kleinen Stelle an der äußern Seite des Oberschenkels unter der Hüfte; und wenn dieser Schmerz aufgehört hat, schmerzt die Stelle wie unterköthig. (n. 11. St.) [Fz.]

Im dicken Fleische an den Oberschenkeln hie und da brennendes Stechen, wie mit vielen Nadeln, das zum Kratzen reizt. [Gß.]

Ein bohrender Stich in den Muskeln, vorn unten am rechten Oberschenkel. (n. 10. St.) [Lr.]

Im rechten Oberschenkel, gleich über dem Knie, ein dumpfer Schmerz. [Gß.]

Juckendes Stechen am linken Oberschenkel, das nach dem Reiben verschwindet. [Gß.]

335. Bei'm Sitzen Unruhe in den Beinen, hinab- und herauflaufend, an einzelnen Stellen schmerzliche Eindrücke machend, bei'm Gehen verschwindend, bei'm Sitzen wiederkehrend. (sogleich.) [Gß.]

Bei'm Sitzen mitten auf dem rechten Oberschenkel ein stumpfes Drücken. (n. ¼ St.) [Gß.]

An der innern Seite des rechten Oberschenkels zuckendes Drücken. [S ß.]

Bei'm Sitzen eine schmerzliche Unruhe — eine Art zitternden Bebens — mit leisem Zucken und Ziehen in den Oberschenkeln, besonders um die Kniee und in denselben, wie nach einer zu weiten Fußreise. (n. $\frac{3}{4}$ St.) [S ß.]

Es zieht schmerzlich an der äußern Seite des rechten Oberschenkels herab. [S ß.]

340. Stumpfer Druck an der innern Fläche des linken Oberschenkels in seiner Mitte. [S ß.]

In den Muskeln des rechten Oberschenkels nach außen zu in seiner Mitte kurzabsetzendes, stumpfes Drücken. [S ß.]

Am Halse des linken Oberschenkels absetzendes, dumpfes Drücken. [S ß.]

Im dicken Fleische des linken Oberschenkels empfindliches, stumpfspitziges Drücken, in taktmäßigen Absätzen; zwei Tage hintereinander um dieselbe Zeit. [S ß.]

Durch den angezogenen Unterschenkel herab (im Sitzen) emfindliches wellenförmiges Zucken in wiederholten Anfällen, wie elektrische Schläge. [S ß.]

345. Bei'm Gehen Drücken an der innern Seite des Kniees. [F z.]

Bei'm Gehen Drücken mit Ziehen vereiniget an der innern Knieseite. [F z.]

Ein ziehender Schmerz im rechten Knie, wie unter der

Kniescheibe, der weder durch Bewegung, noch durch Stillstehen sich verschlimmert oder verringert. (n. 1¼ St.) [Htn.]

Bei jedesmaligem Auftreten des rechten Fußes, im Unterschenkel, gleich unterhalb des rechten Kniees, ein Wehthun, fast wie ein stumpfer Stich oder Stoß. [Gß.]

Im rechten Knie grobes Stechen. [Gß.]

350. An der innern Fläche des rechten Kniees (b. Sitzen) stumpfdrückendes Ziehen. [Gß.]

Im gebogenen linken Kniee (b. Sitzen) schmerzliches Ziehen, welches bei'm Ausstrecken vergeht. [Gß.]

An der äußern Seite des linken Kniees wundbrennender Schmerz, wie geschabt. [Gß.]

Bei'm Sitzen, in den Knieen besonders und auch ober- und unterhalb derselben, eine Unruhe mit dem Gefühl, als wären sie eingespannt. [Gß.]

Bei'm Sitzen Gefühl, als wären die Kniee gebunden. [Gß.]

355. Nachdem er stundenlang ein Geschäft verrichtet, bei dem er sich bisweilen niederbücken müssen, fühlt er die heftigste Schmerzhaftigkeit in den Knieen und den Muskeln oberhalb und unterhalb derselben; noch den folgenden Tag hat er bei'm Hochheben der Füße ein schmerzhaftes, stumpfes Wundheitsgefühl oberhalb des Kniees, und zwischen der Kniekehle und Wade einen klammartig kneipenden Schmerz, mit schmerzlichem Schwächegefühl in den Knieen und den nahen Theilen. [Gß.]

Bei'm Sitzen um die Kniee eine schmerzliche

Unruhe und Gefühl von Steifheit, als wären diese Theile umwickelt. (n. ¼ St.) [Gß.]

Bei'm Gehen ein schmerzloses Schwächegefühl oberhalb der Kniee. (n. ½ St.) [Gß.]

Bei'm Sitzen schmerzliches Wehthun oberhalb der Kniee, wie nach starker Ermüdung der Beine. (n. ½ St.) [Gß.]

Ziehendes Wehthun oberhalb der Kniee im Sitzen, das b. Gehen sich als bloße Schwäche zeigt. (n. ½ St.) [Gß.]

360. Schmerzhaftes Ziehen in der Schienbeinröhre (n. ¾ St.) [Hrn.]

Rheumatisch ziehend-drückender Schmerz am Unterschenkel, queer über das Schienbein, unter dem Knie, blos im Gehen, bei'm Strecken des Schenkels; wenn er sich setzt, bekömmt er ziehende Schmerzen im Fußgelenke. (n. 32 St.) [Fz.]

Schmerzhaftes Ziehen in der linken Schienbeinröhre von unten nach oben. (n. 47 St.) [Hrn.]

Ein drückend-stichartiger Schmerz an der linken Schienbeinröhre. (n. 4½ St.) [Lr.]

Ein drückend-bohrender Stich in den Muskeln des rechten Unterschenkels. (n. 11 St.) [Lr.]

Ein bohrender Nadelstich äußerlich an der Schienbeinröhre. (im Sitzen, n. 2 St.) [Lr.]

365. Oefteres Pulsiren und Palpitiren in den Muskeln der Unterschenkel. [Fz.].

Klammartiger Druck an beiden Waden mehr nach außen an der Schienbeinröhre. (n. 3 Tagen.) [Hrn.]

Drücken auf der linken Schienbeinröhre im Sitzen mit

Unruhe des ganzen Gliedes, welche nachläßt, wenn er das Glied heranzieht. [Fz.]

Ganz unten an der vordern Fläche des linken Schienbeins, gleich über dem Gelenke, ein reißender Druck. [G.ß.]

Schmerzliches Strammen in der linken Wade. [G ß.]

370. In der Mitte des Unterschenkels, vorn und mehr nach außen zu, auf einer kleinen Stelle eine Art brennenden Schmerzes. [G ß.]

Rechts über dem Gelenke des rechten Unterfußes, am Schienbeine, ganz oberflächliche, empfindliche, stumpfe Stiche. [G ß.]

Bei'm Sitzen in den Unterschenkeln eine eigne Unruhe; es ist als wär's lebendig darin und bewegte sich drehend herab in die Unterfüße, wobei ihm diese so schwer deuchten; ist ihm fast, als wenn sie einschlafen wollten. [G ß.]

In den Unterschenkeln (b. Sitzen) häufiges Ziehen herabwärts, das zwar wiederholt stetig erfolgt, aber seine Anfangspunkte öfters verändert und immer stärker beginnt und schwächer verläuft. [G ß.]

In den Unterschenkeln (b. Sitzen) hie und da wellenförmiges Zucken. [G ß.]

375. Das Ziehen in den Unterschenkeln ist stumpf und taub. [G ß.]

Im Unterschenkel, oberhalb der Ferse, ein wundbrennender Schmerz. [G ß.]

Im linken Schienbeine, gleich über dem Knöchel, höchst

empfindliches, kurz abgesetztes Zucken, wie elektrische Schläge. [G ß.]

Auf dem Fußrücken kratzig-juckender Schmerz, als würde er mit einem wollenen Tuche gerieben. (n. 6 St.) [F z.]

Klammartig schmerzhaftes Ziehen von der rechten Ferse an bis in die Wadenmuskeln herauf. (n. 1 St.) [H t n.]

380. Brennen auf den Fußsohlen (b. Sitzen). [G ß.]

Auf dem linken Fußrücken Nadelstechen. [G ß.]

Wiederholtes Reißen in der großen Zehe. [G ß.]

Krampfiges Zusammenziehen in der rechten Fußsohle, daß sie gekrümmt wird. [G ß.]

Im Gelenke des linken Unterfußes Schmerz bei'm Auftreten, als hätte sie sich den Fuß versprungen. [G ß.]

385. Links auf dem Rücken des Unterfußes sehr schmerzliches inneres Rucken. [G ß.]

Das Stehen wird ihm sauer, die Fußsohlen thun weh und dabei zieht's ihm über die äußern Knöchel herab; im Sitzen vergehts. [G ß.]

In der rechten großen Zehe empfindliches, absetzendes Rucken. [G ß.]

Am innern Rande der rechten Fußsohle absetzendes, stumpfes Drücken. [G ß.]

Absetzendes, klammartig schmerzhaftes Ziehen, das sich gleich über der linken Ferse anfängt und bis in die Waden hinaufzieht; es setzte jedesmal etwa eine Sekunde aus. [H r n.]

390. Klammartiger Druck an der linken Ferse. (n. 30 St.) [Hrn.]

Krampfhaft ziehende und reißende Schmerzen von den Zehen her bis an den Fußrücken. [Fz.]

Während des Stehens Reißen queer durch die Wurzeln der Zehen, welches vergeht, sobald er sich wieder bewegt. (n. 5 St.) [Fz.]

Bei'm ruhigen Sitzen fühlt er in den locker aufliegenden Armen, ja im ganzen Körper, das Schlagen der Pulse (nach einiger körperlicher Anstrengung.). [Gß.]

Im Sitzen ist's ihm wohl, aber Stehen verursacht ein unruhiges Wesen in den Untergliedmaßen, als wenn sie herangezogen werden müßten, mit Aengstlichkeit. [Fz.]

395. (Es schläft ihm jeder Theil ein, den er unbewegt liegen läßt.) [S. Hahnemann.]

Hie und da an einzelnen Stellen des Körpers ein nicht juckender Reiz zum Kratzen, der hierauf sogleich verschwindet. [Gß.]

Hie und da leicht brennende Empfindung, die zum Kratzen reizt und dadurch vergeht. [Gß.]

Die leidenden Theile thun wie ein Blutschwär weh, er darf nicht daran rühren.) [S. Hahnemann.]

Fressend-juckende Nadelstiche in der linken Seite unter den Rippen, in der rechten Kniekehle mehr nach innen, auf dem rechten Hinterbacken, hie und da am Rumpfe, besonders auf dem Rücken und auf den Oberschenkeln, welches zum Kratzen reizt und dann auf kurze Zeit vergeht und wiederkehrt. (n. 1 St.) [Hrn.]

400. Allgemeines wollüstiges Jucken über den ganzen Körper, durch Kratzen verbreitet es sich immer weiter. [S. Hahnemann.]

Ein brennendes Jucken an der leidenden Stelle; je mehr er kratzt, desto mehr juckt's. [S. Hahnemann.]

Abends im Bette, Hitze in der Haut des ganzen Körpers, mit brennendem Jucken und wie wenn die Haut durch Kratzen schon angegriffen und gereizt wäre; kratzt er nun, so brennt es stärker. [S. Hahnem.]

Die Zufälle setzen immer einen und zwei Tage aus, halten dann wieder ein Paar Tage an und bleiben hernach wieder weg, so daß in ihrem Verlaufe etwas Periodisches nicht zu verkennen ist. (n. 7. 8. Tag.) [Sß.]

(Alle Flechsen des Körpers thun so weh, er kann nicht gehen, muß, wenn er auftreten will, zusammensinken.) [S. Hahnemann.]

405. Matt und hinfällig. [St.]

Das Gehen wird ihm anfangs sauer, die Füße sind schwer; bei fortgesetztem Gehen vermindert sich dieß Mattigkeitsgefühl, wie ihm dann überhaupt wohler ist. [St.]

(Höchste Mattigkeit, daß er kaum die Hände bewegen kann; er zittert bei jeder Bewegung.) [S. Hahnemann.]

Mattigkeit im ganzen Körper, er will sich immer legen oder setzen. [S. Hahnemann.]

Mattigkeit der Glieder, wie von vielem Gehen, und

Schläfrigkeit, wie von großer Schwäche. (n. 9½ St.) [Lr.]

410. Auf einer kleinen Fußreise wird er so hinfällig, daß er kaum fort kann, und sich lange nachher (im Sitzen) nicht wieder erholen kann. [Gß.]

Nach einer kleinen Fußreise, die ihn sehr sauer wurde, so hinfällig, müde und abgespannt, daß er sich gleich setzen muß, und lieber liegen möchte. Schon Legen des Kopfs deuchtet ihm sehr wohl, und ohne eben schlafen zu können, ist's ihm doch sehr angenehm, die Augen zu schließen; ein lechzender Zustand. [Gß.]

Alle Bewegungen verrichtet er mit größerem Nachdruck und stärkerer Ausdauer; die Muskeln ziehen sich weit kräftiger zusammen, aber die Bewegungen sind wie bei allzustraffen Muskelfasern, oder auch so, als wenn es an Gelenkfeuchtigkeit mangelte. (n. 1 St.) [Fz.]

Lähmung an einzelnen Theilen. (Mathiolus a. a. O. — Dacosta a. a. O.)

415. Wie ein Lähmungszustand, als sollte er zusammensinken; — ein lechzender, schmachtender Zustand, — nach einer kleinen Fußreise, am 6ten Tage, von 2—3 Uhr. Abends fühlt er bei starkem Gehen schwitzend nichts von Müdigkeit. [Gß.]

Bei'm Stehen, eine Haltlosigkeit in den Beinen; bei'm Sitzen, fast schmerzliche Schwäche in den Füßen. [Gß.]

Abends zeitiger als sonst müde und schläfrig, und früh will er nicht aus dem Bette, möchte immer mehr

schlafen; selbst nach dem Mittagsessen treibt's ihn zum Schlafe. [G ß.]

Nachmittags, bei'm Sitzen und Lesen, eine Schläfrigkeit und Mattigkeit, als ob er sich durch Geistes- oder Körperarbeiten allzusehr angestrengt hätte. (n. 3 St.) [Lr.]

Nach dem Mittagsschlafe, eine ganze Stunde lang, anhaltende Trägheit; er ist kaum im Stande, die Glieder zu bewegen und es verdrießt ihn zu sprechen. [Htn.]

420. Nachts unruhiger Schlaf; öfteres Umherwerfen; er lag mit dem Kopfe bald zu hoch, bald zu tief, und das Unleidliche seiner jedesmaligen Lage zeigte sich durch ein dumpfes Gefühl an, welches den ganzen Kopf einnahm. [Br.]

Nachts sehr fester, tiefer Schlaf, und er ist früh kaum zu ermuntern. [Htn.]

Während des Wachens, Abends im Bette, ein Zusammenfahren, wie durch Schreck. (n. 15½ St.) [Lr.]

Abends im Bette, ein heftiges Zusammenfahren, als wenn er aus dem Bette fiele. (n. 16 St.) [Lr.]

Früh nach dem Erwachen, treibt ihn Aengstlichkeit aus dem Bette. [S. Hahnemann.]

425. Er schläft nicht fest, wacht immer auf. [S. Hahnemann.]

(Er zuckt im Schlafe mit Mund und Fingern.) [S. Hahnemann.]

(Er schlummert Tag und Nacht bei großer Hitze und

und Durst; er ist sehr heiß anzufühlen und murrt und wimmert im Schlafe.) [S. Hahnemann.]

(Er liegt im beständigem betäubtem Schlummer ohne Träume, und ist auch nach dem Erwecken ganz dumm, oft heiß anzufühlen, mit rothen Backen und kalter Stirne, und klagt dennoch über Hitze im Kopfe; dabei arger Durst und große Trockenheit, wie wund, im Halse.) [S. Hahnemann.]

Bei sonst gutem Schlummer, Träume von Feuer. [Gß.]

430. Er träumt, er solle predigen, ohne memorirt zu haben; daher ein ängstliches Sinnen nach dem vorhandenen Gegenstand, mit dem er doch nicht zu Stande kommen kann. [Gß.]

Träume von Leichen, von einer nahen Gruft, oder von einem jähen Abhange. [S. Hahnemann.]

Lebhafte nächtliche Träume, von alten Begebenheiten. [S. Hahnemann.]

(Er schläft Tag und Nacht nicht, sondern liegt blos in Träumen, voll ängstlich zu besorgender Tagsgeschäfte.) [S. Hahnemann.]

Lebhafte Träume nachts, die ihm am Tage vorkamen, als wäre es ihm wirklich im Wachen geschehen; die ersten Tage, als wäre es längst, die folgenden Tage aber, als wenn es ohnlängst geschehen. [S. Hahnemann.]

435. Nachmitternacht träumte er von (Schwamm- und) Schwefelgeruch, und beim Erwachen glaubte er im-

mer noch Schwefeldampf zu spüren; er stand auf und suchte danach, und erst nach einigen Minuten verging diese Täuschung. [S. Hahnemann.]

Er träumt, im Gesichte voll weißer, häßlicher Blattern zu seyn. (n. 21 St.) [Lr.]

Aengstliche Träume von Feuersbrunst. [Br.]

Nachts, Träume mit Gegenständen seiner im Wachen projektirten Ideen vermischt. [Fz.]

Anhaltendes Frieren, selbst in der Stube. [Gß.]

440. Bei Frostigkeit, Appetitlosigkeit ohne unrichtigen Geschmack. [Gß.]

Früh ein paar Stunden Frieren in den Gliedern, daß er zittert. [Gß.]

Selbst in dem warmen Zimmer friert ihn. [Gß.]

Es überläuft sie zu wiederholten Malen eiskalt. [Gß.]

Frostzittern am ganzen Körper, nur in der Sonne ist ihm warm; weswegen er immer sonnige Plätze aufsucht. [Gß.]

445. Oefteres augenblickliches Gefühl, als wollte ihn frieren. [Gß.]

Frostgefühl an den Händen und Füßen. (2 St.) [Fz.]

Frostschauder über den ganzen Körper, als hätte er sich im Nassen erkältet. (n. $2\frac{1}{4}$ St.) [Lr.]

Fieberschauder über den ganzen Körper, mit Hitze im Gesichte, ohne Durst, in allen Lagen. (n. $1\frac{3}{4}$ St.) [Lr.]

Nachmittags große Mattigkeit und fieberhafte Unruhe, wie bei'm Schnupfen; in den Gliedern ein zittriges Wesen. [Fz.]

450. Nachmittags schnell vorübergehende Hitze im Gesichte und dem Gehirn, mit Backenröthe. (n. 8 St.) [Fz.]

Hitzgefühl und Hitze in der Handtellern und im Gesichte, ohne Durst. [Fz.]

(Am Obertheile des Körpers große Hitze, Durst und Schweiß, bei ganz heißem Athem, und doch klagt er Frost und es schüttelt ihn; die ehemals schweißigen Füße sind kalt.) [S. Hahnemann.]

(Vorzüglich die Nacht große Hitze mit heftigem Durste, ohne Schweiß, daß er es nicht aushalten konnte.) [S. Hahnemann.]

(Er klagt große Hitze und ist doch nicht heiß anzufühlen.) (n. 10 Tag.) [S. Hahnemann.]

455. (Großer Durst bei äußerer Hitze und dürren, verbrannten Lippen.) [S. Hahnemann.]

(Sehr heiß am ganzen Leibe anzufühlen, und klagt doch beständig über Frost.) [S. Hahnemann.]

Abends eine zweistündige innere Hitze mit kühlem Schweiße über und über, vorzüglich am Kopfe, kurzem Athem, Durst und Mattigkeit im Unterleibe und in den Knieen, zum Umsinken. [S. Hahnemann.]

(Handfläche heiß; Handrücken kalt. [S. Hahnem.]

Abends nach dem Essen, eine sich schnell über das Gesicht verbreitende Hitze, ohne Durst und ohne Frost.) (n. 12½ St.) [Lr.]

460. Oefteres Erwachen aus dem Schlafe, jedesmal im Schweiße über und über. (n. 19 St.). [Lr.]

Klebriger Schweiß in den hohlen Händen, stärker jedoch in der linken. [H t n.]

Bei offenen Fenstern duftet er über den ganzen Körper, bei Durst nach Milch. (n. 5½ St.) [H t n.]

Abends bei offenen Fenstern, warmer Schweiß über den Bauch, den Rücken und die Stirne, mit übrigens gemäßigter Wärme an allen Gliedmaßen. (n. 12½ St.) [H t n.]

Phantasietäuschung; es war ihm zuweilen, als hörte er seinen Namen rufen von der Stimme seiner (weit entfernten) Mutter und Schwester; dabei hatte er ein Unglück ahnendes Gefühl und Angst. [B r.]

465. Düstere, ärgerliche Gemüthsstimmung, mit Drang in's Freie zu gehen. [B r.]

Aengstliche Bänglichkeit und Verdrießlichkeit. [G ß.]

Hitzig und widersprechend. [G ß.]

Aeußerst verdrießlich und übellaunig. [S t.]

Arbeitscheu; es graut ihm, das geringste vorzunehmen, er hat an nichts Gefallen. [S t.]

470. Nachmittags ist ihm besser zu Muthe, als Vormittags; er ist munterer und aufgelegter zur Arbeit, sobald die Schläfrigkeit nach Tische vorüber ist. (n. 38. St.) [F z.]

Den ganzen Tag verdrießliche Laune; alles was ihn umgab, machte einen widrigen Eindruck auf ihn. [L r.]

Am Tage Heiterkeit, die sich abends in Aengstlichkeit und Besorgniß verwandelte. [L r.]

Vormittags äußerst hypochondrisch, muthlos und verzagt, mit einem läppischen, unbeholfenen Wesen; alle Bewegungen sind äußerst ungeschickt und träge. (n. 3 Tagen.) [Fz.]

Aengstlich bei allen Handlungen; er sieht alles ängstlicher und fürchterlicher an, glaubt immer von Feinden umgeben zu seyn, dann wird's ihm warm und das Blut scheint in der Brust zu kochen. (n. 7. 8 Tag.) [S. Hahnemann.]

475. Er verwechselt die Gegenwart mit der Zukunft. [S. Hahnemann.]

Die Zukunft scheint ihm ganz gefährlich, als wenn ihm nichts als Unglück und Gefahr drohe; Mißtrauen auf seine Kraft und Verzagtheit. [S. Hahnemann.]

Er ist mit der ganzen Welt entzweiet und hat so wenig Vertrauen zu sich, daß er verzweifelt, das leisten zu können, was man von ihm verlange. [S. Hahnemann.]

Bei'm Spazieren, im Stehen, eine Aengstlichkeit, als wenn jemand hinter ihm käme; alles um ihn her kam ihm verdächtig vor. [S. Hahnemann.]

Große Gleichgültigkeit gegen alles; weder angenehme noch unangenehme Gegenstände erregen seine Theilnahme; acht Tage lang. [S. Hahnemann.]

480. Melancholische Täuschung und Einbildung, als wenn in der Nebenstube eine Bahre stünde, worauf ein Freund, oder er selbst liege. [S. Hahnemann.]

Eine innerliche Angst, die ihn nicht ruhen ließ; er machte sich Gedanken über jede Kleinigkeit, als wenn ein großer Nachtheil daraus entspränge, mit Bekümmerniß über die Zukunft. [S. Hahnemann.]

Sehr gleichgültig und gefühllos gegen angenehme Dinge. [S. Hahnemann.]

Sehr verdrießlich und unaufgelegt, dabei sehr empfindlich gegen alle Beleidigungen. (S. Hahnemann.]

Traurigkeit. [S. Hahnemann.]

Druckfehler.

S. 1. Z. 15. st. der, l. des.
— 15. Z. 29. st. verschiedener l. entschiedener.
— 17. Z. 18. st. Heilgeschäft, l. Kurgeschäft.
— 23. Z. 5. st. enanthiopathisch l. enantiopathisch
— 25. Z. 23. st. der l. den
— 41. Anm. Z. 31. st. gewisser l. gewissen
— 56. Z. 22. st. zweckeckmäßige l. zweckmäßige
— 61. Z. 4. st. unbedingtem, l. ungebändigtem
— 79. Z. 5 st. eigenthümlichen l. eigentlichen
— 113. Z. 29. st. haben l. habe
— 122. Z. 28. st. Verdünnug l. Verdünnung
— 123. Z. 20. st. und sind l. sind und
— — Z. 21. st. strickten l. strikten
— 142. Z. 5. st. Ein l. Einen
— 148. Z. 25. st. nun l. nur
— 171. Z. 11. st. Neißen l. Reißen
— 173. Z. 19. st. drängen l. Drängen

Archiv

für

die homöopathische Heilkunst.

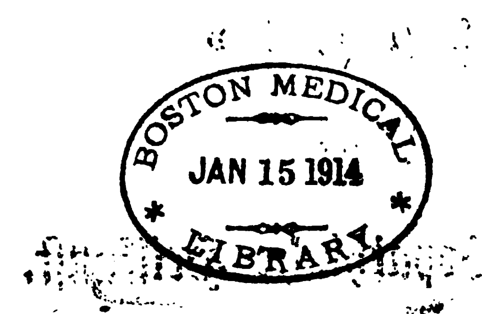
Herausgegeben

von

einem Vereine deutscher Aerzte.

Zweiter Band. Zweites Heft.

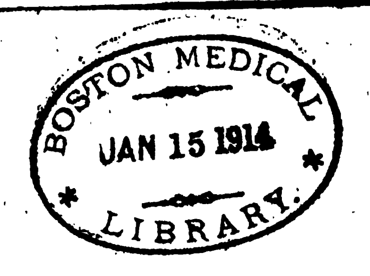
Leipzig, 1823.
Bei Carl Heinrich Reclam.



Tut, man! — one fire burns out another's burning
One pain is lessen'd by another's anguish;
Turn giddy, and be help'd by backward turning;
One desperate grief cures with another's languish;
Take thou some new infection to the eye,
And the rank poison of the old will die.

Shakespeare, Romeo and Julia I. 3.

Inhalt.



Zoomagnetische Fragmente,

besonders in Beziehung auf die Beurtheilung und Anwendung des Mesmerism im Geiste der homöopathischen Heillehre.

Von D. Ernst Stapf.

I.

Ueber das Daseyn des zoomagnetischen Agens und seine Wirksamkeit dürften bei dem gegenwärtigen Stande der Naturerkenntniß und nach so vielen und unzweideutigen Erfahrungen kaum gegründete Zweifel obwalten. Und wie möchte es auch glaublich seyn, daß da, wo all die tausendartigen Glieder der unermeßlichen Kette der anorganischen und organischen Geschöpfe, jedes auf seine Weise, jedes nach seiner Richtung hin, auf einander wirken, das lebendigste, das freithätigste, das beseelteste von allen, der Mensch, der Kraft, auch auf einem andern, als dem gewöhnlichen Wege, durch die Summe seiner psychisch-somatischen Individualität auf andre Wesen neben ihm zu wirken, allein entbehren, ja sie nicht in ganz vor-

züglichem Grade besitzen sollte? Während die anorganischen Stoffe bei ihrer Einwirkung auf ihres Gleichen den Gesetzen des Chemismus folgen, erhebt sich die Reakzion, welche zwischen den verschiedenen Gliedern der belebten Pflanzenwelt statt findet, in die höhere und freiere, gleichsam geistige Region der Vitalität; und es scheint als Gesetz gelten zu können, daß, je höher und freier sich in einem Organism das Lebendige entfaltet, desto freier und lebendiger in ihm auch die Fähigkeit wird, auf andere bestimmend einzuwirken. Die höchste Vollkommenheit und Entwickelung erhält aber diese Kraft da, wo das Leben sich zum Seelenleben erhebt, und auch hier mag die größere oder geringere Steigerung der Vergeistigung des Lebens den Maaßstab abgeben für die mehr oder minder kräftige Reakzionsfähigkeit auf die Außenwelt. So steigt die Entwickelung dieser Kraft durch die vielfachen Geschlechter der Thierwelt bis hinauf zu dem Menschen, in dessen Natur, wie die Vereinigung des Geistigen und Lebendigen, so auch sie ihre Vollendung erreicht, ihren Triumph feiert. Denn in ihm, wo das Lebensprinzip eine innige Verschmelzung ist des animalen mit dem psychischen Leben, wo Vernunft, Freiheit und Wille göttlich walten, und das Kind der Erde zum Sohn des Himmels weihen, muß diese Kraft am freiesten entwickelt und in ihrer Bethätigung am kräftigsten seyn. Je vollkommener und harmonischer ausgebildet ein Mensch ist, je freier und kräftiger sich in einem gesunden Körper das Geistige bewegt, je heller sein Denken, je reiner sein Fühlen, je kräftiger sein Wollen, desto mehr wird er auch die Fähigkeit besitzen, auch auf diesem, von dem

gewöhnlichen verschiedenen Wege, seine Eigenthümlichkeit geltend zu machen.

Auf welche Weise diese zoomagnetische Einwirkung und Mittheilung geschieht, wie das Mitgetheilte beschaffen, in wie weit es materiell oder rein geistig, dynamisch ist, darüber wird noch lange, vielleicht für immer, ein dichter Schleier gebreitet bleiben. Uns genüge, sein Daseyn aus seinen Wirkungen erfahrungsmäßig zu erkennen und es als einen Ausfluß aus dem tiefsten Quell des organisch-psychischen Lebens, als den Geist des Lebens eines Individuums zu betrachten. Daß die zoomagnetischen Erscheinungen nicht, wie gewisse übelgesinnte Adynamiker behaupten wollen, in einem Nervenkitzel ihren Grund haben, auch nicht in überspannter Einbildungskraft oder gar in naturwidriger Geschlechtsreizung, dafür sprechen die zahlreichsten und unzweideutigsten Erfahrungen.

Dem hell und tief schauenden Auge des ernsten Forschers, wie dem kühnen Flügel der Phantasie, eröffnet diese geheimnißvolle, zu allen Zeiten wirksam gewesene, nicht selten dunkel geahnete, jedoch erst in der neuern und neuesten Zeit näher erkannte und gewürdigte Kraft ein unermeßliches Feld zu fruchtreichen Ahnungen, Betrachtungen, Entdeckungen; und je ernster und redlicher beide forschen und schauen, desto innigere Ueberzeugung werden sie von dem Daseyn und der Wirksamkeit derselben gewinnen, desto klarer und lebendiger werden sie die ewigen Naturgesetze erkennen, nach denen auch sie wirkt und schafft. Bescheiden-ruhiger Forschung, die es wohl erkennt, wie ihr nur einige wenige Bruchstücke des großen, geheimnißvollen Isistempels zugekommen sind, sey es vergönnt, sie

ahspruchslos hier niederzulegen, und die Hieroglyphen, mit welchen sie uralterthümlich bezeichnet sind, nach ihrer Weise zu deuten.

II.

Zwiefache Hauptwirkung des zoomagnetischen Agens.

Der Grad der Entwickelung und Vergeistigung des zoomagnetischen Agens, so wie die Stärke und Dauer, womit es auf den Organismus einwirkt, bestimmen die Verschiedenheit seiner Wirkung. Auf der niedrigsten Stufe seiner Kraftentwickelung, z. B. als Thierwärme, als vitale Amosphäre der Menschen in den gewöhnlichen Lebensverhältnissen (absichtloses Einwirken physisch-kräftiger Menschen), selbst unter gewissen Umständen zu Anfang einer mit Willenskraft beabsichtigten zoomagnetischen Einwirkung, ist es ein reines, wenn auch für unsre Sinne immaterielles, doch höchst kräftiges Nahrungsmittel, namentlich für die höhern Gebilde des Organismus; — während es bei höherer qualitativer Entwickelung, so wie bei quantitativ und temporell stärkerer Einwirkung, das normale Befinden Gesunder offenbar pathogenetisch verstimmt und eigenthümliche Krankheitserscheinungen herbeiführt. Hierdurch wird der zwiefache Gesichtspunkt, aus welchem es in Bezug auf den menschlichen Organismus angesehen werden muß, sattsam bezeichnet: als rein diätetisches und als rein arzneiliches Agens.

Wie die niedern Gebilde des Organismus zur Restaurazion des materiell konsumirten materieller Nahrungs-

stoffe bedürfen, so mag auch das Nervensystem, als Träger und Leiter aller Kraft, ein feineres, ihm ganz angemessenes, unsern Sinnen immateriell erscheinendes Nahrungsmittel nöthig haben, um in voller Thätigkeit zu bestehen und nach allen Richtungen hin ordnend und belebend zu wirken. Wie es nun zwar unbezweifelt ist, daß der Organismus dieses Nervenaliment aus eigner Kraft, als Produkt des innern Lebensprozesses, bei voller Integrität seiner Thätigkeiten eben so ununterbrochen erzeugt als verbraucht, und durch dieses stetige Gleichgewicht zwischen Konsumzion und Restaurazion die Blüthe der Gesundheit erhalten wird, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß ihm auch von außenher ein Theil dieses ätherischen Nahrungsstoffes zugeführt werde. Im naturgemäßen Verkehr mit Menschen fortwährend mit einer vitalen (zoomagnetischen) Atmosphäre umgeben, mag es dem Organismus Bedürfniß seyn, sich dieses andern Individuen entströmende Agens als einen nothwendigen Lebensreiz anzueignen, um auch auf diese Weise, wenigstens zum Theil, einen Verlust zu ersetzen, welchen er im Laufe des Lebens mehr oder weniger erleidet. Wäre die zoomagnetische Reakzion der verschiedenen Individuen auf einander eine grundlose Chimäre, so würde die körperlich-geistige Eigenthümlichkeit der Personen, mit denen wir in einer mehr oder weniger innigen Berührung stehen, für die Gesundheit völlig gleichgültig seyn, ja es würde eine naturwidrige Absonderung von allen Menschen, wie sie z. B. bei Gefangenen, Einsiedlern u. s. w. Statt findet, ohne allen übeln Einfluß auf das Leben, namentlich das höhere, bleiben. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil.

Finden wir uns aber veranlaßt anzunehmen, daß selbst der gesunde Organismus der naturgemäßen Mittheilung dieses ätherischen Lebensreizes von außen her zu seinem normalen Bestehen mehr oder weniger, doch gewiß, bedürfe, so leuchtet es ein, wie unentbehrlich seine rein diätetische Einwirkung da seyn müsse, wo entweder in Folge unverhältnißmäßig starker Konsumzion, oder auch, durch gewisse krankhafte Störungen des organischen Lebens, gehemmter freier, innerer Entwickelung desselben, eine Art nervöser Nahrungslosigkeit, und, dadurch bedingt, eine eigenthümliche Erschöpfung des höhern und niedern Lebens statt findet.

Erhebt sich jedoch dieses Agens über die ersten Stufen seiner Entwickelung, wird es auf eine uns unbegreifliche Weise durch die Macht des Gemüths und des Willens beseelt und beflügelt, erlangt es dadurch eine größere intensive Stärke, eine höhere Qualität, und wirkt es in dieser Potenzirung mehr oder weniger dauernd auf ein dafür empfängliches, wenn auch übrigens gesundes Individuum ein, so hört es auf, ein reines Nervenaliment zu seyn, es stört nun das normale Befinden des ihm ausgesetzten Subjekts auf eine eben so auffallende als eigenthümliche Weise. Wie nun jedes wahre Arzneimittel durch seine, den gesunden Körper spezifisch krankmachende Kraft zu einem Heilmittel in gewissen, seiner Natur angemessenen Krankheiten wird: so finden wir auch bei dem zoomagnetischen Agens den Grund und die Grenzen seiner Heilsamkeit in der unläugbar ihm inwohnenden Eigenschaft, unter gewissen Verhältnissen den gesunden Körper eigenthümlich pathogenetisch zu affiziren.

Es gleicht hierin dem Licht und der Wärme, wenn es auch wohl verwandt seyn mag. Bis auf einen gewissen Grad wirken beide als naturgemäße und nothwendige Lebensreize auf den Organismus, ohne jedoch das Befinden des gesunden Körpers irgend krankhaft zu verändern (diätetisch). In größerer Stärke einwirkend, erzeugen sie jedoch die bedeutendsten krankhaften Störungen, und werden eben dadurch am rechten Orte und in der rechten Gabe zu unersetzlichen Heilmitteln (pathogenetisch, therapeutisch).

III.

Diätetisch.

Wie naturwidrige Entziehung materieller Nahrungsmittel das vegetative und durch dieses mittelbar auch das nervöse Leben erschöpft, so führt auch der Mangel an demjenigen Lebensgeiste, welchen wir als das spezifische Nervenelement erkennen, ebenmäßig eine eigenthümliche Entkräftung des nervösen und durch dieses sekundär auch des vegetativen Lebens herbei, welche in ihren Folgen um so bedeutender seyn muß, jemehr eben das Nervenleben in seinen verschiedenen Verzweigungen und Potenzirungen überall das bestimmende ist, von dessen Stimmung die Stimmung der muskulösen, arteriellen, venösen und aller übrigen Organe unläugbar abhängt. Diese eigenthümliche Erschöpfung, von welcher hier die Rede ist, wird vorzugsweise durch diätetische Verirrungen veranlaßt, welche geeignet sind, das Leben in seinen innersten Tiefen, in seinen feinsten Gebilden zu erschüttern, die Lebenskraft in ihrem Urquell zu erschöpfen. Dahin gehören besonders

übermäßige Geistesanstrengungen und einige deprimirende Leidenschaften, übermäßiger und zu früher Geschlechtsgenuß, naturwidrige Schlafentziehung, und inniges Zusammenleben mit lebenskraftarmen, schwächlichen Personen. Sie charakterisirt sich durch eine in allen Lebensthätigkeiten, namentlich aber in der nervösen Sphäre bemerkbare Passivität. Das nervöse Leben, als das hier primär leidende, befindet sich entweder in einer mehr oder weniger bedeutenden Abstumpfung, oder auch bisweilen in einer Art kraftloser Ueberreiztheit. Im ersten Falle scheint die Verbindung des Organismus mit der Außenwelt zum Theil gehemmt, ihre Einwirkungen werden nur schwach und unvollständig empfunden, das naturgemäße Bestreben, sich gewisse Dinge, z. B. Nahrungsmittel, Getränke, von außenher anzueignen, ist zum Theil, oft gänzlich erloschen, Geist und Körper befinden sich in einem Zustande von Apathie. Daher gänzlicher Mangel an Hunger und Appetit bei übrigens reinem Geschmack, daher langwierige Verstopfung, unruhiger, nicht erquickender Halbschlaf. Das Auge ist matt, unstät, die Gesichtsfarbe blaß, die Haut trocken und kühl, der Turgor vitalis sehr vermindert. — Im zweiten Falle, der Ueberreiztheit, machen Gegenstände, welche den gesunden Menschen kaum entfernt berühren, einen übermäßig starken Eindruck auf den Kranken, er geräth dadurch in eine exaltirte Stimmung, es fehlt ihm die Kraft, sich diesen Einwirkungen entgegen zu stellen, sich mit ihnen in ein naturgemäßes Verhältniß zu setzen; ganz leidend, wird er von der Außenwelt, die er beherrschen sollte, beherrscht; es fehlt dem Körper, wie dem Geiste, an Aktivität und Selbständigkeit. Bei innerer

erhöheter Aufgelegtheit zu Schmerzen, überwältigen ihn diese oft gänzlich. Die leisesten innern und äußern Anregungen bewirken übermäßige Gefühls-Aufregungen und Aeußerungen: Lachen, Weinen, Furcht, Angst, Außersichseyn, Zittern, Ohnmacht. Schwacher kleiner, schneller Puls. Oft langwierige Schlaflosigkeit, mit Stuhlverhaltung abwechselnder Durchfall. — In beiden Fällen Gefühl höchster Erschöpfung; ein Verschmachten des Leibes und der Seele; ohnmachtartiger Zustand *).

In diesem Krankheitsbilde, welches sich, mehr oder weniger modifizirt und ausgebildet, nicht eben selten der Beobachtung darbietet, ist die vorherrschende primäre Nervenerschöpfung nicht zu verkennen. Wie dadurch in den rein nervösen Organen eine unverkennbare Passivität bedingt wird, so theilt sie sich den von den Nerven abhängenden niedern Organen gleichzeitig mit und erzeugt auf

*) Hierher gehört unter andern die Krankheit und Heilung eines Fräuleins N. in S., wie sie in der Berliner Zeitung (bei Haude und Spener) im 67sten Stück des Jahrganges 1822 zwar ohne Nennung des Namens, aber unter Verbürgung der Authenticität erzählt wird. Bis zum täuschenden Scheintod war in diesem Falle die nervöse Erschöpfung gediehen, und es würde unfehlbar wirklicher Tod eingetreten seyn, hätte die Lebenskraft der Mutter, welche mit der scheintodten Tochter während ganzer 9 Wochen in ununterbrochener innigster Berührung blieb, nicht das gänzliche Erschöpfen des geringen Vorraths und somit das Verlöschen des Lebens verhütet. Eine wahre Ernährung mit Lebenskraft. Leben weckt Leben. Diese höchst merkwürdige Geschichte glänzt als ein hell leuchtendes Gestirn, als ein erfreuliches Zeichen der Kraft der Liebe, des Willens und des Lebens an dem von so vielen dunkeln Wolken umdüsterten Himmel.

diese Weise auch in ihnen eine eigenthümliche Entkräftung, deren charakteristische Züge wir oben skizzirt haben. Genauer und sorgfältiger Beobachtung wird es nicht entgehen, daß sich diese Art der Entkräftung, welche ursprünglich von Erschöpfung des nervösen Lebens ausgeht, wesentlich von derjenigen Entkräftung unterscheidet, welche in Folge des Mangels materieller Nahrungsmittel oder der Entziehung materieller Stoffe, z. B. der Säfte, entstehet. Beide, die ursprünglich vegetative, wie die ursprünglich nervöse Erschöpfung, können nur durch naturgemäße Aneignung der für sie spezifischen, rein nährenden Alimente, also diätetisch, beseitiget werden *); hier materieller, dort immaterieller Nahrungsstoff.

Erkannten wir nun in dem zoomagnetischen Agens jenes spezifische Nervenaliment, überzeugten wir uns von der Nothwendigkeit seiner Einwirkung selbst auf Gesunde,

*) Wenigstens muß diese diätetische Restauration der eigentlich medikamentösen Heilung in diesem Falle stets vorausgehen. Anders verhält es sich bei der durch Säfte= und Nahrungsentziehung erzeugten eigenthümlichen Schwäche. Hier wird allein durch zweckmäßige Arzneimittel (in den meisten Fällen ist China das spezifische Mittel dagegen) die Empfänglichkeit für Speisegenuß wieder hergestellt, und die Schwäche mit allen sie begleitenden Symptomen unter Mitwirkung zweckmäßiger Nahrungsmittel geheilt. Bei Heilung der hier in Rede stehenden nervösen Erschöpfung ist es um so wichtiger, die diätetische Anwendung des Mesmerism dem Arzneigebrauche vorangehen zu lassen, je wahrer es ist, daß in diesen Krankheitsfällen nicht selten alle Rezeptivität für äußere Reize aufhört, welche nur allein durch das zoomagnetische Agens, als hier spezifisches Nervenaliment, wieder hergestellt wird. Die China thut in für sie geeigneten Fällen Aehnliches.

um sie bei voller Kraft zu erhalten, so finden wir uns dringend veranlaßt, bei dieser Art Erschöpfung die zweckmäßige Anwendung dieses Agens als naturgesetzlich und also als heilbringend anzuerkennen. Wie dadurch das nervöse Leben zu seiner normalen Kräftigkeit und Fülle zurückgeführt wird, so verbreitet sie sich durch dasselbe in alle von ihm abhängende Organe, Kraft, Ordnung und Leben in ihnen erweckend.

Es stellen sich, außer dem oben entworfenen Krankheitsbilde, gleichsam als einzelne Theile desselben, der Beobachtung nicht selten krankhafte Zustände dar, welche offenbar auf Mangel an nervöser, also das ganze übrige Leben erweckender und bestimmender Kraft hindeuten. Hierher gehört z. B. in manchen Fällen zurückbleibende Entwickelung des ganzen Organismus oder einzelner Parthieen desselben, z. B. der Geschlechtsorgane, der Geisteswerkzeuge, eine gewisse, nach großen Kraftanstrengungen einzelner Thätigkeiten, z. B. der Sinnesorgane, erfolgende Erschöpfung, hie und da gewisse Lähmigkeiten einzelner Glieder; nicht minder die Hinfälligkeit und Ermattung, welche nach heftigen Delirien, nach langer Schlaflosigkeit in akuten Krankheiten zurückbleibt und nicht selten in völlige Auflösung übergeht. Daß auch in diesen Zuständen die diätetische Anwendung des zoomagnetischen Agens von unverkennbarem Nutzen seyn müsse, geht aus der hier angedeuteten Eigenthümlichkeit sowohl dieses Agens, als auch der bezeichneten Krankheitsformen hervor; wie es denn auch durch die Erfahrung sattsam bestätiget wird.

Wenn sich uns eine mehr oder weniger unterbrochene Verbindung des Organismus mit der Außenwelt, eine

Art naturwidriger Isolirung, als ein charakteristisches Zeichen der oft genannten nervösen Erschöpfung darstellt, und wir in dem zoomagnetischen Agens das Mittel erkennen, diese Indifferenz zuerst in den höhern, demnächst auch in den von ihnen abhängenden niedern Organen aufzuheben; so leuchtet es ein, wie wichtig es ist, dergestalt erschöpfte Kranke vorerst mit dem ihnen vor allem mangelnden Nervenalimente zu erfüllen, um sie so für anderweite diätetische und medikamentöse Einwirkungen empfänglich zu machen. Es giebt Kranke dieser Art, bei welchen die kräftigsten Arzneipotenzen nicht die geringste Wirkung äußern und nur erst dann mit Erfolg angewendet werden, wenn durch zoomagnetische, lebenskräftige Sättigung der erschöpften Nerven, die Isolirung des Organismus gegen die Außenwelt aufgehoben worden ist. Diese Wahrnehmung ist für die Ausübung der Kunst von großer Wichtigkeit.

Haben wir nun im Obigen den Umfang der diätetischen Anwendung des Mesmerismus zu bezeichnen versucht, so bleibt gegenwärtig noch übrig, Einiges über die Art und Weise, ihn in diesem Sinne anzuwenden, hinzuzufügen.

Es ist hierbei vorzüglich zu beachten, erstlich: daß das zoomagnetische Agens sich qualitativ nur auf den niedern Stufen seiner Entwickelung und Vergeistigung befinde; zweitens: daß es nicht quantitativ im Uebermaaß angewendet werde. Denn da es hierbei durchaus nicht auf Erregung künstlicher, zoomagnetischer Krankheitserscheinungen, sondern blos auf Sättigung der, aus Mangel an ihm, erschöpfen Nerven mit ihrem spezifischen Nahrungs-

mittel abgesehen ist; so genügen zur Erreichung dieses Zweckes die ersten Grade seiner Entwickelung, wo es sich noch als rein nährend erweist, eben so sehr, als seine nur leise Einwirkung. Höhere qualitative Entwickelung und stärkere quantitative Einwirkung des zoomagnetischen Agens auf den nur diätetisch zu behandelnden Körper, würde um so mehr in Gefahr bringen, künstliche Krankheitserscheinungen zu erwecken, je empfindlicher dergleichen Individuen für Einwirkungen dieser Art zu seyn pflegen. Daß dies jedoch dem Zwecke ganz entgegen seyn würde, bedarf keiner weitern Erörterung. Daher ist ganz einfaches, ohne zu große Anstrengung der Willenskraft unternommenes, nicht zu lang fortgesetztes Streichen, Handauflegen, inniges Zusammenleben mit wohlgeeigneten Personen, hierzu völlig hinreichend, und nur selten dürfte ein mit angestrengter Willenskraft unternommenes längeres Manipuliren erforderlich und anwendbar seyn. Nach Befinden der Umstände theils allgemeines, theils örtliches Berühren und Streichen einzelner Theile. Daß, um segensreich zoomagnetisch zu wirken, ein reiner, gesunder Körper, belebt von einem klaren, hellen Geiste, von festem und gutem Willen und wohlwollend liebevollem Gemüthe erfordert wird, ist eben so wahr, als daß gegentheilige Individuen, statt Gutes zu bewirken, Unheil stiften. Wie könnt' es auch anders seyn, da ja das einwirkende Individuum sein innerstes Selbst hierbei mittheilt; wie kann Unreines und Unheiliges Heil bringen!

IV.

Pathagenetisch — Therapeutisch.

Zeigt sich uns das zoomagnetische Agens auf den ersten Stufen seiner Entwickelung, nur noch mehr animalischer Natur, als thierischer Lebensgeist, und vermählte es sich daher dem Leben fremder Individuen, auf welche es einwirkt, als ihm homogen, leicht und ohne weitere Veränderungen in ihm hervorzubringen, als eben ein angemessenes Nahrungsmittel hervorzubringen geeignet ist; so ist es auf den höhern Stufen seiner Entwickelung das Menschliche, das Geistige, was sich mit ihm verbindet und ihm auch eine höhere, gleichsam geistigere Qualität verleiht. Aber eben hierdurch wird es dem Organismus heterogen, und als solches bringt es in ihm krankhafte Erscheinungen hervor, welche zu den seltsamsten und wunderbarsten gehören.

Je eifriger und sorgfältiger wir nun das zoomagnetische Agens in seiner immer wachsenden Kraftentwickelung und Vergeistigung beobachtend verfolgen, je näher wir der Lösung des großen Räthsels zu kommen hoffen, desto räthselhafter werden uns die Erscheinungen, desto verschlungener wird das Labyrinth. Ernstes Staunen bemächtigt sich unsrer vor dem Wunderbaren, was sich in gedrängten Reihen unsern Blicken darstellt und nur größere Wunder und Geheimnisse zu verhüllen scheint, und wir fürchten, es sey alles, was wir gesehen und erfahren, Traum und Täuschung. Aber zwischen diesem Staunen und diesem Zweifel geht besonnenen Schrittes und hellen, klaren Auges, nach allen Seiten hinschauend, die ruhige Forschung, bemüht, das Wirkliche und Wahre richtig zu er-

kennen, die Gesetze zu belauschen, nach denen es im Zusammenhange mit dem grossen Naturleben sich begiebt, wirkt und schafft, und so vielleicht den Ariadnesfaden zu finden, der sicher durch die labyrinthischen Irrgänge leitet. Ihr gestaltet sich das Seltsamste und Fremdartigste zu befreundetem Wesen, dem die redlich befreite Natur Wirklichkeit und Leben zusichert, für welches in unserm eignen Innern geheimnißvolle Stimmen sprechen, dessen wunderbares Leben wir, wenn auch nicht ganz begreifen, doch als wahr anerkennen und seine Gesetze ahnen. Sie zeigt es uns als ein höchst einflußreiches Glied der unermeßlichen Wesenkette, und wir blicken erstaunt zu den fernen Regionen hinauf, welche, wie wir auch nach Erkenntniß gestrebt, unsern Augen Jahrhunderte hindurch verborgen geblieben sind. So von der, jeden Ton aus dem tausendstimmigen Chor der Natur, jeden, auch noch so seltsam gebrochenen Strahl aus dem Urquell des Lichtes, redlich und liebevoll würdigenden Forschung, aus dem wesenlosen Reiche der Phantasie, dem allein es anzugehören schien, in dem mütterlichen Schooß der Natur, die uns in tausendfachen Kreisen stillwaltend umgiebt, zurückgeführt, wird zwar das Räthselhafte nicht weniger räthselhaft, das Geheimnißvolle nicht offenbar, das Wunderbare nicht gemein, aber wir fühlen uns ihm näher; wir wagen es, an seine Wirklichkeit und Gesetzlichkeit zu glauben, und bescheiden uns gern, daß nur der Mangel unserer Erkenntniß des Lebens der Natur überhaupt, auch diese Isisdecke nicht ganz zu lüften gestattet.

Das so geistig potenzirte zoomagnetische Agens ist eine Kraft, so einzig in ihrer Art, daß es, wenn schon

viele andere materielle Arzneistoffe den menschlichen Organismus bei ihrem Einwirken auf ihn in höchst sonderbare krankhafte Zustände zu versetzen fähig sind, nicht befremden kann, als Folge seiner Einwirkung, Erscheinungen wahrzunehmen, welche eben so einzig und allen andern unvergleichbar sind, als die Kraft, die sie erregte. Und wie sollte es auch anders seyn? — ist es nicht Geist und Geist, die sich hier auf einem ganz ungewöhnlichen Wege begegnen und zu einander sprechen? Ist es nicht die Kraft des Willens, die Kraft der Liebe, die Kraft des Lebens, die hier wunderbar vereiniget in Einem Agens, von einem Wesen auf das andere wirkt? Kann hier das Walten höherer Gesetze, als der der mechanisch-chemischen Körperwelt, wohl verkannt werden? Und gehört nicht der Mensch beiden, dem Reiche der Materie, wie dem Reiche des Geistes an, die sich beide in ihm theilen, ihn beide beherrschen unter dem Gesetze des Lebens? Sollte er nicht eben so gut, wie herabsteigen zur Thierheit, zur Materie, auch sich erheben können zur Verklärung, wenn ihn eine mächtige Hand der Fesseln der Körperlichkeit auf Momente entbindet und seine geistige Natur mehr oder weniger befreiet? —

Je mächtiger und seltsamer das hochpotenzirte zoomagnetische — lieber anthropomagnetische — Agens ist, desto mehr muß seine Einwirkung auf den menschlichen Körper auch das ruhige Gleichgewicht des gesunden, normalen Lebens stören und verrücken, desto eigenthümlicher muß die dadurch bewirkte krankhafte Verstimmung seyn. Und so ist es auch. Wir sehen in Folge seiner stärkern Einwirkung krankhafte Erscheinungen der seltsamsten Art

hervortreten; die gewöhnliche Stellung und Bedeutung der Organe und ihrer Thätigkeiten wird verkehrt, alles deutet in das tiefverhüllte Geisterreich hinüber, und scheint aus ihm zu uns herüber zu kommen; es öffnen sich Beziehungen, welche vorher nicht geahnet, am wenigsten gekannt wurden, es werden Organe mit Fähigkeiten begabt, die ihnen vorher gänzlich fremd waren, und neue entwickeln sich; das ganze Leben wird aus seinen Bahnen gerissen.

Und nun die Deutung aller dieser räthselhaften Erscheinungen? Der Fingerzeig zu ihrer naturgesetzlichen, sichern Benutzung zu Heilzwecken? — Die erstere wird wohl immerdar in Dunkel gehüllt, und der Wahrheit, die hier so tief verborgen liegt, mehr oder weniger fern bleiben. Den letzteren giebt die Natur selbst aufs deutlichste; wir müssen nur auf ihre Orakelsprüche sorgsam achten und sie naturgemäß deuten. Wir wollen versuchen, ob und wie nahe unsere Ansichten hierüber zum Ziele führen.

Die Meinungen über die Heilsamkeit des zoomagnetischen Agens waren bisher in zwei Hauptpartheien getheilt. Während die eine ihm alle Existenz und Anwendbarkeit zu Heilzwecken geradezu absprach, wähnte die andere in ihm ein Mittel gefunden zu haben, welches sich in fast allen Krankheiten heilsam beweisen müsse. Nur wenige hielten den Mittelweg. Den Ansichten beider Partheien lagen offenbar theoretische Maximen zum Grunde, aber Beider Wege führten nicht zum Ziele, sie zeigten vielmehr, wie wenig man die, durch die Beschaffenheit der Krankheiten sowohl, als auch des zoomagnetischen Agens selbst bestimmten Grenzen seiner Wirksamkeit kenne und daher

eigentlich gar nicht wisse, in welchen Fällen es naturgesetzlich anzuwenden sey. Daher die unzählichen Versuche (parempirisch); daher bei zufälligem bisweiligen Gelingen nothwendig öfteres Mißlingen; daher so vielfaches Mißdeuten und Verkennen einer der heilbringendsten Naturkräfte.

Die naturgemäße Anwendung des zoomagnetischen Agens zu Heilzwecken unterliegt eben so gewiß einem obersten Naturgesetz, als die jedes andern Arzneistoffes. Die Kenntniß dieses Gesetzes zeigt und führt uns den rechten Weg.

Erkennen wir die eigenthümlichen Krankheitserscheinungen, welche die Einwirkung des zoomagnetischen Agens auf, wenn auch reizbare, doch übrigens gesunde Körper unläugbar hervorbringt, als Wirkung desselben, so fühlen wir uns veranlaßt, es in die Reihe der übrigen pathogenetischen Potenzen — der Arzneistoffe, welche ja dasselbe thun, — zu setzen. Wie nun jeder einzelne Arzneistoff eine eigenthümliche, scharf begrenzte Arzneikrankheit zu erzeugen im Stande ist, so läßt sich auch von dem zoomagnetischen Agens mit höchster Wahrscheinlichkeit voraus sehen, daß seine, wenn auch noch so seltsamen Wirkungen, sich innerhalb bestimmter Grenzen bewegen, daß es also scharfsinniger Beobachtung wohl gelingen werde, aus den an verschiedenen gesunden Personen von ihm hervorgebrachten Krankheitserscheinungen ein eben so treues als ziemlich vollständiges künstliches Arzneikrankheitsbild zu konstruiren, als sie es von andern, von sogenannten materiellen Arzneistoffen erregten Krankheiten bereits mehrfach konstruiret hat. Bestätiget es sich nun in der Erfahrung immer mehr, daß alle wahre Heilung

nach dem so offen liegenden, aber so vielfach unerkannten und verkannten Gesetze „similia similibus curentur!“, welches in der homöopathischen Heillehre seine wissenschaftliche Ausbildung und lebendige Bedeutung gefunden hat, vor sich gehet; so sehen wir uns unter Anleitung dieses obersten Naturheilgesetzes in den Stand gesetzt, auch die künstlichen zoomagnetischen Krankheitserscheinungen naturgemäß zu Heilzwecken zu benutzen. Zur Bekräftigung dieser Ansicht kann die unläugbare Wahrnehmung dienen, daß alle ursprünglichen Krankheiten, welche bisher allein durch Anwendung des Mesmerismus schnell und dauerhaft geheilt worden sind, in ihren Erscheinungen und Symptomen denen Erscheinungen sehr ähnlich waren, welche die stärkere zoomagnetische Einwirkung bei Gesunden eigenthümlich zu erregen pflegt (also homöopathisch). Die Belege hierzu finden sich in vielen Schriften über Mesmerismus.

Wenn nach dieser Ansicht eine von Hypothesen möglichst freie, naturgemäße Basis des ärztlichen Handelns auch in Bezug auf diesen überaus kräftigen Arzneistoff gegeben wird, so werden dadurch zugleich die Grenzen seiner Wirksamkeit und Heilsamkeit genau bestimmt, die Fälle, in welchen er sich heilkräftig beweisen muß, mit Sicherheit erkennbar und jener beklagenswerthen Sucht, den Mesmerismus in den verschiedenartigsten Krankheiten gleichsam als ein Universalmittel anzuwenden, wodurch er in den Augen helldenkender Layen verdächtig und lächerlich wird, eben so vorgebeugt, als jener thörichten, rücksichtlosen Verwerfung seiner Heilkraft. Wenn auch die hier nicht näher zu bezeichnenden Krankheitsfälle, in wel-

chen das zoomagnetische Agens seiner Beschaffenheit nach naturgesetzlich angewendet werden kann, nicht eben häufig vorkommen, sondern wohl zu den selteneu erscheinenden gehören dürften, da ja das zoomagnetische Agens selbst in seinen Wirkungen zu den seltsamsten Heilkräften gehört, so wird doch seine, unter Anleitung des homöopathischen Heilgesetzes unternommene Anwendung, um so mehr an wünschenswerther Sicherheit und Razionalität gewinnen.

Bevor jedoch diese Ansichten in's Leben treten können, bedarf es einer sorgfältigen und scharfsinnigen Zusammenstellung der positiven pathogenetischen Wirkungen des zoomagnetischen Agens. Die Quellen zur Erlangung dieser Kenntniß sind theils schon vorhandene Erfahrungen über seine Wirkungen auf den mehr oder weniger gesunden Organismus, theils, als die lautersten, künftig anzustellende Beobachtungen an gesunden, wenn auch leicht erregbaren Personen. Höchste Strenge im Unterscheiden des Wahren vom Falschen, scharfsinnigste und gewissenhafteste Sichtung des auf einem oder dem andern Wege Gefundenen ist in diesem Falle um so unerläßlicher, je leichter es gerade hier bei der Zartheit und Fremdartigkeit des Gegenstandes möglich ist, daß Täuschungen statt finden. Ein großer Theil der zoomagnetischen Kurgeschichten enthält ursprüngliche Krankheitssymptome mit, durch Manipulazion erregten, rein zoomagnetischen Krankheitserscheinungen gemischt, deren Trennung, wo nicht unmöglich, doch sehr schwierig seyn dürfte; nur wenige bieten ein reines, unvermischtes Bild zoomagnetischer Kunstkrankheit dar. Daher bleibt es immer, wie bei der Erforschung der eigenthümlichen pathogenetischen Kraft jedes

andern Arzneistoffs, auch hier das Sicherste, diese Beobachtungen absichtlich und unter Verhütung alles Störenden an ganz gesunden, dazu geeigneten Individuen anzustellen, was, mit Ernst und Vorsicht begonnen, nicht ohne reiche Ausbeute für die Erkenntniß der Wahrheit und die Förderung der Heilkunst bleiben wird. Das bereits Vorhandene, auf beiden Wegen Gewonnene, ist allerdings noch sehr unvollständig, giebt jedoch schon sehr wichtige Winke für die naturgesetzliche, homöopathische Anwendung des Mesmerismus; weiterer Forschung bleibt es vorbehalten, diesen Weg eifrig und verständig zu verfolgen und so das noch Verborgene zu enthüllen, das noch Zweifelhafte zu berichtigen, das Wahre zu bestätigen.

Wie sehr diese hier nur mit wenig Worten angedeutete Idee, um praktisch nützlich zu werden, einer weitern Ausführung und vielfacher Berichtigung bedarf, davon kann niemand inniger überzeugt seyn, als der Verfasser dieser Fragmente, die er auch als solche aufzunehmen und zu beurtheilen bittet.

V.

Zur Gabenbestimmung.

Wenn wir zoomagnetische Krankheitsbehandlungen aufmerksam und unbefangen betrachten, so drängen sich uns unter andern folgende Wahrnehmungen unwiderstehlich auf. Die Krankheiten werden durch Mesmerism entweder geheilt oder nicht geheilt. Einige werden schnell, leicht und sicher, andere nach einer längern oder kürzern Folge der seltsamsten, an ihnen hervortretenden Phänomene geheilt. Der größte Theil der Nichtgeheilten bietet eben jene seltsamen Erscheinungen dar, als diejenigen, welche zwar, aber

erst nach langer Zeit und unter revoluzionären Erscheinungen geheilt werden. Diese Wahrnehmungen veranlassen natürlich nachstehende Betrachtungen und Fragen: Das zoomagnetische Agens ist in diesem oder jenem Falle entweder das naturgemäße Heilmittel oder nicht, da doch die Grenzen seiner Heilsamkeit eben so gut beschränkt sind, als die der übrigen Arzneipotenzen. Im erstern Falle wird es sich gewiß, im zweiten keineswegs heilsam erweisen, wie es auch angewendet werde. Warum werden einige Krankheiten schnell und sicher, ohne revoluzionäre Erscheinungen durch Mesmerism geheilt, andere hingegen unter den seltsamsten Phänomenen; wieder andere gar nicht, trotz aller dadurch erregten Phänomene? — Sind diese im Verlaufe der zoomagnetischen Behandlung hervortretenden, oft sehr befremdlichen Erscheinungen, Symptome der ursprünglichen Krankheit, deren wegen die zoomagnetische Kur unternommen worden ist, oder sind es Folgen — Symptome — der zoomagnetischen Einwirkung? — Ist es zur Heilung nöthig, daß der für diese Einwirkung überhaupt geeignete kranke Organismus diese Revoluzionen — Krisen — erleide, oder kann er, was allerdings in mehr als einer Hinsicht weit vorzüglicher seyn dürfte, ohne dieselben geheilt werden? Und wovon hängt ihr Entstehen ab? zu was führt es? — wie wird es verhütet? —

Betrachten wir die therapeutische Anwendung des zoomagnetischen Agens als unter dem homöopathischen Heilgesetze stehend, so beantworten sich uns von diesem Gesichtspunkte aus obige Fragen auf eine sehr einfache und, wie mich dünkt, sehr naturgemäße Weise, und wir finden uns dadurch zu Ansichten hingeführt, welche, wie-

wohl sie von der bisherigen abweichen, doch nicht so unedel seyn dürften, als sie Manchem, der nun einmal gegen Alles, was an Homöopathie erinnert, ungünstig gestimmt ist, scheinen mögen.

Wenn Krankheiten durch irgend ein kräftiges Heilmittel schnell, dauerhaft und ohne sehr merkliche Erhöhung ihrer ursprünglichen, so wie ohne Hervortreten neuer, fremdartigen Symptome geheilt werden; so hat dieser günstige Erfolg offenbar seinen Grund sowohl in der richtigen Wahl der Qualität des Heilstoffes, als auch in der angemessenen Bestimmung seiner Quantität (Dosis). — Ein der gegebenen Krankheit heterogenes, unangemessenes Arzneimittel kann sie, seiner Natur nach, nicht heilen, wird aber, wenn es in größerer Gabe gereicht wird, ihre Urgestalt in so fern mehr oder weniger verändern, als es seine eignen Krankheitserscheinungen entwickelt und zu der ursprünglichen noch künstliche Krankheit hinzufügt. Ein Gleiches wird geschehen, wenn das übrigens genau passende Heilmittel in größerer Gabe, als eben zur Tilgung der Krankheit nöthig war, gereicht wurde; es werden die eigenthümlichen Krankheitserscheinungen auf einige Zeit stärker hervorgerufen und die Summe der Wirkungen des Mittels dergestalt entwickelt, daß auch diejenigen seiner Symptome, welche mit der vorhandenen Krankheit nicht in Beziehung stehen, nun hervortreten und eine neue, künstliche Arzneikrankheit bilden. Hierdurch geschieht es, daß die endlich erfolgende Genesung langsamer und unter vielfachen Beschwerden erfolgt. Die homöopathische Anwendungsweise der Arzneien macht jene Revoluzionen nie nothwendig; sie betrachtet sie theils als Folge unange-

messener Wahl, theils, und zwar ganz vorzüglich, als Folge übermäßiger Gaben der Arzneistoffe und sucht sie daher aufs eifrigste zu vermeiden, da sie, wie manche andere Revoluzionen, dem kranken Organism nur sehr selten zu wahrer, voller Integrität verhelfen, ihn im Gegentheil fast immer schwächen und oft gänzlich zerrütten. Auch bedarf sie dieser revoluzionären Einwirkungen der Arzneien keinesweges, indem ja, wie die Erfahrung hinreichend lehrt, die Heilung, selbst der bedeutendsten Krankheiten, bei völlig naturgesetzlicher, d. h. homöopathischer Wahl der Heilmittel und bei ihrer angemessenen Darreichung in den kleinsten Gaben, mit eben so grosser Sicherheit als Schnelligkeit und Leichtigkeit stürmlos erfolgt.

Beziehen wir dies auf die therapeutische Anwendung des zoomagnetischen Agens, welches wir unbedenklich in die Reihe der übrigen Heilstoffe stellen und mit ihnen vergleichen können, so finden wir, daß sowohl die bei zoomagnetischen Kuren so häufig beobachtete Erhöhung der ursprünglichen, als auch das Hervortreten ganz neuer Krankheitssymptome, nichts als Folgen zu grosser Gaben, zu starker Einwirkung dieses Agens auf den Organism sind. In Krankheiten, wo das zoomagnetische Agens nicht naturgesetzlich indizirt ist, wird auch die künstliche dadurch erregte allopathische Revoluzion keine wahre Genesung herbeiführen; im Gegentheil wird es, wo seine Anwendung gehörig angezeigt ist, auch ohne Erregung dieser künstlichen Krankheitsvermehrung und Erhöhung, welche Krise genannt wird, die Heilung vollenden.

Betrachten wir die zoomagnetischen Krisen aus diesem Gesichtspunkte, erkennen wir in ihnen die Folgen

übermäßigen Einwirkung des Mesmerism auf den kranken Körper, überzeugen wir uns, daß bei naturgesetzlicher Wahl, wie jedes andern Arzneistoffs, so auch des zoomagnetischen Agens, die dafür geeigneten Krankheiten in sehr kleinen, die ursprünglichen Krankheitssymptome merklich zu erhöhen, neue zu erregen nicht vermögenden Gaben, sicher und schnell, leicht und dauerhaft geheilt werden können, sehen wir endlich, daß die Erweckung neuer, künstlicher Arzneisymptome nie oder nur in den seltensten Fällen, zur Heilung nöthig, in den meisten ihr vielmehr hinderlich und dem Körper höchst verderblich ist; so finden wir das Räthsel zum Theil gelöst, die Bedeutung der Krisen einigermaßen dargethan und eine, vielleicht nicht ganz naturwidrige Ansicht über die Nothwendigkeit sie herbeizuführen, ausgesprochen.

Wenn es die homöopathische Heilkunst schon bei sogenannten materiellen Arzneistoffen streng vermeidet, sie in unangemessenen Krankheitsfällen oder in zu großen Gaben zu reichen, damit nicht unnöthige Erhöhung und Veränderung der Krankheit bewirkt werde, so leuchtet es ein, wie wichtig es ist, bei einer so seltsamen, so tief in das innerste, geheimste Leben eingreifenden, den normalen Gang der Thätigkeiten so wunderbar verrückenden Arzneipotenz, wie das zoomagnetische Agens unstreitig ist, diese Vorsicht doppelt in Ausübung zu bringen. Wie es bei vollkommen angemessener Anwendung in den geeignetesten Krankheitsfällen und in der gehörigen Gabe, gleich jeder andern wohlgewählten und richtig angewendeten Arznei, zu einem der kräftigsten und durch nichts zu ersetzenden Heilmittel wird, so bereitet es auch, eben seiner Eigen-

thümlichkeit wegen, im Gegentheil unglaubliches Unheil. Denn es entführt auf den höhern Stufen seiner Entwickelung und bei stärkerer quantitativer Einwirkung den Kranken mehr oder weniger der Sphäre des irdischen Lebens, wohin wir nicht vermögen, ihm zu folgen; es setzt ihn in Beziehungen, die wir nicht berechnen und bestimmen können; es führt ihn und den Beobachter in ein Labyrinth, in welchem die scharfsinnigste Kunst sich nicht selten eben so wenig zurecht finden, als den Tiefverirrten daraus erlösen kann. Grund genug zur zartesten und umsichtigsten Anwendung dieser geheimnißreichen Naturkraft!

Um nun bei der übrigens naturgesetzlichen therapeutischen Anwendung des zoomagnetischen Agens die Krisen, welche wir oben als Folgen übermäßiger zoomagnetischer Einwirkung und als unnöthiges Hervortreten neuer künstlicher Krankheitserscheinungen bezeichnet haben, zu vermeiden, ist es wohl der natürlichste Weg, die Manipulazionen nie bis zur Erregung solcher Erscheinungen fortzusetzen. Zwar muß die zoomagnetische Einwirkung mit voller Kraft des Willens und des Gemüthes geschehen, doch nur so lange fortgesetzt werden, als eben hinreicht, den Kranken leicht zu affiziren. Daher reicht in den meisten Fällen leises, nicht lange fortgesetztes Berühren, Streichen, Anhauchen, vielleicht Genuß magnetisirten Wassers u. s. w. zur Heilung um so eher hin, je leichter dafür geeignete Kranke geneigt sind, davon affizirt zu werden und ihre eigenthümlichen Krankheitserscheinungen in zu großer Stärke hervortreten und neue in sich erwecken zu lassen.

Dem feinen Gefühl des beobachtenden Arztes muß natürlich auch hier die nähere Bestimmung der quantitativen Einwirkung für jeden individuellen Krankheitsfall überlassen bleiben, so wie auch die Wiederholung der Gaben ein Gegenstand seiner scharfsinnigen Beurtheilung der obwaltenden Verhältnisse ist, und hierüber nichts Näheres vorherbestimmt werden kann. Hier genüge die Ansicht aufgestellt zu haben, daß da, wo das zoomagnetische Agens überhaupt naturgesetzlich (homöopathisch) angezeigt ist, die für dasselbe wohlgeeigneten Krankheiten, auch ohne Erregung neuer, ursprünglich rein zoomagnetischer Krankheitserscheinungen, also ohne Herbeiführung stürmischer Krisen, selbst bei schwacher Einwirkung desselben (von kleinen Gaben), schnell und gründlich geheilt werden. Durch übermäßige Einwirkung und dadurch erregte Erhöhung der ursprünglichen und Erweckung neuer künstlicher Krankheit wird ein selbst dafür sehr geeigneter Krankheitsfall unnöthigerweise anfangs verschlimmert und seine Heilung in die Länge gezogen; ein nicht geeigneter hingegen oft unheilbar gemacht. Es geschieht hier dasselbe, was wir nach zu großen Gaben sogenannter materieller Arzneistoffe wahrzunehmen so häufig Gelegenheit haben.

In der belebten Schöpfung ist es nicht, wie in der chemischen und mechanischen Sphäre, die Masse der Kraft, welche die tausendfachen Verwandlungen des Lebens bewirkt; es ist die Qualität, die Dynamis, das Wir-

tuelle, und das durch sie bestimmte Verhältniß zu dem Lebendigen, welche dem Zauberstab, der alles Leben beherrscht, seine Macht verleiht. Unsichtbar, unwägbar ist die Kraft aller Arzneien; was wir an ihnen sehen, fühlen, wägen, ist nur Körper, die Hülle ihres Geistes. So ist es also, schon auf der blos *vitalen* Stufe der Entwickelung, nicht das Quantitative, sondern das Qualitative der Kraft, welche das leicht bewegliche Leben zu den verschiedenartigsten Tönen zu stimmen, Krankheit und Gesundheit, Leben und Tod herbeizuführen vermag; — wie sollte nicht in der *beseelten* Schöpfung die Dynamis noch reiner, entfesselter, noch weit weniger gekettet an Maaß und Gewicht wirken und schaffen, warum sollte also zu Heilungen in geeigneten Fällen mehr als nur leises, aber schon hinreichend Leben erweckendes und ordnendes Einwirken der *beseelten Lebenskraft* erforderlich seyn? — — Das tiefe, geheimnißvolle Dunkel, womit die Natur ihre heiligste und gewaltigste Kraft dem blöden Auge der Menschen verschleiert hat, entschuldige nicht allein die Kühnheit dieser Ansichten, sondern auch ihre Mängel und Verirrungen vom Wahren und Rechten.

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Bemerkungen über die Blutentziehungen,

von

Dr. W. E. Wislicenus.

Zu den am meisten angefochtenen Sätzen der Homöopathie gehört auch die von ihr ausgesprochene Verwerfung der Blutentziehungen. Für viele Gegner der neuen Lehre war dieser Ausspruch ein Hauptanstoß, der besonders dazu beitrug, sie ganz gegen dieselbe einzunehmen und sie grundloser, willkührlicher Machtsprüche anzuklagen, deren Verbreitung höchst gefährlich sey, indem ein altes, gepriesenes, auf vielfältige Erfahrung von Jahrtausenden gestütztes Heilverfahren dadurch als unnütz und verderblich dargestellt, und den Aerzten zu großem Nachtheil ihrer Kranken verdächtig gemacht werden solle. Und wer wollte leugnen, daß die gänzliche Zurückweisung einer so uralten Heilart auf den ersten Anblick allzu gewagt und kühn erscheine, und nur zu leicht den Verdacht des Suchens nach paradoxen Sätzen zu erregen geeignet sey? Das in der Vorzeit Entsprungene und bis zu unsern Tagen Bestandene hat schon an sich für uns ein hohes Ansehen, und leicht fühlen wir uns geneigt, denjenigen,

welcher dies anzutasten und seine Unträglichkeit in Zweifel zu stellen wagt, ohne vorhergegangene sorgfältige Prüfung eines leichtsinnigen Angriffs auf das durch sein hohes Alterthum Sankzionirte und frevelhafter Entweihung desselben zu beschuldigen, wozu wir um so mehr aufgelegt sind, wenn uns der angefochtene Gegenstand durch lange Gewohnheit lieb und theuer geworden ist. Aus diesem Grunde, aus welchem überhaupt die Homöopathie so angefeindet wurde, erregte auch das Verwerfen des Blutlassens solchen Anstoß, und es scheint daher nicht ganz überflüssig zu seyn, zur Erörterung dieses Streitpunkts hier kürzlich Einiges vorzutragen.

Wenn bei Bestimmung des Werthes einer Sache ihr Alterthum ein großes Gewicht in die Wagschale legt, so haben die Blutentziehungen allerdings das Urtheil für sich, da wir sie schon vor Hippokrates finden. Doch obgleich dieses Heilmittel sich bis jetzt erhalten hat, so fehlte es dennoch nicht an Gegnern desselben, welche es wenigstens nur sehr bedingt gestatten wollten — z. B. Helmont, Brown; — es bestand aber durch alle Jahrhunderte und wurde in den neuern besonders sehr gemißbraucht, als es ein Haupterwerbszweig für einen besondern Stand, die Bader, wurde. Wahrscheinlich wurden die Aerzte zuerst durch Nachahmung der Natur darauf geführt, indem sie Erleichterung und selbst Heilungen von Krankheiten nach freiwilligen Blutungen beobachteten, was sie bewog, diese Krisen zu befördern und selbst zu veranstalten. Doch ist allerdings die Frage wichtig, ob diese Heilbestrebungen der sich selbst überlassenen Natur ein sicherer Wink für den Arzt sind, sie nachzuahmen, und ob es nicht leichtere

und bessere Wege gebe? Jeder wird zugeben, daß diese Krisen der Natur nicht ohne gleichzeitigen Nachtheil sind, und selbst bei dem glücklicheren Ausgange doch stets große Schwäche zurücklassen, und eine langsame Genesung bedingen. Unmöglich kann dies die vollkommenste Heilung seyn, die hier die Natur veranstaltet, da durch sie selbst oft das Leben gefährdet wird *). Ueberdies ist es bekannt, daß die natürlichen Blutungen viel mehr bewirken, als die künstlichen, und durch diese keineswegs ersetzt werden. Warum sollte dies nicht der Fall seyn, wenn die bloße Verminderung der Blutmasse das Wesentliche der Naturentscheidungen wäre? So wenig wir den innern Vorgang bei dieser Selbsthülfe der Natur kennen, und so gewiß wir darüber nur Hypothesen aufzustellen vermögen, so bestimmt müssen wir aus den äußern Erscheinungen und aus dem erwähnten Unterschiede zwischen natürlichen und künstlichen Blutflüssen folgern, daß der Blutfluß blos ein Theil dieses Aktes der Heilbestrebung der Natur sey, und daß in dem diesem vorangehenden Kampfe im Organismus noch etwas anderes vorgehe, was zur Entscheidung mit beitrage. Da wir nun blos einen Theil dieses Naturaktes, die Blutung, herbeizuführen vermögen, so leuchtet ein, daß, selbst wenn dieses Verfahren der Natur ganz nachahmungswürdig wäre (was gewiß nicht der Fall ist), die Blutentziehungen doch ein sehr einseitiges, unvollkommenes Mittel bleiben würden. Wir sehen dies

---

*) Siehe deshalb Hahnemanns Bemerkung über die Krisen in seinem Organon der Heilkunst, 2te Aufl. S. 160. Anmerk.

auch in dem einzigen normalen Blutfluß, den wir haben, der Menstruazion, deren Stocken wir vergeblich durch periodisches Blutlassen zu ersetzen suchen würden, da nicht der (überdies geringe) Blutabgang das Wesentliche dieser Erscheinung ist.

Auf der andern Seite ist nicht schwer einzusehen, was der Grund der so großen Verbreitung des Blutlassens sey. Ein Mittel, das häufig so schnell, öfters im Augenblick seiner Anwendung schon eine anscheinend günstige Wirkung zeigt, mußte um so leichtern Eingang finden, je mehr der Mangel anderer, schnell und direkt hülfebringender Mittel in diesen Krankheitszuständen, welche oft baldige Hülfe erheischen, fühlbar war. Daher seine Beliebtheit bei allgemeinem sowohl, als mehr parziellem Orgasmus des Blutes. Ein Kranker liegt an einer Brustentzündung darnieder, die Stärke seines Leidens springt in die Augen, sein Zustand droht Gefahr — die Vene wird geöffnet, während des Blutflusses schon mindern sich die heftigen Stiche in der Seite, die unerträgliche Beklommenheit verschwindet, das Athmen wird freier — scheint dies nicht für die Vortrefflichkeit des angewandten Mittels zu sprechen? Doch nicht blos wirklichen Entzündungsfiebern setzte man dies Verfahren entgegen, nein, auch ganz verschiedene Uebel, Blutflüsse insbesondere, Krämpfe, Konvulsionen, Schmerzen und andere, deren Entstehung man (oft sehr hypothetisch) dem Blute Schuld gab, suchte man dadurch zu beseitigen.

Nun will ich keineswegs behaupten, das Blutlassen habe nie vortheilhaft gewirkt; es ist nicht zu leugnen, daß es oft Nutzen geschafft hat und Kranke erhalten wurden,

welche in großer Gefahr schwebten. Daher war dies Mittel, wie überhaupt die antiphlogistische Methode, ein vorzüglicher Stolz der Aerzte. Niemand wird indessen die Blutentziehungen für ein gleichgültiges Mittel erklären; auch zugegeben, daß sie vielen Kranken Hülfe brachten, so müssen wir doch leider eingestehen, daß diesen Geretteten eine nicht geringe Zahl Unglücklicher entgegensteht, welche ein Opfer desselben wurden. Vielleicht wirft man hier ein, dies sei nur bei seiner unrechten Anwendung geschehen, und durch Mißbrauch werde jedes Mittel schädlich. Doch ist es wohl nicht nur rohen und leichtsinnigen Praktikern begegnet, damit zu schaden, auch die vorsichtigsten haben dies nicht immer vermeiden können, zum Beweis, daß die Gränze zwischen seiner unschädlichen und nachtheiligen Anwendung nicht stets zu finden ist. Wie oft entstanden wohl nach seiner Anwendung im fernern Verlaufe der Krankheit Zufälle, welche das Ende des Leidenden, wenn auch nicht allein herbeiführten, doch beschleunigen halfen, und welche man mehr der Krankheit, als dem Blutverluste beizumessen sich geneigt fühlte! Und wenn es auch nicht gerade diese traurigen Erfolge hatte, so wird doch Niemand leugnen, daß sehr oft Nachtheile mit seinem Gebrauche verbunden waren. Keinem Arzte ist die auf seine starke Anwendung zurückbleibende Schwäche und daher verspätigte Genesung unbekannt, jeder wird sich erinnern, wie die geschwollenen Füße, die gestörte Verdauung diese allgemeine Schwäche bezeugten. Nicht zu gedenken der unangenehmen Ereignisse bei seiner Veranstaltung, der bisweilen entstandenen Ohnmachten (wohl auch Konvulsionen), welche ich jedoch kaum zu

nennen wage, um nicht als allzu zart denkend belächelt zu werden, denn auf das jucunde nahm bis jetzt die Medizin am wenigsten Rücksicht, und konnte es vielleicht der Natur der Sache nach nicht; sollte es indessen nicht auch eine Berücksichtigung verdienen? —

„Wo man so leichtsinnig damit verfuhr", wird man erwiedern, „da war dieß tadelnswerther Mißbrauch, den man in neuern Zeiten möglichst aufzuheben sucht, aber übrigens lassen sich die genannten Nachtheile gewöhnlich vermeiden, und wenn sie sich auch öfters hervorthaten, so hebt dies die Sache nicht auf, am wenigsten in dringenden Fällen, wo, um Hülfe und Rettung zu bringen, ein auch etwas heroisches Mittel erlaubt seyn muß." So lange keine Mittel, welche in diesen Fällen leichter und sanfter heilen, gefunden sind, gebe ich dies gern zu; bei Mangel von bekannten bessern Methoden zu weniger entsprechenden seine Zuflucht zu nehmen, erfordert allerdings die traurige Nothwendigkeit, und der Arzt wird durch sein Bestreben, nach Kräften zu helfen, entschuldigt. Daher ist auch die bisherige (vorsichtige) Anwendung des Blutlassens nicht als ein Vergehen anzusehen. Doch ist es gewiß Pflicht, wenn ein neues Verfahren vorgeschlagen wird, jenes frühere unvollkommene entbehrlich zu machen, dasselbe sorgfältig zu prüfen und es nicht unbeachtet zu lassen. Wir wissen ja, daß die Medizin noch so unvollkommen ist, warum wollen wir also etwas Neues, dem Bisherigen Widersprechendes sogleich verdammen? Ist es denn so unerhört, Krankheitsfälle, bei welchen sonst Blut gelassen wird, und namentlich Entzündungen ohne Aderlaß durch innere Mittel zu heilen? Zu allen Zeiten hat man ja

dies versucht, und die herrschende Schule schreibt ja auch nicht vor, bei jedem entzündlichen Zustande augenblicklich den Schnepper oder die Lanzette zur Hand zu nehmen, sondern versucht ja auch vorher, oder auch gleichzeitig durch innere Arzneien zu helfen und benennt ja mehrere Mittel antiphlogistische. Wenn man aber annimmt, die Entzündungen könnten in leichtern Fällen ohne Blutlassen beseitigt werden, so ließe sich wohl auch nicht die Möglichkeit absprechen, auch in wichtigern auf diese Art das erwünschte Ziel zu erreichen und ein dazu gezeigter Weg dürfte also einer ernstlichen Beachtung werth seyn.

Bloße theoretische Gründe ohne praktische Beweise können freilich in einer Erfahrungswissenschaft, wie in der Medizin, wenig Werth haben, und es ist natürlich, daß jeder Arzt Anstand nehmen muß, bei wirklichen Entzündungen sich auf die bloße Anwendung einer homöopathischen Arznei zu verlassen, so wie auch weniger zu erwarten, noch auch zu wünschen ist, daß ein Arzt seine ersten homöopathischen Heilungsversuche gerade bei solchen dringenden und bedenklichen Fällen mache. Doch dazu kann eine theoretische Betrachtung des fraglichen Gegenstandes führen, sich durch Gründe der Vernunft zu überzeugen, ob wohl eine Heilung auf diese Art denkbar sey. Wahrscheinlich dürften die meisten Anfechter dieser Behauptung eher noch die Entbehrlichkeit der Blutentziehungen bei andern Krankheitsformen zugeben, nur gerade bei den Entzündungen werden sie den größten Anstoß nehmen, und daher wollen wir vorzüglich diese in Betrachtung ziehen.

Wenn, wie frühere Aerzte so häufig annehmen, Vollblütigkeit die Quelle so vieler Leiden wäre, so würden die

Blutentziehungen noch am ersten zu rechtfertigen seyn, obgleich sie auch dann immer nur palliativ wirken würden, indem der Organismus diesen Abgang der Blutmasse wieder zu ersetzen sucht. Am wenigsten wird bei schnell entstandenen Entzündungen ein Gedanke an plötzliche Vermehrung der Blutmasse statt finden, und wie man sich auch die Entstehung der Entzündungen zu erklären suche, wie viele und verschiedene Theorien und Hypothesen man über diese Klasse von Krankheiten aufstellen mag, so wird es doch wahr bleiben, daß dieser pathologische Zustand ein dynamischer sey, und meistentheils von dynamischen Ursachen entspringe. Obgleich fast jeder Schriftsteller seine eigene Theorie hierüber aufstellte, blieb das praktische Verfahren sich doch so ziemlich gleich, das Blutlassen das Hauptmittel, und durch die zugleich angewandten Arzneien wollte man meistens nur dessen Wirkungen unterstützen. Durch den Aderlaß wird nun zunächst die Masse des Blutes vermindert, und die entzündeten Organe durch diese materielle Ursache für den Augenblick von dem Andrange desselben etwas befreit, wozu vielleicht noch mit beitragen kann, daß oft nach der Blutentziehung die Aktivität der Gefäße zunächst etwas schwächer ist. Doch reicht sehr häufig nicht ein Aderlaß zur Entscheidung der Krankheit hin, sondern es wird eine (oft mehrmalige) Wiederholung derselben nöthig, und schon dieser Umstand spricht dafür, daß es nicht ein radikal und direkt heilendes Mittel sey. Rückfälle können zwar überall auf störende Einflüsse eintreten, doch unter diese sind diese abermaligen Aufregungen nicht zu zählen, da sie, unabhängig von äußern Ursachen, sich ereignen. Oefters unterdrückt das Aderlassen, beson-

ders reichlich angewandt, die Krankheit gewiß auch nur durch Entkräftung des Kranken, wie bei heftigen Delirien, der Phrenesie ꝛc., und man sieht leicht ein, auf welche gefährliche Art und in günstigen Fällen auf welchem beschwerlichen, dem Kranken Kraft und Zeit raubenden Umwege die Erreichung des gewünschten Zieles hier gesucht wurde.

Die meisten Entzündungen und entzündlichen Fieber werden durch dynamische Einflüsse hervorgerufen. Ohne nun hier untersuchen zu wollen, ob diese krankhafte Aufregung des Gefäßsystems ursprüngliches Krankheitssymptom sey oder Gegenwirkung des Organismus (was schwerlich zu erörtern seyn dürfte, auch hinsichtlich der Heilung ziemlich gleichgültig ist, da das Krankheitsbild für uns aus beiden Zuständen zusammengesetzt erscheint) so ist doch nicht einzusehen, aus welchem Grunde die Heilung dynamischer Krankheitszustände durch ebenfalls dynamisch wirkende Mittel geradezu unmöglich seyn sollte, da doch so viele wirklich durch mechanische Schädlichkeiten erregte Leiden dynamische Heilung zulassen, in so fern sie nicht ganz in das Gebiet der Chirurgie fallen. Es wird sich dies von den Entzündungen um so eher erwarten lassen, da sie, sobald einige ihrer unglücklichen Ausgänge noch nicht eingetreten sind, streng genommen keine wirklichen organischen Leiden sind, obschon auch diese die Hülfe der Homöopathie keineswegs völlig ausschließen, wie die Erfahrung bewiesen hat. Besitzt eine Arznei die Kraft, die allgemein aufgeregte Gefäßthätigkeit oder sein besonderes Hervortreten in gewissen Organen wieder zu dem normalen Zustande herabzustimmen, so läßt sich auch annehmen, sie werde einen entzündlichen Zustand heilen können, ohne

daß eine Ausleerung von Blut nöthig werde. Ein Uebermaaß des Blutes kann die Hauptursache der Entzündung nicht seyn, der Kranke besaß in den vorhergehenden Tagen gewiß eben so viel Blut und war doch gesund; eben so wenig möchte eine qualitative Veränderung des Blutes erweislich seyn, und überdies würde das qualitativ fehlerhafte Verhältniß des Blutes gewiß nicht durch eine Blutentziehung zu dem naturgemäßen zurückgeführt.

Das System der Zirkulazion wird sehr leicht und von geringen Veranlassungen aufgeregt, leicht und schnell entstehen allgemeine Wallungen und Kongestionen nach einzelnen Theilen. Zwar sind dies noch keine Entzündungen, zu deren Hervorrufung schon wichtigere Ursachen erfordert werden, allein letztere können doch aus jenen entstehen. Allgemeine Aufregung des Gefäßsystems von arzneilichen Substanzen hervorgebracht, ist bekannt genug, schon die verschiedenen geistigen Getränke vermögen dies; aber auch wirklich inflammatorische Zustände können, wie wir wissen, durch Arzneien herbeigeführt werden, z. B. von den Kanthariden in den Zeugungstheilen und Urinwerkzeugen. Wir sehen also Beispiele dieser Kraft, deren die Homöopathie bei ihren Versuchen mit Arzneien an gesunden Menschen bereits schon einige aufgefunden hat, und wahrscheinlich noch mehrere auffinden wird. Sind aber nun Arzneien im Stande, inflammatorische Zustände zu erregen, warum sollten nicht auch Arzneien vermögen, diese pathologischen Prozesse wieder aufzuheben? Dies, dächte ich, ließe sich schließen, auch abgesehen von dem obersten Grundsatz der Homöopathie und ohne vorerst anzunehmen,

daß die Heilung gerade durch dieselben Arzneistoffe geschehen sollte, welche die Kraft besitzen, diese Zustände zu bewirken. Und zur Heilung von Krankheiten bedarf es ja wegen der außerordentlich erhöhten Reizbarkeit an sich weit geringerer Kräfte, als zu ihrer Hervorbringung.

Die Homöopathie sucht sowohl bei Entzündungen, als bei andern Krankheitszuständen, denen häufig die Blutentziehungen entgegengesetzt wurden, die immer bedenkliche Vergießung dieser Lebensflüssigkeit entbehrlich zu machen, und es ist ihr gelungen, blos durch Anwendung passender dynamischer Mittel das erwünschte Ziel zu erreichen *). Sie geht übrigens bei der Wahl eines Mittels gegen einen inflammatorischen Zustand mit derselben Genauigkeit und Umsicht zu Werke, welche sie bei Behandlung jedes andern Krankheitsfalles befolgt. Daher begnügt sie sich nicht mit oberflächlicher, allgemeiner Angabe der Symptome, sondern bestrebt sich, diese auf das sorgfältigste und vollständigste in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit aufzufassen, und wählt dann nach der Gesammtheit dieses Zustandes das am meisten entsprechende Heilmittel, ohne sich blos durch die (bisweilen sogar zweifelhafte) Bestimmung des entzündeten Organs zur Wahl eines Mittels verleiten zu lassen.

---

*) Es sind bereits in diesen Blättern zwei dergleichen Heilungen von Dr. Groß mitgetheilt worden, s. Archiv f. d. hom. Heilk. I. Bd. 2. Heft S. 47 u. f., und 3. Heft S. 165 u. f.

Eben so wenig kann sie die Blutentziehungen bei Blutflüssen billigen, da hier die Schwäche, welche bereits die Krankheit herbeiführt, durch das angewandte Mittel noch vermehrt wird und so der Lebenskraft ein um so größerer Abbruch geschieht. Sie sucht auch diese Krankheitszustände durch innere Mittel zu heben, und benutzt dazu die Arzneien, welche die Kraft in sich haben, dergleichen Blutflüsse hervorzurufen. Mehrere derselben waren schon durch frühere Erfahrungen bekannt, wurden aber bisher gerade zu dem entgegengesetzten Zwecke, stockende Blutflüsse wieder in Gang zu bringen, benutzt, wo sie als bloße Palliazion am wenigsten bei anhaltenden Uebeln dauerhafte Hülfe schaffen konnten, noch abgesehen davon, daß die Wiedererregung des stockenden Hämorrhoidalblutflusses keine gründliche Heilung zu nennen ist. Daher ist die dynamische Heilung der Blutflüsse durch die Homöopathie vorzüglicher, denn sie erzielt die Heilung derselben auf geradem, direktem Wege, was die Allopathie auf indirektem Wege, der oft großen, unersetzlichen Schaden bringt und langwierige Nachkuren nöthig macht, zu erreichen sucht. Wie mißlich ist es öfters, Blut zu lassen, obgleich die Erscheinungen nach den bisherigen Ansichten es fordern — die noch bestehende Entzündung scheint eine Aderlaß durchaus zu indiziren, aber sie ist wegen der schon zu großen Schwäche des Pazienten nicht zu wagen, — in welcher Enge befindet sich hier der gewissenhafte Arzt, welche Verlegenheit für ihn, ein seiner Ueberzeugung nach nothwendiges Mittel wegen anderer dringender Rücksichten nicht anwenden zu können! Wie ganz anders verhält es sich bei homöopathischer Behandlung; hat sich der Arzt

hier von der richtigen Indikazion eines Mittels überzeugt, so halten ihn keine Hindernisse von der Darreichung ab, da er durch dieselbe die Lebenskraft nicht heftig angreift, keinen tumultuarischen Auftritt im Organismus erregt.

Doch sind auch in dieser Hinsicht gegen die homöopathische Behandlung der Entzündungen ein Paar Gegengründe aufgestellt worden. Einige nämlich hielten die Homöopathie für zu gelind und nicht schnell genug wirkend, während andere behaupteten, es sey durchaus nicht zulässig, in so dringenden und gefährlichen Fällen Mittel zu geben, welche durch ihre Kraft, ähnliche Zustände zu erzeugen, noch eine Erhöhung des Leidens herbeiführen möchten. Diese Einwürfe scheinen sich indessen einigermaßen selbst zu widersprechen.

Daß die Homöopathie kräftig wirken könne, beweist sie durch Hebung sehr schwieriger chronischer Leiden sichtbar; freilich hat sie hier mehr Zeit, jedoch sind auch akute Entzündungen noch keine organischen Leiden. Von der Schnelligkeit der homöopathischen Arzneiwirkung haben wir aber auch schon in andern Fällen Beispiele, besonders bei Mitteln von kurzer Wirkungsdauer, wo sich oft schon nach ein Paar Stunden eine auffallende Besserung ergiebt *), also auch bei Entzündungen zu erwarten ist, und daher könnte nur etwa ein Fall, der im Augenblicke die höchste Gefahr drohte, dessen Ausgang bei jeder Behandlung sehr zweifelhaft seyn würde, diese Besorgniß motiviren.

---

*) Man sehe deshalb und in Bezug auf Entzündungen Reine Arzneimittellehre von S. Hahnemann 1. Bd. 2. Aufl. Vorwort zu Aconitum Nap.

Hinsichtlich des zweiten Punktes ist allerdings wahr, daß wegen der homöopathischen Verschlimmerung Vorsicht nöthig ist. Doch um hier aller Gefahr zu entgehen, hat der Arzt nur nöthig, die Vorschrift der Homöopathie genau zu befolgen (was freilich schon eine genaue Kenntniß dieser Lehre erfordert), und von dem richtigen Mittel nur kleine Gaben und hier zwar die kleinsten zu reichen, wo dann die erste Erhöhung sehr unbedeutend ist und schnell vorübergeht, oder wohl auch gar nicht empfunden wird. Bei akuten Krankheiten von so hoher Erregung muß vor der unbehutsamen Anwendung eines homöopathischen Mittels in großen Gaben ernstlich gewarnt werden, und der Arzt, welcher sich durch ihre scheinbare Unbedeutenheit dazu verleiten ließe, würde den vielleicht folgenden Schaden, der sich vermeiden ließ, sich selbst zuzuschreiben haben. Ueberdies ist eine Arznei in um so kleinerer Gabe zu reichen, je treffender sie dem Krankheitsbilde entspricht.

Da nun die Befolgung der homöopathischen Lehre auch selbst bei Entzündungen so viele Vortheile vor dem gewöhnlichen Verfahren verspricht, so verdient auch dieser Punkt von Seiten der Aerzte eine ernstliche Berücksichtigung.

Noch Etwas über die Kleinheit der homöopathischen Arzneigaben.

Von

Dr. W. Groß.

Gewiß hatte das Mißtrauen, welches die Aerzte in die Wirksamkeit der kleinen homöopathischen Arzneigaben setzten, bisher größtentheils — ja ich möchte sagen, fast immer — seinen Grund in einer zu materiellen Ansicht von den Wirkungen der Medikamente überhaupt. Man sah bei der Anwendung derselben nach enantio- oder allopathischen Heilgesetzen, wo ihre Wirkungsweise theils in gegentheiliger, theils in sehr entfernter oder gar keiner Heilbeziehung zu dem vorhandenen Krankheitsfalle stand, oft von den größesten Arzneigaben keinen Nachtheil, bisweilen nur geringe und in einigen eigenthümlichen Fällen sogar keine Wirkung erfolgen; — was war daher natürlicher, als daß man, um über die Möglichkeit eines Effekts so unendlich kleiner Arzneitheilchen, wie sie die, ihrem Wesen nach nicht gekannte, homöopathische Heilkunst zu reichen gebietet, zu entscheiden, sich des Maaßstabes der Enantiopathie und Allopathie bediente und (so im Geiste dieser letztern urtheilend) die Gabe von einem Millionteil-,

ja Dezilliontel-Gran — als etwas Unerhörtes — lächerlich fand, und ihre Wirkung gleich Null zu setzen, sich berechtiget fühlte! — Was man tausendmal in großen Massen ohne Gefahr anwendete, und, um die Wirkung zu erhöhen, dem Gewichte nach zu verstärken für nöthig erachtete, das mußte doch offenbar eben nur durch seine Masse — also materiell — wirken, und was man nur materiell wirken sah, wie konnte das in einer unendlichen, grenzenlosen Verkleinerung, die fast jeden Begriff des Materiellen vernichtete, noch als wirksam gedacht werden! —

Diese natürliche Ideenfolge ist es, welche mir den Unglauben der ärztlichen Welt an die Wirksamkeit so kleiner Arzneigaben immer noch am meisten begründet zu haben scheint; wenigstens erinnere ich mich nicht, den Umstand von vielen berührt gefunden zu haben, welchen der geistreiche Beurtheiler des 2ten Hefts des I. Bandes des Archivs f. d. hom. Heilk. *) anführt, um jenen Unglauben zu motiviren, „den Umstand nämlich, daß eine so kleine Arzneigabe fast ganz gegen die Einflüsse verschwinde, denen der auch noch so diät gehaltene Kranke unterworfen sey."

Die Behauptung, daß „in jeder Speise, die der Kranke genießt, selbst in dem Wasser, das er trinkt, und in der Luft, die er athmet, sich wirksame Stoffe in größerer Menge finden, als sie ihm der (homöopathische) Arzt reicht, und von keinem dieser Stoffe Wirkungen gesehen werden, welche eine solche Wirksamkeit derselben wahrscheinlich machen," scheint allerdings alle Bedeutsam-

---

*) Im Augusthefte d. Allgem. medizin. Annal. 1822.

keit homöopathischer Arzneigaben gänzlich zu vernichten; allein der homöopathische Arzt könnte vielleicht den Satz umkehren und sagen: „„Da ich durch vielfältige Erfahrungen die feste Ueberzeugung gewonnen habe, daß selbst die allerkleinsten homöopathischen Dosen immer noch eine hinlängliche Wirksamkeit behalten, um den Zweck zu erreichen, welchen ich als Heilkünstler beabsichtige, so läugne ich, daß in den unschuldigen Speisen, dem Wasser und der Luft, wie ich sie bei meinen Kranken zulässig finde, wirksame Stoffe, die an Bedeutung sich mit jenen Arzneitheilchen messen könnten, enthalten sind. Sie würden, wenn sie existirten, unfehlbar jede Wirkung meiner Arzneien beeinträchtigen, stören oder vollkommen aufheben, mithin die ganze Kur verderben und unnütz machen; da nun aber von alledem nichts geschieht, sondern die Kur unaufhaltsam von Statten geht, während die kleinen Arzneitheilchen, zur Bezeichnung ihrer noch hohen Kräftigkeit, sogar eine anfängliche Verschlimmerung des ursprünglichen Uebels hervorbringen, so fällt die eingebildete Anwesenheit jener Stoffe von selbst weg.“ “

Der homöopathische Arzt findet, um die Wirksamkeit der kleinen Arzneigaben ungeschwächt zu erhalten, nur ganz indifferente, rein nährende und rein durstlöschende Speisen und Getränke für seine Kranken zulässig *); alles, was auch nur im Mindesten auf das Befinden des erkrankten Körpers eine Wirkung äußern

*) S. Ueber Diätetik im Geiste und nach den Bedürfnissen d. hom. Heilk. V. Dr. E. Stapf, im Arch. f. d. hom. Heilk. II. Bd. 1. Heft.

könnte, sucht er mit strenger Gewissenhaftigkeit zu entfernen; selbst die Atmosphäre, welche den Leidenden umgiebt, berücksichtiget er genau und verhütet mit zarter Sorgfalt die Berührung von schädlichen Dünsten und Riechstoffen, die demselben nachtheilig werden, oder wenigstens die Kur stören könnten.

Wohl schwerlich dürfte das, was etwa die Chemie in den für indifferent erachteten Speisen und Getränken entdeckt hat, hinsichtlich seiner inneren Bedeutung den dynamisch-kräftigen Arzneipotenzen an die Seite zu setzen seyn. Wenn dem so wäre, so müßten jene Nahrungsmittel, von spezifisch reizbaren Individuen in größeren Portionen, bis zum Uebermaaße genossen, auf ähnliche Weise wie die Arzneien, dynamisch eingreifen und den lebenden Organismus in verschiedener vielfacher Richtung eigenthümlich pathologisch affiziren (wie wir auch wirklich zum Theil von den minder indifferenten und deshalb dem Kranken von dem homöopathischen Arzte nicht oder nur mit Einschränkungen gestatteten Speisen, z. B. Schweine-, Kalb- und Entenfleische, Zwiebeln, Meerrettig u. dgl. m. wahrnehmen); allein sie wirken dann, wie der Augenschein lehret, nur mechanisch schädlich durch ihre Masse und bringen Nachtheil, wie jedes nimium in der Welt.

Es wäre zu wünschen gewesen, daß der geehrte Beurtheiler von den wirksamen Stoffen, die seiner Angabe nach mit jedem Kranken in Berührung kommen, mehrere namentlich bezeichnet hätte; vielleicht würde es sich dann doch ergeben haben, daß er die großen Einschränkungen nicht genug beachtet hätte, mit welchen die homöopathische Diätetik dem Kranken die nöthigen Speisen und Getränke

erlaubt, so wie die Vorsicht, mit der sie das Erforderliche in seinen nächsten Umgebungen anordnet. Er hat nur den Schwefel genannt, welcher einen geringen Bestandtheil aller Nahrungsmittel ausmachen soll. Das wäre nun allerdings ein Stoff, der das Befinden eines krankhaft gereizten Organismus unter gewissen Bedingungen auch in sehr geringer Quantität umändern könnte. Allein ich frage: ist der Schwefel in anerkannt indifferenten Nahrungsmitteln ganz rein, ist er ungebunden und unverändert durch andere Stoffe darin enthalten? Ist er wirkliches Edukt, oder nur Produkt, das wir der Scheidekunst verdanken? Ich ersuche den achtungswerthen Gegner, diese Frage zu entscheiden. Was nicht wirklicher, reiner Schwefel ist, kann unmöglich als solcher wirken.

Doch wir setzen den Fall, daß in jeder Nahrung ein kleiner Theil reinen Schwefels vollendet enthalten wäre, oder daß er in der Vereinigung und Versetzung mit andern Stoffen immer noch, wie reiner Schwefel wirkte, so könnte ja seine Wirkung nur in dem einzigen Falle laut werden, wo das Individuum, welches ihn genösse, in denselben Theilen seines Organismus, die dieser Arzneistoff vorzugsweise zu affiziren pflegt, und auf eine sehr ähnliche Weise, als er seine Wirkung auf den gesunden Körper zu äußern geneigt ist, erkrankt wäre. Denn wer mit den Gesetzen der homöopathischen Heilkunst vertraut ist, weiß, daß die kleinen Arzneitheilchen, welche sie zu reichen für nöthig findet, nur da ihre Wirkung zu äußern vermögen, wo sie eine, derselben entsprechende (spezifische) Rezeptivität antreffen, d. h. wo sie in der nächsten verwandt-

schaftlichen Heilbeziehung zu der vorhandenen Krankheit stehen. Allopathische Arzneien, d. h. solche, die in gar keiner naturgesetzlichen Heilbeziehung zu dem Leiden des Organismus, mit dem sie in Berührung gebracht werden, stehen, pflegen in sehr kleinen Gaben nichts zu wirken. Wo nun aber alles vom bloßen Zufalle abhängt, möchte der in den Nahrungsmitteln angenommene Antheil von Schwefel höchst selten die zu seiner Wirkung nothwendigen Bedingungen, wie sie nur bei absichtlich unternommenen Kuren statt finden können, antreffen; er müßte meistentheils gar nicht bemerkt werden.

Ferner würde zur Wirkungsäußerung der angeblich in der Nahrung enthaltenen Schwefeltheilchen auch ein ähnliches Verfahren erforderlich werden, als der homöopathische Arzt bei der Bereitung seiner kleinen Arzneigaben anwendet. Nimmermehr würden diese feinen Theilchen das leisten, was wir von ihnen beobachten, wenn man sie durch bloßes mechanisches Theilen in dieser höchsten Verkleinerung darstellen könnte. Das Verdünnen der flüssigen Arzneistoffe durch fortwährendes inniges Vermischen mit unarzneilichen Flüssigkeiten, das Verkleinern der trockenen Droguen durch mehrstündiges Zusammenreiben mit Milchzucker ist mehr geeignet, die Arzneikraft zu entwickeln und weiter zu entfalten, als sie zu schwächen *). Ein Tropfen, welcher ein Milliontel eines Tropfens der, aus der feingepulverten Ipekakuanhawurzel mit Weingeist bereiteten, Tinktur enthält, wirkt in der That mehr, als der dreißigste Theil eines Grans von jener Wurzel, zwar nicht so

*) S. R. AMLehre von S. Hahnemann, 6r Bd. Einleit.

lange, aber eingreifender und schneller, als dieser — eine Thatsache, welche die Erfahrung, aber auch nur diese lehrt und bestätiget. Was also in den Nahrungsmitteln etwa von Schwefel enthalten seyn möchte, könnte auf keine Weise und in keiner Hinsicht mit dem Zehntausendtheilchen eines Granes, wie es der homöopathische Arzt zu seinen Zwecken zubereitet und in passenden Fällen anwendet, verglichen werden; seine Wirksamkeit müßte, gegen die Kräftigkeit des letzteren gehalten, in Nichts zerrinnen.

Gleiche Bewandtniß muß es mit allen übrigen Stoffen haben, die sich der Rezensent als wirksam, ja wirksamer, als die homöopathischen Arzneigaben und mit jedem Kranken durch die Nahrung in Berührung kommend, denkt.

Gegen die „übrigen Einflüsse, denen der Kranke dennoch unterworfen bleibt" (ich kann darunter nur diejenigen verstehen, welche außer dem Bereiche der strengsten Diätetik liegen, und die zu beschränken oder zu entfernen, nicht in der Macht des Arztes steht, wie etwa die täglichen klimatischen) behauptet sich die kleine Gabe wirklich, wie jede, auf homöopathischem Wege gelungene Heilung zur Genüge beweist. Wie kann es auch anders seyn? Ist doch das allerkleinste homöopathische Arzneitheilchen immer noch kräftig genug, die, seiner eigenthümlichen Wirkung entsprechende Krankheitsform, wäre sie auch von der hartnäckigsten Art und von der langwierigsten Dauer, selbst unter anfänglicher Steigerung aller Erscheinungen, in kurzer Zeit ganz und dauerhaft auszulöschen; — wie sollte es nicht jene genannten (unabwendbaren) Einflüsse viel eher noch und mit größerer Leichtig-

keit besiegen, die bekanntlich bei weitem nicht stark genug sind, ein bedeutendes körperliches Leiden auch nur einigermaßen zu verändern *)! Einflüsse hingegen, die sich mit den homöopathischen Arzneigaben in der That an Kräftigkeit messen, mithin die Wirkung derselben schwächen, stören oder gar aufheben könnten, entfernt der homöopathische Arzt, wie schon erinnert ward, mit strenger Sorgfalt aus dem Bereiche des Kranken, um seinen Bemühungen einen glücklichen Erfolg zu sichern.

Leider geschieht Trotz allen Vorkehrungen freilich dennoch bisweilen, was der Achtungswerthe Beurtheiler fürchtet: ich meine, die kleinen homöopathischen Arzneigaben werden von mancherlei starkwirkenden Einflüssen, die mit dem Kranken in Berührung kommen, gleichsam verschlungen, und erscheinen dann ganz so wirkungslos, als man sich dieselben gemeinhin zu denken pflegt. Die unerläßlichen Bedingungen, unter denen allein die volle Wirkung der kleinen und kleinsten Arzneitheilchen möglich ist, und auf deren pünktliche Erfüllung der homöopathische Arzt deshalb auch bei der Uebernahme einer Kur mit allem Eifer dringt — nämlich gänzliche Entfernung aller und jeder fremdartigen Einflüsse aus der Nähe des Kranken — bilden nicht selten einen so grellen Kontrast mit den ta-

*) Vielleicht trägt auch die Gewöhnung das ihrige dazu bei, daß wir von den äußern Einflüssen, die uns täglich umgeben, keine Veränderung unseres Befindens — selbst im gereiztesten Zustande nicht — weiter erleiden, während die kleinsten Arzneistoffe, mit denen wir höchst selten in Berührung kommen, bei angemessener Rezeptivität unseres Körpers sehr mächtig auf uns einwirken.

delnswerthen Angewöhnungen, die Luxus und Mode in das tägliche Leben verwebt haben, daß man lieber ein körperliches Leiden noch ferner erduldet, ehe man sich die Gewalt anthut, die geliebten Thorheiten abzulegen. Wo solche Gesinnungen gedeihen, ist freilich nicht der Wirkungskreis des homöopathischen Arztes; doch mag er sich Glück wünschen, wenn ihm der Widerspruch moderner Sitten offen und ohne Rückhalt entgegen tritt und man nicht unter der Maske einer nachgebenden Folgsamkeit ihn betrügt. Es begegnet ihm leider nicht ganz selten, daß man ihm die genaueste und pünktlichste Befolgung seiner diätetischen Anordnungen verspricht und heimlich die alte Lebensweise unverändert fortsetzt. Man glaubt, dies unbedenklich thun zu dürfen, da man, mit dem Geiste und den Bedürfnissen der homöopathischen Heilkunst im Mindesten nicht vertraut, die weit gehenden diätetischen Einschränkungen um so eher einer eigensinnigen Laune beizumessen geneigt ist, weil man von den allopathischen Aerzten dieses Einengen des freien Lebensgenusses nicht gewohnt ist. Nur der Umstand, daß der geübte Homöopathiker fast immer dieses heimliche Umgehen seiner Anordnungen und Vorschriften, aus dem Erfolge schließend, erkennt, kann einigermaßen das Unangenehme mildern, welches solche Collisionen zwischen Kunst und Vorurtheil nothwendig mit sich führen.

Die Wirkung der homöopathischen Gaben erscheint also nicht, „wenn es der homöopathische Arzt wünscht“, sondern wenn die Bedingungen erfüllt werden, welche zur Aeußerung dieser Wirkung nöthig und unerläßlich, und die an mehreren Orten vollständig bezeichnet worden sind;

sie wird vergebens erwartet, wo diese Bedingungen unerfüllt bleiben. Wie nun der „gesunde Menschenverstand" die indifferenten Nahrungsmittel und Getränke, welche der Homöopathiker seinen Kranken für zulässig erachtet, und die reine, nicht mit schädlichen Dünsten geschwängerte Luft, in welcher er sie athmen läßt, den homöopathischen Arzneipotenzen, die selbst in hoher Verkleinerung (wie ja jeder durch Versuche sich überzeugen kann) immer noch wirksam gegen Krankheiten bleiben, während jene nichts gegen dieselben vermögen, an Kräftigkeit gleichsetzen und „eben so viel Wirkung von ihnen erwarten kann", ist mir, ich gestehe es, nicht recht einleuchtend.

Gewiß ist der Umstand, daß der lebende Organismus gegen große Arzneigaben heftiger reagirt (als gegen kleinere) und sie wieder auswirft, sehr häufig Ursache, daß jene nicht so stark wirken, als man von ihnen im Verhältnisse gegen die Wirkung der kleinen homöopathischen Arzneitheilchen wohl erwarten sollte. Daß indessen immer hierin der Grund ihrer unschädlichen Wirkung zu suchen sey, erinnere ich mich nicht, behauptet zu haben, stimme auch ganz darin dem Rezensenten bei, daß jenes Auswerfen der überflüssigen Arzneikraft nicht immer sich ereigne. Es lassen sich noch mehrere andere Ursachen denken, welche jenen Hergang mit erklärlich machen helfen, wenn ich gleich gern zugestehe, daß er nicht selten von bis jetzt noch unbekannten Veranlassungen herrühren mag, wie so manche andere Erscheinung in der Natur, deren Grund wir nicht aufzufinden vermögen. So ist es z. B. wahrscheinlich

daß die Gewohnheit, mehrere, oft viele, Arzneien zu Einem Behufe mit einander zu verbinden, ihre natürliche Wirkung eben so sehr schwächt und beeinträchtiget, als sie dieselbe offenbar auf vielfache Weise verändert. Und wie selten wird es sich ereignen, daß in einem Arzneigemische gerade das Mittel mit enthalten ist, welches dem vorliegenden Krankheitsfalle homöopathisch entspricht, und von welchem allein in so großer Gabe eine sehr heftige Wirkung zu erwarten wäre! — Denn Arzneien, die man nach enantio- oder allopathischen Heilgesetzen wählt, müssen, wie schon gesagt, in großen Gaben angewendet werden, wenn sie überhaupt etwas wirken sollen; — ein Milliontel, ein Dezilliontel würde da wenig, würde gar keinen Effekt machen. Trifft es sich nun aber wirklich zufälliger Weise einmal, daß ein homöopathisch angemessenes Arzneimittel gegen eine Krankheit in Gebrauch gezogen wird, so muß, Falls nicht das Widerstreben des Organismus revolutionäre Ausleerungen erregt, wodurch sich die überschüssige Arzneikraft entladet, oder eine Beimischung anderer wirksamen Dinge die Wirkung von jenem stört und schwächt, in den meisten Fällen, wenn nicht immer, durch die allzugroße Gabe ein Sturm in dem leidenden Körper erregt werden, der eher nachtheilig, als heilsam zu nennen ist *).

---

*) Erst in diesen Tagen fand ich diese Voraussetzung aufs Neue bestätiget. Die Verordnung eines Gemisches aus Electuarium Sennae, Sulphur und Nitrum depuratum in den gewöhnlichen Gaben bei einer Hämorrhoidalkolik, für die der Schwefel das spezifische homöopathische Heilmittel war, bewirkte ungeachtet der Beihülfe der Sennesblätter durchaus nicht die Stuhlausleerungen, welche man

Uebrigens bescheide ich mich gern, daß meine Versuche, die Wirksamkeit der kleinen homöopathischen Arzneigaben theoretisch zu erklären, für den Allopathiker noch keine Ueberzeugung herbeiführen *). Wenn eine solche Theorie

---

beabsichtigte, und die der Schwefel allein, in großen Gaben, so gern erregt. Der Kranke fühlte sein Uebel unglaublich verschlimmert, hatte vor dem quälenden Stuhlzwange keinen Augenblick Ruhe, wälzte sich, unter folternden Schmerzen im Unterleibe, herum, vertrug nicht die leiseste Berührung der schmerzlich empfindlichen und wie unterschworen deuchtenden Bauchbedeckungen, verfiel endlich in heftige konvulsivische Zuckungen der Glieder, und begann wachend und im Schlummer zu deliriren. Diese ganzen Erscheinungen finden sich in höchster Aehnlichkeit unter den Erstwirkungen des Schwefels wieder (vergl. R. AMLehre von S. Hahnemann, 4. Bd.) ein vollgültiger Beweis, wie sehr der (hier homöopathische) Schwefel die übrigen Mittel überstimmt hatte. Auch waren es nur die Antidote des Schwefels, welche dieses künstliche Leiden allmählig aufzuheben und den vorigen Zustand wieder herzustellen vermochten. Wer schon öfters Gelegenheit gehabt hat, sich von der Wirksamkeit eines Zehntausendtheilles eines Grans Schwefel in geeigneten Fällen deutlich zu überzeugen, der wird gewiß nach Erfahrungen, wie die obige, seine homöopathische Anwendung in großen Gaben immer für ein Wagstück halten.

*) Indessen ist es dem menschlichen Geiste Bedürfniß, von dem, was er in der Erfahrung als thatsächlich erkannt hat, auch die Gründe aufzusuchen und sich eine Theorie zu bilden; ja, es läßt sich voraussetzen, daß auf diesem Wege am ersten die Schaar von Trugschlüssen zu vermeiden sey, der man bei jeder Theorienbildung auf umgekehrtem Wege nur zu häufig begegnet; und gesetzt auch, daß man irrte und den feststehenden Erfahrungssätzen unhaltbare Gründe unterlegte, so ist auf jeden Fall dieser Irrthum unschädlicher, als wenn man zum Voraus die Theorie hinstellt und das, was erst später die Erfahrung geben soll, der voreiligen Erklärung unterordnet.

den Homöopathiker ansprechen muß, weil sie, mit seinen Erfahrungen übereinstimmend, ein harmonisches Ganzes bildet, so wird man es dem allopathischen Arzte nicht verargen können, daß er die theoretischen Grundgesetze mit Mißtrauen betrachtet, aus denen wir Erfahrungssätze ableiten, die er noch nicht durch eigene Beobachtung bestätigt gefunden hat, und also vor der Hand noch nicht glauben kann. Es ist sogar höchst nöthig, daß in einer reinen Erfahrungswissenschaft, wie die Arzneikunst ist, nichts, wie sehr es auch den Schein der Wahrheit für sich habe, auf Treu und Glauben angenommen werde — und man darf es nicht bezweifeln, daß, wenn diese Maxime von jeher konsequent durchgeführt worden wäre, wenn auch nicht mehr Waitzen, doch weniger Spreu in der Medizin vorhanden seyn würde.

Wenn man nun aber auf der einen Seite den allopathischen Aerzten das volle Recht, an der Wirksamkeit der kleinen homöopathischen Gaben zu zweifeln, so lange sie noch nicht selbst Erfahrungen darüber gemacht haben, gern zugesteht, so trifft sie auf der andern Seite nicht mit Unrecht der Vorwurf, daß sie die Erfahrungen der homöopathischen Aerzte, als etwas schlechthin Unmögliches, geradezu verwerfen und keiner weitern Prüfung werth achten. Der geachtete Beurtheiler fügt nämlich seinem offenen Geständnisse, „daß hier nicht Theorie, sondern Erfahrung entscheiden müsse", noch die Frage bei: „aber wie ist diese möglich?" Wie anders soll sie erzielt werden, als durch Nachprüfungen, genau im Geiste der homöopathischen Heilkunst unternommen? Wer aber schon zum Voraus die Möglichkeit einer Erfahrung bezweifelt, der

versperrt sich eben dadurch den einzigen Weg, zu einer sichern Ueberzeugung — sey sie für oder wider den streitigen Gegenstand — zu gelangen, weil er mit solchen Gesinnungen sich nie wird entschließen können, ihm eine ernstere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wie wir es nun in der Arzneikunst für nöthig erachten mußten, keine angepriesene Entdeckung auf Treu und Glauben anzunehmen, so müssen wir, um konsequent zu bleiben, es als schädliche Voreiligkeit anerkennen, wenn neue Aussprüche, die paradox klingen und den bisherigen Ansichten scharf entgegentreten, ohne weitere Prüfung verworfen werden. Gesetzt auch, daß man nicht umhin könne, die Wirksamkeit der kleinen homöopathischen Arzneigaben, nach den bisherigen Ansichten über diesen Gegenstand, für unwahrscheinlich zu halten — unmöglich wird man sie nicht nennen können, ohne sich eines Leichtsinnes und der Unbilligkeit schuldig zu machen. Es würde wahrlich an die lächerlichste Abentheuerlichkeit gränzen, wenn irgend ein Arzt auf den Einfall gerathen könnte, blos aus Liebe zu einer Grille seinen Kranken so kleine Arzneigaben zu reichen, als es der Homöopathiker thut, und man müßte in der That den letzteren für wahnwitzig halten, wenn man der Idee auch nur einen Augenblick Raum zu geben vermöchte, daß er ohne triftige Ursache da Dezilliontelgrane stark genug finde, wo die gewöhnliche ärztliche Schule einen halben Gran schon für eine Kleinigkeit hält. Eine solche Inkonsequenz wird man von einem Manne, dem man gesunden Menschenverstand nicht abspricht, unmöglich erwarten können und folglich zuzugeben sich gedrungen fühlen, daß er, von einer vieljähri-

gen Erfahrung geleitet, sich der Gründe seines Handelns klar bewußt seyn müsse *). Was nun aber die Erfahrungen mehrerer Männer für sich haben, das kann man um so weniger ohne nähere Prüfung, mit dem Vorwurfe der Unmöglichkeit, von sich weisen. Ein Urtheil, das nur vorgefaßte Meinung zur Grundlage hat, ist eben darum kein Urtheil.

Nicht oft genug kann es wiederholt werden, daß die Homöopathie nur auf dem Wege der reinen Erfahrung

---

*) Wie das ganze homöopathische System sich nur auf Erfahrung stützt, so ist der Begründer desselben auch zu der hohen Verkleinerung seiner Arzneigaben nicht mit einem Male gelangt, sondern die Erfahrung ward ihm hier ebenfalls Richtschnur seines Verfahrens. So empfahl er noch vor 20 Jahren (s. Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers, Gotha 1801) eine Belladonnaverdünnung von $\frac{1}{24000000}$ eines Grans zur Verhütung des Scharlachs, und ließ den Kindern nach Verhältniß ihres Alters 1—13 und mehr Tropfen, Erwachsenen bis 40 Tropfen davon auf die Gabe reichen; jetzt reicht er einen Tropfen, der ein Dezilliontel eines Grans Belladonna enthält, zur Gabe überhaupt (s. R. AMLehre 1r Bd., 2te Aufl.) Wie würde er wohl bis zu diesem Grade von Verkleinerung seiner Arzneidosen haben gelangen können, wenn er nicht in vieljähriger Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen hätte, daß er so seine Absicht leichter und sicherer zu erreichen vermöge. Und gesetzt die größeren Dosen wären überall nicht schädlich (wie sie es in der That meistentheils sind), und wirkten nur etwas heftiger, als zur Absicht des Heilkünstlers nöthig ist, so wäre dies schon ein hinreichender Grund, den kleineren den Vorzug zu geben. Ein weiser Mann wählt zu seinen Zwecken stets die angemessensten und besten Mittel, nicht die weniger brauchbaren, und verrichtet das nicht mit großem Kraftaufwande, was er mit einem sehr geringen bewerkstelligen kann.

sich prüfen lasse. Es ist ein unverdienter Vorwurf für die Bekenner dieses Systemes, wenn man hier und da der Idee Raum giebt, ein blinder Glaube sey die Triebfeder ihrer Hinneigung zu demselben gewesen. Denn wie könnte eine Neigung, die eine so unsichere Motive zur Basis hätte, von Dauer seyn? Müßte sie nicht in kurzer Zeit alle Nahrung verlieren, wenn sie nicht durch die Erfahrung gerechtfertigt würde? — Zudem ist ja die Homöopathie mit ihren Forderungen und Verheißungen gar nicht geeignet, Glauben zu erwecken; im Gegentheile tritt sie mit so paradoxen, allen bisherigen Ansichten widerstreitenden Behauptungen auf, daß sie, wie auch der Augenschein lehret, auf allen Seiten Widerspruch und Unglauben erregt. — Wie überwiegend müssen daher die Beweise für dieselbe seyn, um an die Stelle so natürlicher Zweifel eine feste Ueberzeugung zu setzen, und ihren, scheinbar paradoxen Lehrsätzen Freunde zu erwerben! Diese Beweise lassen sich nicht mit einem Male gewinnen; man erlangt sie nur allmählig auf dem Wege der Erfahrung, den man stufenweise eben so verfolgen muß, wie ihn der Begründer des homöopathischen Systems gegangen ist. Auf keine andere Weise ist eine Entscheidung über den Werth oder Unwerth dieser neuen Lehre möglich, und auf keinem andern Wege haben die Bekenner derselben zu der nöthigen Ueberzeugung gelangen können. Wie leicht könnte auch der geehrte Gegner, welcher über die homöopathische Heilkunst, der er seine Aufmerksamkeit zu schenken angefangen hat, mit schätzenswerther Mäßigung spricht, von seinen geäußerten Zweifeln sich befreien, wenn er es nicht verschmähen wollte, auf dem bezeichneten

Wege die ernste Prüfung derselben zu beginnen! Gewiß würde das Resultat seiner Untersuchung vortheilhaft für sie ausfallen. Doch sey's auch, daß er sich jetzt noch nicht dazu entschließt — schon seine freundliche Beachtung unseres vereinten Strebens beweist zur Genüge, wie sehr er, allem thörichten Absprechen feind, auch in den Ansichten des Gegners die Wahrheit zu suchen geneigt ist.

Heilungsgeschichten
nebst
Vorwort
von
D. Schnieber,
Stadtphysikus und Arzt an dem Irren-Institut zu Sorau
in der Nieder-Lausitz.

Es sind nun anderthalb Jahr, als ich, mehr aus Neugierde, als aus Wißbegierde, Hahnemanns Organon durchzulesen mich entschloß. Wie jeder Arzt, dem die homöopathische Heilmethode nur dem Namen nach, und nur aus größtentheils feindseligen Kritiken bekannt ist, besonders dann ein ganz falsches Urtheil über die neue Lehre fällt, wenn er — wie dies leider jetzt noch geschieht — sich dabei auf einen allopathischen Standpunkt stellt, so war auch ich damals sehr geneigt, die Wirksamkeit so außerordentlich kleiner Arzneigaben zu bezweifeln, und ein solches Heilverfahren für zwecklos zu halten. Die Lektüre des Organons aber überzeugte mich, wenn ich auch Hahnemanns frühere Verdienste vergessen gehabt hätte, daß ein Mann von so vielen Kenntnissen und gereiften Einsichten unmöglich so viele Jahre lang eine Idee verfolgen und

beharrlich vertheidigen könne, ohne endlich einmal den Irrthum zu gewahren, aus welchem sie entsprungen und zu welchem sie ihn verleitet habe. Nun sind zwar Beispiele bekannt, daß anerkannt geistvolle und gelehrte Männer in eine Art Wahnsinn verfielen, wo bei übrigens ungestörter Harmonie der Seelenkräfte nur eine einzige irrige Idee sie beherrschte. Noch aber hat es kein Gegner gewagt, den Begründer der Homöopathie für wahnsinnig zu erklären, wofür ihn doch Jeder halten müßte, wenn jene durch Versuche bewiesen hätten, daß noch niemals ein Kranker durch seine Heilmethode geheilt worden sey. Auch müßte dieser Wahnsinn ganz besonders ansteckend seyn; denn die Anzahl der Bekenner dieser Lehre ist gegenwärtig nicht gering. Zwar hilft sich ein Kritikus damit, daß er alle diese Aerzte, deren Köpfe er doch wahrscheinlich nicht so genau mit seinem eignen Kopfe verglichen hat, für bornirte Köpfe erklärt. Aber solche Ausfälle habe ich immer für ein Zeichen der Schwäche und des Mangels an sittlicher und gelehrter Bildung gehalten, und ich bin überzeugt, daß dergleichen Kritiken der Homöopathie mehr genützt als geschadet haben. Mich wenigstens haben sie eben so sehr, als die überzeugenden Demonstrazionen und kräftigen Worte Hahnemanns: „Machts verständig nach!" zu den ersten homöopathischen Heilversuchen bewogen, die ich gegen verjährte und durch die alte Heilkunst nicht zu tilgende Uebel machte. Zu meinem Erstaunen sah ich einen Jahre lang gedauerten Magenkrampf auf einen Milliontel-Tropfen tinct. nucis vomicae, einen andern auf $\frac{1}{10000}$ Tropfen tinct. bryoniae, ein vorzüglich des Nachts unerträgliches Reißen in allen Zähnen, wogegen man ein

Vierteljahr lang eine Menge Mittel fruchtlos angewendet hatte, auf einen Milliontel-Tropfen tinct. toxicod., einen chronischen Durchfall bei einem einjährigen Kinde, der mehrern, nach den Grundsätzen der Allopathie gewiß nicht zweckwidrig gewählten innerlichen und äußerlichen Mitteln bei der zweckmäßigsten Diät lange widerstanden hatte, auf einige $\frac{1}{10000}$ Tropfen tinct. ipecacuanhae in kurzer Zeit verschwinden und nicht wiederkehren. Der Naturhülfe konnte ich diese und mehrere solche Heilungen nicht zuschreiben, denn die Natur hätte ja wohl auch früher sich einmal helfen können, und eine psychische Einwirkung, durch Erregung eines felsenfesten Vertrauens zu mir und eines belebenden Glaubens an die unfehlbare Heilwirkung des gegebenen Mittels, hatte ich absichtlich vermieden. Uebrigens würden dergleichen psychische Einwirkungen doch nimmermehr ein unverständiges Kind, was ich schon viele Wochen fruchtlos behandelt hatte, nun mit einem Male gesund machen.

Wenn ich nun hiermit, — indem ich die Ueberzeugung ausspreche: daß die durch Anwendung der homöopathischen Methode von mir vollbrachten Heilungen einzig und allein durch die Heilkraft jener kleinen Arzneigaben, und nicht (wie Einige, welche diese Heilmethode blos am Arbeitstische, niemals aber am Krankenbette prüften, behaupteten) durch die Selbsthülfe der Natur oder durch den Glauben der Kranken, oder was noch weniger sagen will, durch ein zufälliges Verschwinden der Krankheitsursache bewirkt wurden, — in die Reihe derjenigen Aerzte trete, welche die große Wirksamkeit der homöopathischen Heilmethode anerkennen, so halte ich es auch für

meine Pflicht, eben so unumwunden mich mit Wenigem darüber auszusprechen, wie weit ich bis jetzt noch davon entfernt bin, mich für einen homöopathischen Arzt im Sinne Hahnemanns halten zu dürfen *).

---

*) Der verehrte Verfasser obigen Aufsatzes bezeichnet durch dieses offenherzige Geständniß den Gesichtspunkt, aus welchem seine Arbeit anzusehen ist, auf das unzweideutigste. Nach vieljähriger allopathischer Ausübung der Kunst fühlt er sich von der Gewalt der neuen Wahrheit getroffen; noch zieht ihn aber das früher erlernte und mit Ernst betriebene bisweilen in seine Kreise zurück, und er wagt es noch nicht, sich dem neuen Führer unbedingt hinzugeben, ihm ganz zu folgen. Daher ein unverkennbares Schwanken zwischen Allopathie und Homöopathie. Er erkennt das Wahre, Heilbringende der neuen Lehre, und überzeugt sich von dem Mangelhaften der alten; aber er findet sich aus mannichfachen Gründen noch außer Stande, die Allopathie schon jetzt ganz zu verlassen, der Homöopathie ganz zu huldigen. Es ist die Periode des Uebergangs von einer geistigen Richtung zur andern; eine Periode, die, sey's in Kunst oder in Wissenschaft, sey's im Denken oder Fühlen, jeder bessere Mensch irgend einmal erlebt hat. Er gesteht es selbst, daß nicht völliges Eingeweihtseyn in das Heiligthum der homöopathischen Kunst, noch nicht vollständiges Erkennen ihres innern Wesens in seiner ganzen Ausdehnung, in ihm dieses Schwanken bedinge; aber er hofft, bei fortgesetztem Streben nach Wahrheit, sich immer inniger von ihrer Naturgesetzlichkeit zu überzeugen, ihr dann immer eifriger und ausschließender sich hinzugeben. Und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, müssen diese Geständnisse dem wahren, ächten Homöopathiker eben so willkommen und achtungswerth erscheinen, als dem Allopathiker. Sie zeigen uns einen Mann, der nicht leichtsinnig von einem Extrem zu dem andern sich wendet, der, mit der allopathischen Heilkunst innig vertraut, nur allmählig und nach reiflicher Ueberlegung, nach mannichfachen Erfahrungen, seine Ueberzeugung ändert und so um desto würdiger vorbereitet, der homöopa-

Als solcher nämlich müßte ich, dem homöopathischen Heilmittel allein vertrauend, auch bei den drohendsten Symptomen der unverkennbaren heftigsten Entzündung eines edeln Organs niemals eine Blutentziehung, und mögen die Umstände seyn, welche sie wollen, niemals ein Brechmittel und eine Laxanz verordnen. Noch aber habe ich mich bis jetzt nicht entschließen können, bei heftigen Entzündungen, die ich homöopathisch behandelte, die Blutentziehung zu unterlassen, oder in Krankheiten, wo ich nach vielen Erfahrungen durch ein abführendes oder Brechen erregendes Mittel meinen Zweck schneller zu erreichen hoffen durfte, die homöopathische Methode anzuwenden. Ueberhaupt glaube ich, daß in vielen Krankheitsformen die allopathische und enantiopathische Methode, — wie Hahnemann unser zeitheriges Heilverfahren im Allgemeinen sehr treffend bezeichnet — der homöopathi-

---

thischen Heilkunst freundlich entgegen kömmt. Wie sich dieses verständige und heilbringende allmählige Uebergehen in obigen und mehreren der folgenden Aeußerungen kund thut; so zeigt es sich auch in dem, in den Heilungsgeschichten beschriebenen Verfahren selbst, welches allerdings noch weit entfernt ist, rein homöopathisch genannt werden zu können. Dies kann ihm aber weder bei Freund, noch Feind zum Vorwurf gereichen, vielmehr ist die Wahrhaftigkeit und Offenheit hoch zu schätzen, womit er seine gegenwärtigen Ansichten und die Art, wie er sie bethätiget, ausspricht. Die Freunde der homöopathischen Heilkunst werden das allmählig wachsende, innigere Anschließen des achtungswerthen Verfassers an die Homöopathie mit theilnehmender Freude verfolgen, und die anders Denkenden finden darin eine günstige Gelegenheit zu allerlei heilsamen Betrachtungen, vielleicht auch Anregung, ein Gleiches zu thun.

Anmerk. d. Redakt.

schen an die Seite zu setzen ist, so wie ich hingegen aus eigner Erfahrung behaupten kann, daß die homöopathische Methode bisweilen Krankheiten heilt, welche jedem andern Heilverfahren Trotz boten.

Indem ich im Vorstehenden von den Ansichten älterer und geübterer homöopathischer Aerzte abweiche, will ich mich jedoch keineswegs Andersdenkenden tadelnd entgegenstellen. Nur eine Meinung habe ich freimüthig hier äußern wollen, ohne über etwas abzusprechen, worüber erst eine Menge von eigenen Erfahrungen nach längerer Anwendung der homöopathischen Heilmethode mich zu einem gereiften Urtheil gelangen lassen kann.

Statt nachstehender Heilungsgeschichten hätte ich wohl auch, was ein sehr geachteter Rezensent dieses Archivs zu wünschen scheint, die Geschichte einiger mißlungenen Heilversuche mittheilen können. Schwerlich aber würde sich mit Bestimmtheit daraus ermitteln lassen, ob die Krankheit etwa zu denjenigen gehörte, welche nach dem Urtheil Einiger der homöopathischen Methode nicht weichen können, oder ob das Mißlingen der Kur in der Unfolgsamkeit des Kranken, oder in einem mangelhaften Krankenexamen, oder in einem Irrthum bei der Wahl des Mittels seinen Grund hatte. Wer mit dem homöopathischen Heilverfahren noch nicht ganz vertraut ist, wird gewiß eben so, wie der angehende allopathische Arzt, sich bisweilen einen Irrthum zu Schulden kommen lassen, da bekanntlich in jeder Kunst nur die Uebung zur Meisterschaft führt. Auch in den mitgetheilten Heilungsgeschichten werden erfahrnere Homöopathiker einige Fehler bemerken, die ich jedoch nicht habe verschweigen wollen.

I.

Der hiesige Senator und Bauinspektor, Herr Gebhard, ein robuster und früher stets gesunder Mann von 42 Jahren, wurde am 18. März 1820 von einem Pferde so heftig an die äußere Seite des rechten Kniees geschlagen, daß er vor Schmerzen kaum die wenigen Schritte bis in seine Wohnung gehen konnte. Er bekam bald starkes Fieber; das Knie schwoll sehr an, und der Schmerz wurde innerhalb 16 Stunden so unerträglich, daß sein damaliger Arzt ein Opiat verordnete, worauf Schlaf und einige Linderung des Schmerzes erfolgte. So vergingen unter fortwährender ärztlicher Behandlung sieben Wochen, und der Schaden am Knie hatte sich nach Verlauf derselben nur wenig gebessert, als mit einem Male und ohne bekannte Veranlassung das Knie unter den heftigsten brennenden Schmerzen noch mehr anschwoll, und auf der glänzend rothen Geschwulst unzählige große durchsichtige Wasserblasen zum Vorschein kamen, die in ungefähr 72 Stunden gegen vier Quart scharfes laugenartiges Wasser absonderten. Dieses neue Uebel verlor sich innerhalb zwölf Tagen, worauf dann das Knie sehr bald so weit hergestellt wurde, daß Pazient nur beim Stehen und raschen Gehen eine Schwäche darin empfand. Aber nach ungefähr vierzehn Tagen ungestörten Wohlbefindens fand sich ein brennender Schmerz im Gesicht und an den Ohren, wobei diese Theile eben so, wie vor ungefähr einem Monat das Knie, sich bedeutend entzündeten, anschwollen und mit Blasen bedeckt wurden, welche viel scharfe Feuchtigkeit von sich gaben, und beim Vertrocknen kleine Schorfe bildeten. Auch an den Händen, so weit sie der Luft aus-

gesetzt sind, zeigten sich brennend juckende Pusteln. Die ganze Krankheit mit Anfang, Zunahme und Abnahme währte gewöhnlich neun Tage. Von dieser Zeit an kehrte dieses Uebel Anfangs jedesmal zum Neumond, doch später bisweilen auch schon in vierzehn Tagen wieder, und kündigte einige Tage vorher durch ein Rucken der Glieder beim Einschlafen und durch ein den Schlaf störendes Brennen, Jucken und Stechen am ganzen Körper seine Rückkehr an. Der Verlauf desselben war jederzeit derselbe, jedoch war bisweilen ein Anfall minder heftig. Immer nur wurden die Theile davon befallen, welche nicht von den Kleidern bedeckt werden, nämlich das Gesicht, die Ohren und die Hände; am übrigen Körper entstanden nur selten einige brennend juckende Pusteln. Ein einziges Mal aber wurden unter denselben Erscheinungen, statt des Gesichts, die posteriora, die Genitalien und der anus, welcher sehr schmerzhaft anschwoll, von diesem quälenden Uebel ergriffen. Die von seinem damaligen Arzte dagegen fruchtlos angewandten Mittel vermag ich nicht anzugeben, weil die Rezepte verloren gegangen sind; es läßt sich aber erwarten, daß derselbe kein Mittel, welches unter diesen Umständen indizirt war, unversucht gelassen hat. Pazient reisete nun im Sommer 1820 nach Töplitz, wo zwar während dem Gebrauch des Schlangenbades ein Anfall ausblieb, aber nur auf kurze Zeit unterdrückt wurde, denn einige Wochen nach seiner Rückkehr von Töplitz kam das Uebel mit allen frühern Krankheitserscheinungen wieder, und befiel ihn von dieser Zeit an regelmäßig alle drei oder vier Wochen.

Am 1. Mai 1821 wurde mir die Behandlung übertragen. Bei dem ersten Anfall, den ich sah, war das Gesicht durch die Geschwulst unkenntlich entstellt, und die Augen konnten kaum ein wenig geöffnet werden. In den Zwischenzeiten war Herr Gebhard ganz gesund, nur an den Händen gab die Krankheit auch außer den Anfällen ihr Daseyn zu erkennen. Die Oberhaut auf dem Rücken der Hände und Finger hatte auf den ersten Anblick ein krätzartiges Ansehn; sie war aber zugleich sehr trocken, glatt, und bekam hier und da Brüche. Bisweilen entstand unter einem vorübergehenden stechenden und brennenden Schmerz, der zum Kratzen nöthigte, eine kleine Hirsenkorn große Pustel, welche aufgekratzt, etwas näßte und eine rauhe Stelle zurückließ. Auch im Gesicht und an den Ohren fühlte er außer den Anfällen bisweilen einen flüchtigen, feinstechenden und brennenden Schmerz. Der etwas gelbliche Teint des Patienten ließ mich, da sonst über die Entstehungsursache des Uebels auch nicht eine Wahrscheinlichkeit vorhanden war, nicht ohne Grund vermuthen, daß das Uebel ursprünglich durch eine — vielleicht von dem Schreck und Kummer über die Knieverletzung herrührende — krankhafte Funktion der Leber entstanden sey, wodurch ein Krankheitsstoff erzeugt und sofort regenerirt worden sey, welcher dieses, der Blasenrose einigermaßen ähnliche, Uebel hervorbringe. Dieser Ansicht gemäß ließ ich einige Zeit jeden Morgen eine Auflösung von Carlsbader Salz und nachher einige Wochen lang Mariakreutzbrunnen trinken. Im Junius wurden innerlich stibium sulphuratum nigrum, sulphur depuratum, hydrarg. sulphurat. nigrum, extractum dulcamarae und gua-

jacum in steigenden Dosen, zum Getränk ein decoctum stipit. dulcamarae, rad. bardanae et sassaparillae, und im Julius 22 starke Schwefelbäder, worauf jedesmal eine starke Ausdünstung erfolgte, von dem Kranken vorschriftsmäßig gebraucht. Während dieser Kur waren die Anfälle nicht so stark, erfolgten aber zur gewöhnlichen Zeit. Er reisete nun abermals nach Töplitz, und badete daselbst auf meine Anordnung drei Wochen lang in einem der wärmsten Bäder des sogenannten Schwefelbades in No. 2. Diese Bäder bewirkten sehr reichlichen Schweiß, und unterdrückten einen Anfall, der ohne dieselben während der Zeit gewiß erfolgt wäre. Die auf das Knie angewendete Douche schien ebenfalls wohlthätig gewirkt zu haben, indem Patient die Schwäche in demselben weniger zu bemerken glaubte. Die Haut an den Händen war jedoch noch nicht ganz natürlich; auch fand sich bisweilen wieder das Stechen, Jucken und Brennen an den Händen und im Gesicht, weshalb ich der Hoffnung des Kranken, daß er durch Töplitz diesmal gewiß geheilt worden sey, nicht beistimmen konnte. So vergingen nach seiner Rückkehr von Töplitz drei Wochen, ehe er wieder einen Anfall bekam, der sich, wie gewöhnlich, durch Rucken der Glieder beim Einschlafen und durch Brennen und Stechen in der Haut einige Nächte vorher ankündigte. Die Geschwulst hatte eine dunkelrothe Farbe, und war hier und da mit kleinen Bläschen besetzt. In den ersten 24 Stunden sah der Kranke bisweilen einige Minuten lang alles blau oder violett. Am übrigen Körper war nur hier und da ein einzelnes hartes Pustelchen zu bemerken, dagegen die Hände wie gewöhnlich bei einem solchen Anfall sich sehr verschlimmerten.

Ich schlug nun dem muthlos gewordenen Kranken vor, sich einige Wochen lang homöopathisch behandeln zu lassen, obwohl ich selbst nach so eingreifenden Mitteln, welche der Kranke länger als ein Jahr gebraucht hatte, damals um so weniger von der homöopathischen Behandlung Hülfe erwartete, als ich nur erst zwei Kranke mit Erfolg homöopathisch behandelt hatte, und noch zu wenig mit dieser Heilmethode vertraut war. Der Kranke genehmigte meinen Vorschlag, und nahm am zweiten Tage des völlig ausgebildeten Uebels am 18. September 1821 von der konzentrirten Tinktur der Brennwaldrebe, welche ich wegen des prädominirenden brennenden Schmerzes für das passendste Mittel hielt, einen ganzen Tropfen. Den folgenden Tag hatte sich das Brennen und die Geschwulst etwas vermindert. Am achten Tage war der Anfall vorüber. Patient nahm nun alle Wochen eine solche Dosis desselben Mittels, wobei nicht nur der stechend brennende Schmerz an den Händen sich verlor, sondern auch der Anfall, der im October hätte kommen sollen, ausblieb. Als ich jedoch einmal zwölf Tage mit der neuen Dosis zögerte, bekam der Kranke des Nachts wieder das Rucken der Glieder, und ein gelindes Brennen an den Händen, welche bis jetzt noch das oben beschriebene Ansehn behalten hatten. Diese Erscheinungen ließen mich vermuthen, daß die clematis erecta zwar die Anfälle auf eine Zeit lang unterdrücken, aber nicht dauernd heilen könne*), da-

*) Allerdings war auch clematis erecta in diesem Falle nicht das vollkommen homöopathisch angemessene, spezifische Heilmittel, da es, trotz der mehreren, überdies unnöthig star-

her ich am 6. November von der tinctura rhois toxicodendri $\frac{1}{10000}$ Tropfen verordnete. Diese Dosis wurde alle acht Tage wiederholt, theils weil ich dies damals für nöthig hielt, theils auch, weil der Kranke bisweilen einen Tag lang von den Einschränkungen der homöopathischen Diät befreit zu seyn wünschte. Auch im November kam kein Anfall, aber die Haut an den Händen war immer noch nicht ganz natürlich. Am 3. Dezember gab ich einen ganzen Tropfen der konzentrirten Rhustinktur, meinend, daß $\frac{1}{10000}$ Tropfen doch wohl zu wenig sey; aber es erfolgte den Tag darauf ein schwacher Anfall, der den dritten Tag schon wieder vorüber war, und welchen ich jetzt für eine homöopathische Verschlimmerung halten möchte. Es wurde nun wieder in Intervallen von acht bis 10 Tagen $\frac{1}{10000}$ Tropfen Rhustinktur gegeben. Der Kranke erklärte, daß er sich während der ganzen Krankheit niemals so wohl, wie gegenwärtig gefühlt, und daß seit der homöopathischen Behandlung die Schwäche und Müdigkeit im Knie sich vollends verloren habe. Die Haut an den Händen hatte zwar das krätzartige Ansehn nicht mehr, auch das Stechen und Brennen war verschwunden; aber sie hatte noch die papierartige Glätte und Trockenheit. Herr Gebhard befand sich bis zum 31. Januar 1822 ganz wohl. An diesem Tage aber entstand, nachdem er die Nacht vorher zwar ohne Rucke und Bren-

---

ken und gehäuften Gaben, worin es gereicht wurde, doch nicht dauernde Heilung bewirkte. Rhus toxicondendron war weit angemessener, und würde gewiß, selbst in sehr kleinen Gaben gereicht, schnell und dauerhaft geheilt haben.

Anmerk. d. Redakt.

nen in der Haut, aber doch ziemlich schlaflos zugebracht hatte, ein schmaler rother Umkreis um das rechte Auge ohne Geschwulst und Brennen, welcher in zwei Tagen wieder verschwand. Von nun an reichte ich dem Kranken alle vier Tage einen Billiontel-Tropfen Rhustinktur bis zum 26. Februar 1822. Da nun auch die Haut an den Händen und Fingern ein ganz natürliches Ansehn bekommen hatte, so hielt er das Uebel für ganz getilgt, und befolgte daher die homöopathische Diät nicht länger. Er blieb gesund bis zum 23. Junius 1822, wo noch ein schwacher Anfall erfolgte, welcher durch einen Milliontel-Tropfen Rhustinktur in drei Tagen beseitigt war. Seit dieser Zeit ist Herr Gebhard, ohne irgend eine Medizin zu nehmen und ohne die homöopathische Diät zu befolgen, bis jetzt (den 18. Febr. 1823) von diesem Uebel völlig befreit gewesen, und hat sich, bis auf eine heftige Halsentzündung im Dezember vorigen Jahres, welche durch einen Quadrilliontel-Tropfen tinct. nucis vomicae und acht Blutigel schnell gehoben wurde, völlig wohl befunden.

II.

Frau Hauptmann Hille in Sorau, einige 30 Jahre alt, etwas schwächlich und seit einem Vierteljahre ein Kind säugend, bekam als Folge einer Erkältung, am 8. März 1822 des Nachts Schüttelfrost, starkes krampfhaftes Zucken im linken Arme, einen Schmerz im linken Schultergelenk, als wenn der Arm ausgerenkt wäre, stechendes Kopfweh, welches sich ruckweise verschlimmerte, und heftiges Stechen in der linken Brustseite mit quälendem trocknen Husten. Am 9. März früh wurde ich gerufen. Die eben beschrie-

denen Zufälle waren noch sämmtlich vorhanden, nur das Zucken im Arm hatte aufgehört; dagegen hatte sich der Schmerz im Schultergelenk so sehr verschlimmert, daß er die geringste Bewegung des Arms nicht gestattete. Der Puls war sehr frequent, härtlich, die Transspiration nicht allgemein und mit trockner Hitze wechselnd; durch den fortwährenden Husten wurde selten etwas Schleim mit Blutstreifen durchzogen ausgeworfen. Da die Kranke noch nichts Arzneiliches zu sich genommen hatte, so reichte ich ihr sogleich einen Milliontel-Tropfen der Bryonientinktur. Zum Getränk wurde Brodrindenwasser, und wenn sie etwas essen wollte, Haferschleimsuppe verordnet. Am 10. März hatte sich der Kopfschmerz, das Stechen in der Brust und der Schmerz im Schultergelenk sehr vermindert; der Arm konnte wieder bewegt werden. Einige Stunden nach der viel zu großen Arzneidosis hatten sich alle Krankheitssymptomen verschlimmert. Unter dem Auswurf war mehr Blut; der Puls etwas weniger frequent, aber noch härtlich, weshalb ich am Arm zwei Tassen voll Blut entzog, welches eine Speckhaut bildete*). Am 11. März gut geschlafen, alle Schmerzen verschwunden, der Husten mäßig mit lockerm Auswurf ohne Blut, die Frequenz des Pulses fast natürlich, die Haut allgemein feucht,

---

*) Wäre, wie oben sehr richtig bemerkt wurde, die Gabe der Bryonia nicht viel zu groß gewesen, — statt einem Milliontel-ein Quintilliontel-Gran — so würde nach Verlauf dieser Zeit das ganze Uebel bereits zur völligen Unbedeutendheit vermindert, und, selbst allopathisch betrachtet, kein Aderlaß indizirt gewesen seyn.

Anmerk. d. Redakt.

im linken Arme noch ein Gefühl von Schwäche. Am 12. März fieberfrei, gut geschlafen und seltner gehustet; Mattigkeitsgefühl und Appetitmangel ist die einzige Klage der Kranken. Am 14. März weniger matt, etwas mehr Appetit. Am 15. März der Husten noch mehr vermindert. Am 16. März mehr Kräfte und lebhafter Appetit; daher Fleischkost und Bier. Am 18. März. Der Husten hat aufgehört, und es ist kein Krankheitssymptom mehr vorhanden.

Wenn nun auch der Aderlaß an der raschen Heilung dieses entzündlichen rheumatischen Brustfiebers gewiß einigen Antheil gehabt hat, so konnte derselbe doch gewiß nicht allein die sämmtlichen Krankheitszufälle beseitigen. Sehr oft habe ich ähnliche Krankheitsformen mit Aderlässen, antiphlogistischen Mitteln und spanischen Fliegenpflastern behandelt, aber niemals eine so schnelle Besserung erfolgen sehen.

III.

Des hiesigen Schneidermeisters Georgi Söhnchen, fünf Jahr alt, war schon fünf Tage krank, als ich, nachdem Kräutersäckchen, Breiumschläge und Fliederthee das Uebel nur verschlimmert hatten, am 6. Junius 1822 hinzugerufen wurde. Der Knabe hatte starkes Fieber, brennende trockne Hitze, seit einigen Tagen Leibesverstopfung und wegen heftiger Schmerzen keinen Schlaf; die linke Seite des Gesichts war etwas angeschwollen, und röther als die rechte; der Mund konnte kaum so weit geöffnet werden, um den kleinen Finger einzubringen, wobei ich eine nicht unbedeutende Geschwulst der Gaumendecke und

des Zahnfleisches auf der linken Seite der Unterkinnlade entdeckte, welche den Knaben hinderte, den Mund zu öffnen, und das Schlingen sehr erschwerte. Er klagte nicht nur über Kopfschmerz und Ohrenstechen, sondern auch vorzüglich über Reißen in der Kinnlade. Da er den ganzen Tag nichts weiter, als etwas Mehlsuppe und Milch genossen hatte, so gab ich ihm denselben Abend einen Quadrilliontel-Tropfen tinct. nucis vomicae, welche nach Hahnemanns Arzneimittellehre ähnliche Krankheitszufälle hervorzubringen vermag. Den Morgen darauf erzählten mir die Aeltern, daß der Knabe seit der ganzen Krankheit die vergangene Nacht zum erstenmal gut geschlafen und stark geschwitzt habe. Die Schmerzen waren völlig verschwunden, der Puls hatte die natürliche Frequenz, die Geschwulst war weicher und kleiner, der Mund konnte mehr geöffnet werden, und gegen Morgen waren zwei weiche sedes erfolgt. Den dritten Tag, also am 9. Junius, war der Knabe völlig hergestellt.

IV.

Die funfzehnjährige Tochter des hiesigen Züchnermeisters Busch hatte schon seit mehrern Wochen einen grindartigen Kopf, welcher sehr übel roch und stark jauchte, schwärende Ohren mit Krusten bedeckt, einen pustulösen, rothen, juckend brennenden Ausschlag im ganzen Gesicht und am ganzen Körper, vorzüglich an den Händen und in den Gelenken, von krätzartigem Ansehn. Aeltern und Geschwister waren jedoch von ihr nicht angesteckt worden. Wie das Mädchen zu diesem Ausschlage gekommen und wodurch er entstanden sey, war nicht auszumitteln, und

gerade für solche Krankheiten ist die homöopathische Heilmethode jeder andern vorzuziehen. Sie erhielt am 3. September 1822 einen Trilliontel-Tropfen Rhustinktur, worauf sich das Brennen verlor und der Ausschlag sich etwas verminderte. Am 10. September gab ich ihr $\frac{1}{10000}$ sulphur, worauf der Ausschlag bis zum 17. Sept. fast ganz abgeheilt war; nur an den Schenkeln und Armen waren noch einige wenig juckend brennende Blüthchen, welche bis zum 25. Sept. auf $\frac{1}{100}$ Tropfen Bryonia-Tinktur verschwanden. Dieser Ausschlag ist bis jetzt nicht wiedergekehrt.

Homöopathische Heilungen,

von

Dr. B* in A***.**

Erzogen in dem Geiste der gangbaren Medizin, erfuhr auch ich das gemeinsame Schicksal der meisten Aerzte; ich betrat die ärztliche Laufbahn mit festem Glauben und wurde gar bald von den Mängeln und Lücken unserer Theorien überzeugt. Nach Gediegnerem strebend, und es, oft vergeblich, suchend, zog mich das Organon von Sam. Hahnemann um so mehr an, als sein Inhalt mit den Grundsätzen der bisherigen Medizin in Widerstreit trat. Je tiefer ich eindrang, desto mehr fand ich, was ich von jeher von unserer Kunst verlangen zu dürfen glaubte. Verbannung alles Willkührlichen und Gesetzlosen scheint der Natur, die ihr großes Leben nach so einfachen Gesetzen regelt, so angemessen; wie wenig aber dieses bisher in unserer Wissenschaft der Fall war, lehrt ein unbefangener Blick in das weite Feld medizinischer Systeme, von Galen bis auf unsre sogenannte wissenschaftliche Medizin. So geschahe es denn, daß ich, was im Organon dem Verstande so hell und überzeugend begegnet, auch auf den Prüfstein der Erfahrung zu legen mich gedrungen fühlte,

und so machte ich Erfahrungen, denen zufolge ich versichern kann, daß viele Kranke Hülfe, die meisten Linderung und Besserung ihrer Körpergebrechen von der homöopathischen Behandlung erhalten haben.

Noch will ich nicht hiermit behaupten, daß diese Theorie in allen möglichen Fällen anwendbar sey; es giebt wohl Krankheiten, in denen Blut gelassen werden muß, in denen Brech- und Abführungsmittel nützlich sind; es giebt Fälle, in denen Reizmittel ersprießlich seyn werden. Möge daher der razionelle Arzt sich an kein System streng binden, sondern einen vernünftigen Eklektizismus wählen; möge keiner auf den andern hämisch herabblicken, oder seine Handlungsweise lächerlich machen, wenn er in jedem gegebenen Falle nach einer von der gangbaren Theorie abweichenden Ansicht handelt. Denn der Kreis des menschlichen Wissens wird nie abgeschlossen, und die Erfahrungen in beiden Systemen sind noch keineswegs ausgebildet, troß dem, daß die Allopathie Jahrtausende zählt. Nur durch freundschaftliches kollegialisches Handeln kann unsere Kunst zu einer größern Vollkommenheit gelangen.

Ueberzeugt von der Heilsamkeit der Homöopathie und durchdrungen von dem Wunsche, den Eifer meiner Mitärzte für die Untersuchung dieses Gegenstandes anzuregen, erlaube ich mir nun, von Zeit zu Zeit einige meiner hierher gehörigen Erfahrungen in diesem Archiv niederzulegen.

I.

Den 5. Mai 1820 wurde ich zu einer Gastwirthin gerufen, die schon seit Weihnachten gekränkelt hatte, und bis dahin von einem guten, erfahrnen Arzte, den ich

ehre, und der gewiß die zweckmäßigsten Mittel angewendet hatte, behandelt worden war.

Krankheitsbild.

Pazientin war 54 Jahre alt, von starkem robusten Körperbau, jetzt rothen blühenden Ansehens, da sie vor ihrer Krankheit mehr blaß gewesen war, von milder gutmüthiger, jetzt oft weinerlicher, ärgerlicher, leicht gekränkter Gemüthsart. Ihre Hauptklagen waren unruhiger Schlaf, ein Schlagen und Klopfen, besonders in der linken Seite des Schlafbeins; vor dem linken Auge sahe sie immer schwarze Punkte und Focken, schwitzt stark am Kopfe; der Geschmack war schleimig, die Zunge weißlich belegt, feucht, doch hatte sie immer eine große Trockenheit ohne Durst, konnte öfters nicht gut schlucken; hatte öfters Anfälle von Schwindel, besonders beim Bücken, als wenn sie fallen sollte; der Gang war schwankend, so daß sie sich oft anhalten mußte. Gegen Abend vermehrtes Schleimausspucken, öfters Herzklopfen, bei der Bewegung einen reißenden Schmerz im Kreuz, in beiden Armen ein Gefühl wie Ameisenlaufen. Oefters leeres Aufstoßen, wenigen Abgang von Blähungen, doch aber alle Tage gehörigen Stuhlgang, schlechten Appetit; der Puls klein, zusammengezogen; öfters überlaufende Hitze; die Kräfte waren so sehr gesunken, daß sie das Bette wenig verlassen konnte. Da Pazientin, wie ich erwähnt habe, auf allopathische Art ganz zweckmäßig war behandelt worden, die Kranke auch die vielen Medikamente nicht mehr nehmen wollte, so entschloß ich mich, als meinen ersten Versuch, die Homöopathie in Anwendung zu bringen.

Therapie.

Die charakteristische Eigenthümlichkeit der Pulsatilla nach Hahnemann schien mir für diesen Krankheitsfall geeignet zu seyn, und ich gab daher den 6. Mai $\frac{1}{10000}$ Gran tinct. pulsatillae mit sacch. lactis vermischt, unter Anordnung einer sehr einfachen Diät. Da die Wirkungsdauer dieser Arznei 10 bis 12 Tage anhalten soll, so besuchte ich Patientin erst den 16. Mai wieder. Die Zufälle hatten sich fast alle in den ersten Tagen eher vermehrt, allein von dem achten Tage an waren alle Symptome wieder schwächer geworden, so daß ich von einer wahren Besserung nichts sehen konnte. Sie erhielt daher den 13ten Tag abermals die nämliche Dosis obigen angegebenen Mittels. Den 24ten besuchte ich Patientin zum drittenmal; alle Krankheitserscheinungen hatten um Vieles abgenommen, worüber sie herzlich erfreut war. Da ich jetzo augenscheinliche Besserung sahe, so reichte ich vor der Hand kein wirkendes Arzneimittel; da aber doch Medizin von ihr verlangt wurde, so ließ ich täglich mehrere Mal einige Theelöffel syrup. rub. idaei nehmen. Den 5. Jun. wurde noch ein Besuch verlangt; fast der größte Theil der Krankheitssymptome war verschwunden, sie klagte über weiter nichts, als über Kopfschmerzen, Trockenheit in dem Halse, und wenn sie in das Licht sahe, so erschien ihr die Flamme als ein sternartiger Schein, auch sahe sie noch zuweilen die schwarzen Punkte und Flocken. Ich reichte ihr daher noch $\frac{1}{10000}$ Gran von der tinct. belladonnae mit sacch. lactis vermischt, ganz trocken, auch ohne etwas nachzutrinken. Nach Verlauf von 15 bis 16 Tagen verließen sie auch diese lästigen Erscheinungen,

und sie ist von dieser Zeit an bis auf den heutigen Tag gesund geblieben.

II.

Den 1. August 1820 wurde ich zu einem 65jährigen schwächlichen Mann gerufen, der auch zugleich in der größten Armuth lebte, und schon an verschiedenen Krankheiten gelitten hatte, sich aber die letzten Jahre, außer großer Schwäche, erträglich befunden hatte, und nun vor einigen Tagen erkrankt war.

Die Krankheitserscheinungen waren: Heftiger Durst, kurzer Athem, Mangel an Appetit, Schmerzen im Unterleibe, der dabei hart und aufgetrieben war. Seit mehrern Tagen war kein Stuhlgang erfolgt, auch ging die Urinabsonderung sehr beschwerlich, oft nur tropfenweise. Der Penis war etwas geschwollen, eben so waren auch die Füße etwas angelaufen. Patient hatte wenig Schlaf, das Liegen wurde ihm beschwerlich, der Puls war klein und schnell, und die Aussicht zu seiner Wiedergenesung sehr getrübt. Ich wendete anfangs eine Menge allopathischer Mittel bis zu dem 16. Sept. an, aber leider ohne allen Erfolg, eher, möchte ich sagen, waren die Zufälle schlimmer. Da dieser Mann arm war, und nur von Unterstützung anderer wohlthätiger Menschen leben mußte, so hatte er seine Almosen meistentheils wieder an die Apotheker gezahlt. Er erklärte mir daher, daß er nichts mehr brauchen könne, indem er gestern die letzten acht Groschen für Medizin bezahlt habe; er wolle sich nun dem Schicksal überlassen, da er doch einmal nicht wieder gesund werden könne. Ich kann nicht bergen, daß mich sein Entschluß wirklich erschütterte; ich

suchte ihn so weit als möglich zu trösten; ich versprach ihm, einen ganz andern Heilweg einzuschlagen, und ihm die Arznei auf meine Kosten zu reichen.

Als ich seine Zustimmung erhalten hatte, wurde nun auf acht Tage alle Medizin ausgesetzt, und seine Lebensweise zweckmäßig geändert. Statt des Kaffees und Kräuterthees erlaubte ich blos früh einige Tassen Kakao, oder etwas Wassersuppe mit einem Ei, oder wenn er es haben konnte, einige Tassen Warmbier ohne Gewürze; Mittags einige weiche Eier, oder Fleischbrühsuppe, und zuweilen etwas mageres Fleisch ohne Gemüße. Das Krankheitsbild war nun, als ich die homöopathische Behandlung anfing, folgendes: Mangel an Appetit, und wenn er etwas gegessen hatte, Drücken in der Herzgrube, Vollseyn des Unterleibes, öfters leeres Aufstoßen. Der Penis und das Scrotum waren geschwollen, eben so auch die Füße und Hände, der Urin ging sehr sparsam, mit heftigem Brennen, er hatte fast gar keinen Schlaf. Nichts belästigte ihn mehr, als das Drücken und Vollseyn im Unterleibe. Ich wählte die Tinct. capsici zu $\frac{1}{1000}$ Gran mit Zucker vermischt; wegen des starken Durstes ließ ich Wasser mit etwas wenigem Wein trinken. Den 24. Sept. sahe ich noch keine große Veränderung, doch schien ihm das Drücken und Vollseyn etwas weniger zu seyn. Den 30. Sept.; die Unterleibsbeschwerden schienen etwas abzunehmen, allein der Urinabgang war noch ganz gehemmt, und der wenige Abgang war schmerzhaft und zuweilen mit Blut gemischt. Da die Unterleibsbeschwerden fast ziemlich beseitigt waren, so gab ich den 6. Okt. $\frac{1}{10000}$ Gran von der Tinct. Cantharid. mit Zucker. Den 12. Okt. schien

schon der Urin mit weniger Schmerzen abzugehen, doch wollte sich die Quantität nicht vermehren. Ich reichte daher den 13ten die nämliche Dosis. Den 16ten, schon vorgestern war über ein Nösel Urin fast ohne Schmerzen und ganz ohne Blut abgegangen. Der Kranke fing nun an, wieder aufzuleben, das Vertrauen zu dieser Behandlung nahm mehr zu, der Appetit wurde besser, ich suchte ihm immer mehr nahrhafte Speisen zu verschaffen, ließ alle Tage einige Tassen Chokolade ohne Gewürze trinken, und so wurde bei einer vierwöchentlichen homöopathischen Behandlung dieser geschwächte Kranke hergestellt, so daß er bis auf den heutigen Tag noch wohl und gesund ist.

III.

Christine Müllerin, 26 Jahr alt, starker robuster Konstitution, hatte von ihrer Kindheit an eine ungetrübte Gesundheit genossen. Nur vor zwei Jahren, wo ich sie, wegen Schieflage und relativer Größe des Kinderkopfs, mit der Zange entbinden mußte, hatte sie nach freiwillig erfolgter Lösung der Nachgeburt eine heftige haemorrhagia Uteri, wodurch sie so geschwächt wurde, daß sie sich erst nach der achten Woche ihrer Niederkunft wieder erholte. Voriges Jahr wurde sie wieder schwanger, und als die ersten Wehen sich einstellten, fand die Kindfrau eine regelwidrige Lage des Kindes vorhanden. Ich wurde daher sogleich gerufen, uud fand den rechten Arm vorliegend, weshalb ich sogleich die Wendung machte, und ein lebendes Kind entband. Die Wöchnerin befand sich bis zu dem sechsten Tage nach der Niederkunft sehr wohl, weswegen sie auch wieder ihre häuslichen Geschäfte ohne mein Wis-

sen verrichtet hatte. Abends, als den 6. Jun. fühlte sie sich unwohl, wo ich aber erst den 8. Jun. zu ärztlicher Hülfe verlangt wurde.

Krankheitsbild.

Heftige Kopfschmerzen, als wenn das Gehirn herausgedrückt würde, die Pupillen waren erweitert, die Venen der weißen Augenhaut strotzten von Blut, das Gesicht war mit Schweiß bedeckt, der Durst groß, die Zunge belegt, der Geschmack ekelhaft, es war ihr brecherlich; heftiges Leibweh, als wenn eine Stelle mit Nägeln gefaßt würde; bei dem äußerlichen Druck vermehrten sich die Schmerzen; seit einigen Tagen war kein Stuhlgang erfolgt; diese Nacht hatte sie gar nicht geschlafen; der Urin sahe sehr hochroth, der Lochienfluß war wässerig und gering, die Milchabsonderung noch normal, der Puls klein, schnell und hart; sie klagte über vielen Durst. Sie kam mir aber mit der Bitte entgegen, ihr ja nicht viele Arzneien zu geben, indem sie nicht vermögend wäre, große Quantitäten zu nehmen. Ich entschloß mich, was ich bei dieser Krankheitsform sonst nicht würde gethan haben, die homöopathische Heilart anzuwenden.

Therapie.

Höchst treffend fand sich dieser individuelle Krankheitsfall unter den Erstwirkungen von Belladonna nach Hahnemanns Arzneimittellehre. Ich reichte ihr daher die kleine Gabe $\frac{1}{10000}$ eines Grans Nachmittags 4 Uhr.

Den 9. Jun. besuchte ich die Pazientin, wo sie mir berichtete, daß die Schmerzen des Unterleibes diese

Nacht sich eher vermehrt, als vermindert hätten, so daß sie bis jetzt in keiner Art eine Erleichterung, noch viel weniger Besserung bemerke. Da seit einigen Tagen kein Stuhlgang erfolgt war, so verordnete ich ein Klystier von bloßem lauen Wasser mit etwas Zucker, und da sie durchaus ein Mittel zum äußerlichen Gebrauch verlangte, so gab ich ung. alth. täglich mehrere Mal davon einzureiben; wegen des heftigen Durstes ließ ich Wasser mit Syrup. rub. idaei trinken. Den 10ten: nach dem gestrigen Klystiere war sogleich Oeffnung erfolgt, doch hatten fast alle Zufälle in der nämlichen Art bis heute angehalten, gegen 11 Uhr, wo ich sie besuchte, benachrichtigte sie mich, daß seit einigen Stunden eine große Erleichterung sich eingefunden habe, der Schmerz im Unterleibe sey zwar nicht ganz verschwunden, aber doch mäßiger, als vorher, besonders nachdem diesen Morgen der Blutabgang sich etwas vermehrt habe. Innerlich wurde nichts verordnet, da aber Patientin doch etwas verlangte, so erhielt selbige Pulver von sacch. lactis, dabei rieth ich noch zu einem Klystiere und zu obiger Einreibung. Den 11ten: die Schmerzen im Unterleibe waren ganz verschwunden, der Schlaf war diese Nacht sehr gut gewesen, der Durst hatte sich ganz verloren, der Puls war weich und langsam, die Haut feucht. So schritt dann von Tag zu Tage die Besserung fort, so daß sie den 13. Jun. das Bette verlassen und ihrer Hauswirthschaft wieder vorstehen konnte.

Wer erkennt aus diesen Krankheitserscheinungen nicht ein wahres angehendes entzündliches Kindbetterinfieber? Nach der allopathischen Behandlung hätte hier der ganze antiphlogistische Apparat aufgeboten werden müssen, ohne

daß mittelst desselben die Heilung schneller, angenehmer, wohlfeiler erreicht worden wäre.

IV.

Johanne Müllerin, 36 Jahr alt, schwächlicher sensibler Konstituzion, die schon seit mehrern Jahren, besonders zur Zeit des Frühjahrs und Herbstes, an Husten mit Schleimauswurf und Kurzathmigkeit gelitten hatte, erbat sich den 25. August, wo sie ganz bettlägrig war, meine ärztliche Hülfe. Ich fand bei genauerer Untersuchung folgende Krankheitserscheinungen an ihr.

Tag und Nacht quälte sie Husten mit so reichlichem Schleimauswurf, daß sie des Nachts einen ganzen Spucknapf voll anfüllte. Dabei war sie sehr abgezehrt, hatte einen schnellen kleinen Puls, brennende Hitze in den flachen Händen, besonders Nachmittags, früh heftige Schweiße, die Zunge sahe ganz roth aus. Der Appetit war zeither immer noch ganz gut gewesen, doch zehrte sie immer mehr und mehr dabei ab, die Kräfte waren so gesunken, daß sie das Bette nur wenig verlassen konnte, auch hatte sich seit einigen Tagen ein starker Durchfall eingestellt. Ich konnte diese Krankheit für nichts anders, als für eine schon weit vorgeschrittene Schleimschwindsucht anerkennen. Da nun bei dieser Krankheitsform, besonders wenn sie schon einen so hohen Grad erreicht hat, bei allopathischer Behandlung wenig zu hoffen ist, so entschloß ich mich in diesem Falle sogleich zur homöopathischen Behandlung, und wählte als Heilmittel das Stannum (s. Hahnemanns Arzneimittellehre Bd. 6. S. 202. Pazientin erhielt auf den Abend einen Billiontel-Gran mit sacch.

lactis sehr gut abgerieben, und als eine Nebenarznei Decoct. salep. Kaffee, als ihr zeitheriges Lieblingsgetränk, wurde bei Seite gesetzt, dafür ließ ich sie aber früh das nach Hufeland zubereitete Gerstenmehl in Milch gekocht trinken; zum gewöhnlichen Getränke diente Graupenschleim. Ihre übrigen Speisen waren weiche Eier ohne Butter, Tauben- und Hühnerfleischbrüh-Suppen. Daß bei einer so gefährlichen Kranken die Besserung nicht Riesenfortschritte machen konnte, wird sich ein jeder meiner Herren Kollegen wohl selbst sagen. Alle acht Tage wurde diese Gabe erneuert. Den 28. Sept. machten sich die guten Folgen dieser Behandlung erst bemerkbar, indem der Husten schwächer und der Auswurf weniger wurde. Die Kräfte fingen nach einiger Zeit an zuzunehmen, und Pazientin konnte auf Stunden lang das Bette verlassen, auch die Schweiße hatten sich verloren. Nur klagte sie noch über folgende Symptome: krampfhaftes Zusammenziehen des Schlundes und beschwerliches Schlucken, Drücken im Unterleibe, besonders der epigastrischen Gegend. Diese Krankheitserscheinungen schienen mir für Belladonna geeignet zu seyn. Eine Gabe derselben war hinreichend, diese Uebel hinweg zu nehmen; sie befindet sich bis auf den heutigen Tag gesund.

V.

Frau D., etliche 50 Jahre alt, sensibler reizbarer Konstituzion, litt seit einem Vierteljahre an einer höchst verwickelten Krankheit. Ein alter und erfahrner praktischer Arzt behandelte sie auf das zweckmäßigste; da aber immer ihre Leiden dabei mehr zu- als abnahmen, so wurde ich

noch dazu gerufen. Da ich Anfangs die Ansichten meines Herrn Kollegen über die Homöopathie nicht kannte, so wagte ich es auch nicht, sogleich damit hervorzutreten, sondern rieth Mittel an, von denen ich glauben konnte, daß sie auch allopathisch Hülfe leisten könnten. Diese Arzneien wurden mit eben so wenigem Erfolg, wie schon früher geschehen war, genommen. Nachdem wir nun gemeinschaftlich noch vier Wochen die Pazientin behandelt hatten, ohne nur im Geringsten ihr eine Erleichterung verschafft zu haben, so faßte ich den Entschluß, nur erst entfernt meinen Herrn Kollegen auf die Homöopathie aufmerksam zu machen. Er willigte recht gern in diesen Versuch, und nachdem wir die Kranke acht Tage ohne Arznei gelassen hatten, um die Wirkung der bisherigen Arzneien vorübergehen zu lassen, fanden wir am 6ten Januar 1822 folgendes

Krankheitsbild.

Oeftere Anfälle von Schwindel, Flimmern und Zippern vor den Augen, besonders früh, Kopfweh, das sich durch Bücken vermehrte, als wenn etwas Schweres vorfiel, zuweilen auch Stiche im Kopfe, Unerträglichkeit des Lichts, so daß sie immer einen Schirm vor den Augen haben mußte, öfteres heftiges Zucken in den Armen und Beinen, mit heftigem Zucken und Brennen, so daß sie es oft kaum aushalten konnte, Brausen vor beiden Ohren, daß sie nur schwer hörte. Gegen Abend viele trockne Hitze mit einem schnellen härtlichen Pulse. Zuweilen Husten, wobei sie auch einige Mal viel helles und rothes Blut auswarf, öfters ein Brennen in dem Magen, Sod-

brennen; sie hatte sehr wenig Appetit, besonders hatte sie Abneigung gegen Brod, war immer verstopft. Der Schlaf unruhig, mit vielen Träumen, Drücken und Vollseyn im Unterleibe; Pressen im Mastdarme, als wenn sie zu Stuhle gehen müsse; der Urin ging beschwerlich, oft nur tropfenweise und war ganz wasserhell. Zuweilen befiel sie eine heftige Angst, gegen Morgen wurde sie von heftigen Schweißen gequält, sie war äußerst schwach, daß sie kaum allein gehen konnte. Ihre Gemüthsstimmung war traurig und niedergeschlagen.

Therapie.

Zeither war, wie bei den meisten Frauen, ihr Lieblingsgetränk Kaffee oder Thee gewesen, ich entfernte daher beide Getränke und ließ blos Kakao trinken. Die meiste Symptomenähnlichkeit von diesem Krankheitsbilde schien mir in der nux vomica zu liegen, wo sie auch diesen Tag einen Tropfen von der 10000fachen Verdünnung der Tinct. nuc. vomic. bekam. Schon nach acht Tagen hatten sich mehrere Krankheitserscheinungen vermindert, und Pazientin, so wie ich und mein Herr Kollege bekamen ein großes Vertrauen zu unserer neuen Kur. Die Besserung machte immer Fortschritte, ob zwar sehr langsam. Seit dem 19ten machte die Besserung einen Stillstand. Viele Krankheitsgefühle hatten sich zwar ganz verwischt, allein mehrere waren doch noch vorhanden, jedoch alle schwächer. Ich hielt es daher für nöthig, den 22sten noch eine Gabe zu reichen. Den 27sten fing die Besserung gleichsam von neuem an, so daß den 31. Jan. die gute Frau fast als gesund anzusehen war; doch fehlte

es immer noch an Appetit, auch wollten die Schweiße noch nicht ganz nachlassen, und die Kräfte sich nicht wieder finden. Ich glaubte mich daher berechtigt, ihr noch einen Tropfen von der 10000fachen Verdünnung der Tinct. Chinae zu geben. Nach Verlauf von vierzehn Tagen bis drei Wochen war nun die gefährlich gewesene Kranke als eine vollkommen Gesunde zu betrachten, und auch diese befindet sich seit einem Jahre ganz wohl.

VI.

Christine Müllerin, eine Bauersfrau, 26 Jahre alt, von starkem robusten Körperbau, hatte zweimal geboren und war jetzt zum dritten Mal in der sechzehnten Woche schwanger, und hatte sich höchst wahrscheinlich früh, als sie aus dem Bette mit bloßen Füßen in den Garten gegangen war, erkältet, worauf sich gegen 10 Uhr den 16. Sept folgende Krankheitssymptome eingestellt hatten: Schwere der Glieder, öfteres Gähnen, Kälte des ganzen Körpers, innerlicher Frost, ungeheure Unruhe, konvulsivisches, einzelnes Zucken der Glieder, heftige wehenartige Schmerzen im Kreuze, die sich nach dem Unterleibe und von da nach den Geburtstheilen zu zogen, auch war ein etwas blutiger Abgang aus den Geburtstheilen erfolgt. Was ließ sich hier wohl anders erwarten, als daß ein Abortus erfolgen würde?

Ich empfahl die strengste Ruhe, untersagte alle warme erhitzende Getränke, und gab von der 10000fachen Verdünnung der Tinct. Chamomil. einen Tropfen, mit sacch. lactis vermischt. Noch nie habe ich von einem Arzneimittel so schnelle Hülfe gesehen, als von diesem.

Schon gegen Abend hatte der Blutabgang nachgelassen, und die wehenartigen Schmerzen hatten sie fast ganz verlassen. Den 17ten, wenn sie aufstehen wollte, stellten sich wieder einige Schmerzen ein, ich empfahl daher nur die strengste Ruhe. Dieses ereignete sich auch den 18ten. Ich gab daher, da sich diese Zufälle nicht ganz geben wollten, heute die nämliche Dosis. Den 20sten hatten sie alle Zufälle verlassen, sie verrichtet ihre Wirthschaftsgeschäfte und die Schwangerschaft verlief ganz normal. Noch könnte ich einige ähnliche glückliche Erfahrungen von der Chamille mittheilen, die ich aber, wenn ich Zeit und Muse habe, zu einer andern Zeit in diesem Archiv mittheilen werde.

Homöopathische Heilungen,

dargestellt

von

Dr. M. Zinkhan,

ausübendem Arzt in Schlüchtern in der Provinz Hanau.

I.

Von den ersten Tagen des Juni 1822 bis Ende Sept. zeigte sich hier und in der Umgegend eine Krankheit, die ihren Krankheitserscheinungen nach, Cholera, Gallenruhr, benannt werden kann. Neun und dreißig Leidende dieser Art, beiderlei Geschlechts und von verschiedenem Alter — vom frühen Kindesalter bis zu einer Kranken von neun und sechzig Jahren — behandelte ich nach der homöopathischen Heilart. Bei der Mehrzahl der Kranken wurde erst bei einem hohen Grade des Uebels Hülfe gesucht; bei einigen waren schon Convulsionen eingetreten. Aus vielfältigen Beobachtungen ergab sich nachstehendes

Krankheitsbild.

Mit einem gelinden Frostschauer, der sich in manchen Fällen bis zum Schüttelfrost verstärkte, kalten Extremitä-

ten und Gesicht, fing die Krankheit an. In vielen Fällen ging diesem Froste eine mehrstündige Unbehaglichkeit, Dehnen der Glieder und Schlafheitsgefühl voraus; in andern Fällen erschien aber der Frost plötzlich, und schien in den Eingeweiden des Unterleibes, vorzüglich dem Magen, seinen Anfang zu nehmen. Nach 2 bis 5 stündigem Frösteln, oder Schüttelfroste, stellte sich über den ganzen Körper Hitze ein, und vorzüglich wurde dieselbe von dem Kranken im Unterleibe gefühlt. Die Zunge wurde gelblich belegt, etwas trocken; ein Drücken in der Magengegend war ein Vorläufer des bald erscheinenden, mit der größten Anstrengung erfolgenden Erbrechens, bei welchem über den ganzen Körper Schweiß ausbrach. Die Hitze wurde heftiger, die Zunge schmutziggelb, trockner, der Athem übelriechend. Das Erbrechen wiederholte gewöhnlich alle $\frac{1}{4}$ - $\frac{1}{2}$ - $\frac{3}{4}$ bis 1 Stunde. — Großer Durst stellte sich ein; genossene Getränke, und wenn dieselben von der mildesten Art waren, z. B. Wasser, Milch, Gerstenschleim, wurden sogleich wieder weggebrochen. Eine bis 3 Stunden nach dem ersten Erbrechen, stellte sich ein heftiger Durchfall ein, welcher dann gewöhnlich mit dem Erbrechen gleiche Zeit hielt. Das durch Erbrechen ausgeleerte war gelbe, dünne Galle; später galliges, grünes Wasser, von sehr bitter saurem Geschmack und scharfem Geruche; auf der größten Höhe der Krankheit erschien trocknes Würgen. Das durch den After ausgeleerte wurde auch bald galligt, dann schleimig mit weißen Flocken, zuweilen etwas Blut; zuletzt trockner höchst schmerzhafter Zwang. Der Athem wurde schnell, kurz; der Urin vermindert, dunkelgelb. Die Schmerzen im Unterleibe wurden sehr heftig, der anfangs

welche Leib zusammengezogen. Die Kräfte sanken bald sehr tief, starke Schweiße stellten sich ein, und in einzelnen Fällen zeigten sich Krämpfe über den ganzen Körper.

Therapie.

Die Aehnlichkeit obiger Krankheitserscheinungen mit den Arzneisymptomen der Ipecacuanha bestimmten mich, dieses Arzneimittel anzuwenden. Es wurden aller 3 bis 4 Stunden — da die Wirkung dieses Heilmittels von kurzer Dauer ist — $\frac{1}{18}$ bis $\frac{1}{10}$ eines Grans, innigst mit etwas Zucker verrieben, in wenig Wasser eingegeben. Andere Arzneien, weder innere noch äußere, wurden nicht angewendet. Zum Getränk diente reines nicht kaltes Wasser, oder Wasser mit Milch.

Resultat.

In den meisten Fällen zeigte sich $\frac{1}{2}$ bis 1 Stunde nach der ersten Gabe schon auffallende Minderung der dringendsten Zufälle, und in vielen Fällen bedurfte es nur zwei solcher Gaben, in den schlimmsten vier bis sechs derselben, um die Krankheit völlig zu entfernen. In einigen Fällen mit Convulsionen, zeigten sich dieselben nach der ersten Gabe nicht wieder. Einer Nachkur z. B. gegen zurückgebliebenen Durchfall u. s. w. bedurfte es nie; eine rein nährende Diät stellte die Kräfte bald wieder her. —

In Fällen die sich selbst überlaßen blieben oder mit mancherlei Hausmitteln behandelt wurden, ist oft der Tod erfolgt, oder sie sind in lang dauernde Durchfälle übergegangen. Andere Kranke welche allopathisch behandelt wur-

den, besserten sich nur sehr langsam, verschlimmerten sich leicht wieder und erholten sich nur sehr schwer.

II.

S. in B. ein 42 Jahre alter Mann, verlangte am 8ten April 1818 ärztliche Hülfe von mir. Vor 22 oder 23 Jahren war derselbe von einem Tripper und venerischen Geschwür an der Eichel durch einen Militärchirurgen mit innern und äußerlichen Arzneien behandelt und ziemlich schnell befreit worden, hatte aber kurz hernach Beschwerden am Hals gespürt. Diese Halsbeschwerden wurden nach und nach stärker, zuweilen wieder etwas gelinder. — Der Kranke gebrauchte von Zeit zu Zeit gegen dieses Uebel Arzneien, doch ohne guten Erfolg; die Stimme nahm immer mehr den Nasenton an, der Hals wurde schlimmer. Seit den letzten zwei Jahren war, unter Gebrauch von Arzneien, nach und nach der schlimme Zustand erschienen, in welchem sich derselbe in diesem Augenblicke befand, und der sich in dem folgenden treu gezeichneten

Krankheitsbilde

ausspricht. Große Magerkeit, eingefallnes gelbliches Gesicht, matter Blick; beengter Athem; öfterer kurzer, zuweilen trockner, zuweilen feuchter Husten; kleiner schneller Puls; gestörte Verdauung, schlechte Eßlust, abwechselnd Durchfall oder Verstopfung. Des Nachts stellte sich ermattender Schweiß ein. Die Stimme war sehr undeutlich, ganz im Nasenton. Wenn flüßige Speisen genossen wurden, drang ein Theil derselben wieder zur Nase heraus. — Aus der Nase floß eine stinkende Jauche. Der

Athem war sehr übelriechend, und bei der Untersuchung des Innern des Mundes zeigten sich mehrere den Gaumen durchbohrende Geschwüre von bläulicher Farbe; die Mandeln waren geschwollen und von Geschwüren zerfressen. Eins dieser Gaumen-Geschwüre hatte den knöchernen Gaumen durchbohrt; durch die Nase waren schon einige kleine Knochentheilchen, mit der Jauche ausgeflossen. — Das Gehör war sehr stumpf; aus beiden Ohren floß eine heftig stinkende Flüssigkeit — Sausen und Ohrenklingen wechselten mit heftigen bohrenden Schmerzen im Innern der Ohren ab. Oben auf dem beharten Theile des Kopfes war eine schmerzende Beinhautgeschwulst von der Größe eines Laubthalers; ein juckender Ausschlag als Knötchen zeigten sich in den Kopfhaaren und auf der Stirn. — An dem einen Vorderarm und einen Schienbeine waren eben solche schmerzende festaufsitzende Beinhautgeschwülste. Reißende Schmerzen in allen Knochen der Extremitäten verscheuchten den Schlaf. — Die Geschlechtstheile waren ohne örtliche Krankheit, doch welk und schlaff. — Der Kranke war höchst niedergeschlagen und verzweifelte in seinem Zustande an Rettung.

Therapie.

Die Behandlung wurde nach der gewöhnlichen Heilmethode begonnen. Eine früher stattgehabte Ansteckung durch venerisches Gift war ohne Zweifel; daß Quecksilber Mittel schon früher gebraucht worden, war höchst wahrscheinlich. Ich verordnete dem Kranken eine nährende Diät und ließ Pillen aus Extr. Dulcamar., Card. bened., Pulv. Rad. Calami aromatic. in starken Gaben

nehmen. Zum Ausgurgeln des Mundes und Bestreichen der Gaumen-Geschwüre wurde Honigwasser mit Elixir. acid. Haller. und Tinct Myrrhae gebraucht; — in den Nacken wurde ein Blasenpflaster gelegt. — Vom 8ten April bis 4ten Mai war keine Besserung erfolgt; die allgemeine Schwäche wurde immer größer. Mit den bisherigen Mitteln wurde nun eingehalten, und von der Auflösung eines Grans Aetzsublimat in acht Unzen Wasser täglich zweimal ein Eßlöffel voll genommen, zugleich wurde zu andern Stunden zweimal täglich eine Mischung von Tinctura Guajac. valatil. und Laud. liq. S. gebraucht. Da, ohngeachtet der guten Diät, der Durchfall sich bald vermehrte, so wurde der Sublimat weggelassen und statt dessen zweimal täglich ein halber Gran Calomel gereicht. Als sich auch hierauf nichts besserte, so wurde dem Calomel $\frac{1}{4}$ Gran Spießglanzschwefel hinzugefügt und eine dünne Sublimatauflösung zum Gurgeln verordnet. — Nach 10 Tagen waren die Zufälle nicht gemindert; im Gegentheil verschlimmert. Daß das Quecksilber hier keine Heilung bewirken konnte, war nun sehr deutlich; es wurden daher Pillen aus Schwefel, Guajak und Opium verordnet und bis den 1sten Juni damit fortgefahren. Da aber auch nun keine Besserung sich zeigte, die örtlichen Uebel sich sehr verschlimmerten, wurden diese Mittel weggelassen, und zum äußerlichen Gebrauche eine Auflösung des China- und Myrrhenextrakts in Kamillenwasser, innerlich 8 Gran Schierlingsextrakt, in 8 Unzen starken Kalmusaufguß gelöst, mit 2 Drachmen Tinct. aromatic. und einer halben Unze Honig gemischt, verordnet, und täglich sechsmal ein Eßlöffel voll davon eingenommen. — Auch

hierauf hatte sich nach 14 Tagen nichts gebessert, und es wurde nun noch zum innerlichen Gebrauche die China beigegeben; der Durchfall wurde aber immer stärker *).

In diesem bedenklichen Zustande, da die Quecksilbermittel das Uebel offenbar verschlimmert hatten, und die gegen Quecksilberkrankheit gerühmten Mittel sich ganz und gar unwirksam zeigten, entschloß ich mich gegen dieses furchtbare Uebel das ihm homöopathisch angemessene Gold zu versuchen, (s. Hahnemanns Arzneimittellehre 4. B.) es wurde daher 1 Gran reines Blattgold nach Hahnemanns Vorschrift mit 100 Gran Milchzucker sorgfältig abgerieben und 10 Gran dieses Präparats mit 2 Drachmen Zucker gemischt und in 8 Theile getheilt. Nachdem der Kranke vier Tage lang keine Arznei genommen und die Zufälle sich immer mehr verschlimmert hatten, ließ ich ihm täglich zweimal eine solche Gabe Gold in etwas Milch nehmen.

Resultat.

Nach 4 Tagen sah ich den Kranken wieder, und welche Verwandlung nahm ich wahr! das allgemeine Befinden

*) Wenn auch diese Darstellung der bisherigen Behandlung dieses Uebels zu nichts weiter dienen sollte, als die so stolze Allopathie zu überzeugen, daß in diesem Falle alles, was sie in dergleichen Fällen zu thun vorschreibt, vollen Maaßes gethan worden sei und sie zu heilsamen Vergleichungen dieses Verfahrens mit dem später befolgten, welches von dem günstigsten Erfolge begleitet war, aufzufordern, so ist sie schon darum nicht ohne Nutzen, und verdient ihre Stelle in diesen Blättern.

Anmerk. d. Redakt.



war bei weitem besser: Eßlust hatte sich wieder eingestellt, die Verdauung war viel normaler, die Nachtschweiße gering, die Kräfte gehoben. Die Geschwüre im Hals hatten ein gutes, reines Ansehen und waren in voller Heilung begriffen; der Ausfluß aus Nase und Ohren milder; alles Schmerzgefühl verringert, und die größte Hoffnung belebte den sonst verzweifelnden Kranken. Ich ließ die Goldpülverchen fortbrauchen *) und fand nach sechs Tagen die Heilung des Kranken um vieles vorgerückt, die Geschwüre hatten sich außerordentlich verkleinert. Es wurden nun 2 Gran des oben erwähnten Goldpulvers mit 2 Drachmen Zucker innigst verrieben und in 6 Theile getheilt und alle 6 Tage ein solches Pulver eingenommen, wobei ich die Freude hatte, den Kranken binnen 3 Wochen völlig hergestellt zu sehen. —

Nach 3 Jahren sah ich diesen Mann wieder; er befand sich noch wohl und munter, keine Spur des Uebels war zurückgeblieben. — Zur völligen Besiegung dieses Uebels war also nur $\frac{1}{2}$ Gran reines Gold nöthig gewesen.

*) Wär gar nicht nöthig gewesen, da bei der äußerst langen Wirkungsdauer des Goldes eine oder einige viel kleinere Gaben, als hier gereicht wurden, alles ausrichten, was Gold überhaupt auszurichten vermag.

Anmerk. d. Redakt.

Homöopathische Heilungen,

von

Dr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

III.

Kl....., ein Mann in den besten Jahren, robuster Konstituzion, war seit längerer Zeit sehr geneigt zu einer Art Augenentzündung. Von Zeit zu Zeit litt er an diesem Uebel, das, nach dem Grade seiner Heftigkeit, einen längeren oder kürzeren Verlauf hielt und dann von selbst allmählig einem unvollkommenen Gesundheitszustande Platz zu machen pflegte. Im August 1820 empfand er ein heftiges Drücken im linken Auge, das er Anfangs, gleichsam gewöhnt an einen fortwährend mehr oder weniger abnormen Zustand seiner Augen, wenig achtete, nach mehreren Tagen aber, bei stufenweiser Verschlimmerung desselben, doch für wichtig genug hielt, um mit einem Arzte darüber zu sprechen. Bei genauerer Untersuchung zeigte sich das linke Auge oberflächlich entzündet, und mit einem nicht unbedeutenden Hornhautgeschwüre bedeckt. Dieses letztere ward, nachdem man die Entzün-

dung durch äußere Mittel ziemlich gehoben hatte, längere Zeit, täglich mehrmals, mit Opiumtinktur betupft und begann auf diese Weise langsam zu vernarben. Jetzt entstand nach einer Erkältung plötzlich eine so heftige Entzündung dieses, in scheinbarer Genesung begriffenen Auges, wie sie der Kranke nie zuvor erlitten hatte. Es wurden deshalb sogleich möglichst nahe an das leidende Organ Blutigel gesetzt, die auch fast augenblicklich die obwaltenden heftigen Schmerzen mäßigten. Hierauf ließ man die graue Quecksilbersalbe um das Auge herum früh und abends einreiben, wendete die gewöhnlichen Fomentationen an und verordnete für die innere Behandlung Abführmittel, deren Hauptbestandtheil Kalomel war. Allein, so sorgsam auch alle diese Maaßregeln befolgt wurden, so wollten sie doch nicht die beabsichtigte Genesung herbeiführen; vielmehr blieb die Entzündung unverrückt stehen, und selbst die Schmerzen, welche durch die örtliche Blutentziehung nur momentan gemäßiget worden waren, hatten ihre ursprüngliche Heftigkeit wieder erreicht.

Bei diesen mißlichen Umständen äußerte der handelnde Arzt, welcher, mit dem homöopathischen Systeme nicht unbekannt, dennoch aus Besorgniß, Schaden zu verursachen, nie eine Kur im Geiste desselben bei akuten Krankheiten zu unternehmen gewagt hatte, gegen mich den Wunsch, ein Heilmittel zu kennen, daß dem vorliegenden Augenübel vollkommen homöopathisch entspräche, und, ohne irgend einen Nachtheil zu bringen, schnelle Heilung herbeizuführen vermöchte. Auf meine Bitte führte er mich zu dem Kranken; wir untersuchten gemeinschaftlich noch-

mals auf das Genaueste seinen ganzen Zustand und fanden nachstehendes

Krankheitsbild.

Das ganze linke Auge scheint größer geworden zu seyn, und seine Bedeckungen sind außerordentlich angeschwollen. Die Albuginea ist blutroth von strotzenden Gefäßen. Die Cornea erscheint getrübt, wie mit feinem Staube bedeckt, und das vor einiger Zeit fast vernarbte Geschwür auf derselben ist wieder in voller Eiterung begriffen und bedeutend tiefer und breiter geworden. Zugleich kann das Auge kein Licht vertragen. Fortwährend quälen den Kranken im ganzen Umfange der Augenhöhle sehr arge drückende Schmerzen, die bei Bewegung der Augenlieder und vorzüglich, wenn er sich dem Sonnenlichte (selbst bei verschlossenen Augenliedern) aussetzt, auf das Fürchterlichste erhöhet werden und ihn fast zur Verzweiflung treiben. Dann nimmt der Schmerz zugleich den ganzen Kopf ein und raubt dem Leidenden alle Ruhe und Besinnung.

Therapie.

Dieser Art von Augenentzündung mit allen ihren Eigenthümlichkeiten entsprach als homöopathisches Mittel am meisten der Schwefel, dessen Erstwirkungen, mit jenen zusammengehalten, ein auffallend ähnliches Leiden darstellten (vergl. R. AMLehre von S. Hahnemann, 4r Bd.), und darum ward er in diesem Falle mit Recht als spezifisch erkannt. Die bisherige Behandlung war seit dem gestrigen Morgen gänzlich ausgesetzt worden, und wenn

gleich zu wünschen gewesen wäre, daß man den Kranken noch länger ohne Arznei hätte lassen dürfen, um dem homöopathischen Heilverfahren ein ganz reines, von jedem störenden Einflusse früher in Gebrauch gezogener Medikamente freies Feld zu verschaffen, so konnten doch die Anstalten zur schleunigsten Hülfe nicht füglich weiter hinausgeschoben werden, ohne den Leidenden der ohnedies drohenden Gefahr, einen der edelsten Sinne unwiederbringlich zu verlieren, noch näher zu bringen. Wir gaben ihm daher ohne Zeitverlust am 29. August gegen Abend eine Arzneidosis, welche $\frac{1}{10000}$ eines Grans reinen Schwefels enthielt.

Resultat.

Der Erfolg war über alle Erwartung günstig. Schon am frühen Morgen des folgenden Tages sahen wir unseren Kranken wieder, fanden aber zu unserm Erstaunen keine Spur der früheren Entzündung mehr. Er hatte sich zur gewöhnlichen Zeit schlafen gelegt, und nicht ein einziges Mal die ganze Nacht hindurch war seine Ruhe unterbrochen worden, während die vorhergehenden Nächte meist schlaflos und unter peinlichen Schmerzen zugebracht worden waren. Er erwachte endlich mit dem neuen Tage heiter, gestärkt und erquickt, wundert sich, daß von den gestrigen Schmerzen auch nicht die leiseste Empfindung ihm geblieben ist, und traut kaum seiner eigenen Wahrnehmung, als er sich im Spiegel besieht und das vorher kranke Auge dem gesunden völlig ähnlich findet. Wie durch ein Wunder sieht und fühlt er sich vollkommen genesen. Nur die einzige Anwesenheit des Hornhautgeschwüres verrieth noch den vorausgegangenen Krankheitszustand,

aber selbst dieses hatte bereits eine gutartigere Beschaffenheit angenommen und vernarbte hierauf von selbst in wenigen Tagen. Mit dieser letzten Augenentzündung verschwand zugleich alle frühere Neigung zu dieser Krankheitsart. Der Genesene erfreut sich noch heute der vollkommensten Gesundheit, ohne je wieder eine Andeutung der ehemaligen, so häufig ihn heimsuchenden Augenleiden verspürt zu haben.

So wirksam erwies sich ein ungemein kleiner Theil des, hier homöopathischen Schwefels gegen ein wahrhaft gefahrdrohendes körperliches Leiden, das hartnäckig den großen, im Geiste der Allopathie angewendeten Arzneigaben Trotz geboten hatte; so schnell — in wenigen Stunden — vertilgte er jede Spur eines Uebels, das, auf allopathischem Wege bezwungen, nur langsam sich zu entfernen pflegt. — Oder mögte man auch hier allen Erfolg der Naturheilkraft zuschreiben? — Dann muß man wenigstens gestehen, daß die Natur dem homöopathischen Verfahren günstiger zu seyn scheint, als dem allopathischen, indem ihre wirksame Dazwischenkunft sich — wunderbar genug, wie ein deus ex machina — fast immer nur nach der Anwendung eines homöopathisch gewählten Mittels ereignet. Und dieß ist, dünkt mich, Grund genug, die homöopathische Heilart, wären auch ihre kleinen Arzneigaben sämmtlich, im Sinne ihrer Gegner, für nichts zu achten, jeder anderen vorzuziehen. —

IV.

H......., ein Mann von etwa 50 Jahren, nicht eben robustem Körperbau, heiteren, lebhaften Tempera-

mentes, erkitt, ungeachtet er sehr naturgemäß lebte und sich täglich Bewegung in freier Luft machte, zu Anfange des Jahrs 1821 eine eigenartige Krankheit der Harnwerkzeuge. Längere Zeit schenkte er diesem Uebel wenig Aufmerksamkeit, weil er sich mit der Hoffnung schmeichelte, es werde, wie so manches leichte Gebrechen, von selbst wieder verschwinden; allein, als mehrere Monate darüber vergiengen und sein krankhafter Zustand sich allmählig mehr und mehr verstärkte, ward er in dem Grade ängstlich, als er vorher gleichgültig gewesen war. Um diese Zeit, im April des genannten Jahres, wendete er sich, Hülfe suchend, an mich und seine umständliche schriftliche Erzählung ergab dann folgendes

Krankheitsbild.

Am Tage muß er weit öfter harnen, als ehedem in gesundem Zustande; er hat fast beständig Harndrang: gleichwohl geht sehr wenig Urin und dieses Wenige äußerst schwer, nur mit starkem Pressen und oft bloß tropfenweise, mit Brennen in der Harnröhre, fort. — In der Nacht steht er zwar selten zum Harnen auf, bemerkt aber fast immer nach dem Erwachen, daß ihm unwillkührlich einiger Urin entgangen ist.

Therapie.

Diese Art von Strangurie, wie sie sich in vorliegenden Symptomen aussprach, schien sich unter den Erstwirkungen mehrerer wohlgeprüften Arzneimittel in Aehnlichkeit wieder zu finden; ich wählte aber unter allen die Belladonne (vergl. R. Arzneimittellehre v. S. Hah-

nemann, 1 Thl.) am liebsten wegen ihrer langdauernden Wirkung, da von einem, kürzere Zeit wirkenden Mittel in einem so chronischen Leiden, wie das vorhandene, weniger zu erwarten war. Der Kranke erhielt auch eine ziemlich starke Arzneigabe, weil sein Organismus noch stark und kräftig war, nämlich einen Tropfen, welcher ein Milliontel eines Tropfens der, vorschriftsmäßig bereiteten, Belladonnentinktur enthielt. An seiner Lebensweise war, wie gesagt, nichts auszusetzen.

Resultat.

Nach 14 Tagen erhielt ich wieder Nachricht von dem Leidenden; allein sie entsprach durchaus nicht meinen Erwartungen, denn es hatte sich im Mindesten nicht mit ihm gebessert — das ganze Uebel mit allen seinen Eigenthümlichkeiten war noch dasselbe. In der Vermuthung, daß ich unter den entsprechenden Medikamenten doch vielleicht nicht das zunächst passende gewählt haben mögte, verglich ich die Erscheinungen der Krankheit nochmals genau mit den Erstwirkungen der bekannten Arzneistoffe und fand so Pulsatille und Bilsenkraut (vergl. R. Arzneimittellehre v. S. Hahnemann, 2. u. 4. Thl.) am entsprechendsten. Der Kranke erhielt demnach zuerst ein Milliontel eines Tropfens der Pulsatillentinktur und 10 Tage später ein Billiontel eines Tropfens der Bilsenkrauttinktur. Allein auch von diesen Mitteln behauptete er nach Verfluß ihrer Wirkungsdauer keinen Erfolg gespürt zu haben. Auch die Stephanskörner, welche ich, im Vertrauen auf die Aehnlichkeit ihrer Erstwirkungen mit dem hartnäckigen Harnleiden (vergl. R. Arzneimittellehre, 5. Thl.) jetzt noch

in Gebrauch zog und wovon ich ihm eine Arzneigabe reichte, welche ein Milliontel eines Tropfens ihrer, mit Weingeist bereiteten Tinktur enthielt, führten mich dem Ziele um keinen Schritt näher. Mittlerweile war der Leidende um so ängstlicher und ungeduldiger geworden, da sein Uebel, statt abzunehmen, sich merklich verschlimmert hatte. Mir selbst war dieser Hergang räthselhaft, und da ich fest überzeugt war, daß mein Kranker nichts Diätwidriges in den Gang der Kur gemischt hatte, indem er, selbst mit dem Wesen der homöopathischen Heilkunst vertraut, die Nothwendigkeit einer strengen Befolgung meiner Vorschriften einsah, so konnte nur die einzige Möglichkeit einer, im Verborgenen fortwaltenden Unterhaltungsursache, oder einer mangelhaften Beschreibung aller Eigenthümlichkeiten des Krankheitsfalles noch einige Hoffnung zur Erlangung des fehlenden Aufschlusses ertheilen. Ich lud daher den Verzagenden, welcher in einiger Entfernung von meinem Wohnorte lebte, zu mir ein, um ein genaues Krankenexamen mit ihm anzustellen, und diese Maßregel hatte dann auch einen über Erwarten günstigen Erfolg. Zwar ließ sich eine Ursache, die das Uebel unterhalten haben konnte, auf keine Weise entdecken, allein meine eifrigen und genauen Nachforschungen lieferten, ganz verschieden von seinen schriftlichen Erklärungen, ein neues, eigenthümliches

Krankheitsbild.

Am Tage sehr häufiger Harndrang; fast alle halbe Stunden treibt es ihn, die Blase zu entleeren. In dem ersten Augenblicke entgehen ihm einige Tropfen unwillkührlich und will er dann — bei fortwährendem Drange —

mehr Urin lassen; so preßt er eine Zeit lang vergebens, dann geht derselbe unter mitwirkender Anstrengung der Bauchmuskeln nur in einzelnen Tropfen und (in dem Augenblicke, wo die Bauchmuskeln mitwirken) schubweise fort. Dabei fühlt er es gar nicht recht eigentlich, wenn der Urin durch die Harnröhre hervordringt, gleichsam, als wäre diese unempfindlich, und überhaupt fühlt er keinen Schmerz beim Harnen, vielmehr deuchtet es ihn, als wären die Harnwerkzeuge unthätig und empfindungslos. Ueber dem Bemühen, das Wasser abzuschlagen, vergehen oft 10 Minuten und es ist dann doch nur eine kleine Quantität, die er gelassen hat. — Etwas leichter, bisweilen sogar in einem ganz dünnen, langsamen Strahle, den er aber auch kaum in der Harnröhre fühlt, geht der Urin dann von ihm ab, wenn er in einer halbsitzenden Stellung mit angezogenen Schenkeln ihn zu lassen versucht.

In der Nacht entgeht ihm der Urin unwillkührlich, wie er jedesmal nach dem Erwachen bemerkt.

Seit er mit diesem Uebel behaftet ist, hat sich der ehemalige Schnupfen, an welchem er fortwährend litt, gänzlich verloren.

Seine Eßlust ist geringer, als sonst, ob er gleich keinen fremdartigen Geschmack von den Speisen empfindet und übrigens in seinem Befinden nichts verändert ist.

Seine vorige Heiterkeit hat merklich abgenommen; er ist zaghaft, niedergeschlagen, bedenklich.

Therapie.

Wenn das frühere Krankheitsbild, welches aus der eigenen Relazion des Kranken geschöpft war, auf einen

Zustand abnorm erhöheter Reizbarkeit (im Wechsel mit dem gegentheiligen Zustande krankhaft verminderter Reizbarkeit, der sich nur des Nachts offenbarte) schließen ließ, so ging aus der, später von mir selbst gefundenen Krankheitszeichengruppe gerade das Gegentheil — eine eigenthümliche lähmungsartige Unthätigkeit der Harnwerkzeuge hervor. Es ward nun begreiflich, warum alle früher angewendeten Heilmittel nicht geholfen hatten. Sie konnten nicht helfen, weil sie zu dem Krankheitsfalle in enantiopathischer (gegentheiliger) Heilbeziehung standen, konnten nicht einmal eine merkliche momentane Erleichterung verschaffen, weil sie dazu in zu geringer Gabe gereicht worden waren. In vollendetster Aehnlichkeit entsprach dem klar vorliegenden Krankheitszustande der Südpol des Magnetes (vergl. R. Arzneimittellehre v. S. Hahnemann, 2. Thl.) wie eine genaue Vergleichung seiner Erstwirkungen mit den Erscheinungen des Uebels unwiderleglich bewies. Ich ließ daher meinen Kranken ohne Verzug (am 18ten Juni) ein zehnzölliges Magnetstäbchen, wie es der Begründer der homöopathischen Heilkunst zum medizinischen Gebrauche empfiehlt (vergl. R. Arzneimittellehre, a. a. O.) 10 Minuten lang mit einer Fingerspitze berühren und ihn dann unter Aufrichtung seiner sehr gesunkenen Hoffnung nach Hause reisen.

Resultat.

Der Bericht, welchen ich nach 14 Tagen von ihm erhielt, lautete sehr erfreulich. Schon am 23. d. M. hatte sich, als Vorbote der wiederkehrenden Gesundheit, der ehe-

malige Schnupfen wieder eingefunden *); zugleich war der Harndrang seltener, der Abfluß etwas leichter und mehr Urin auf einmal gelassen worden. Diese anfangende Besserung hatte sich täglich bedeutender und auffallender gezeigt und am 28. Juni (10 Tage nach der Anwendung des Magnetes) war von dem unwillkührlichen nächtlichen Harnen nichts mehr zu spüren gewesen. Der Kranke konnte jetzt (nach 14 Tagen) den Urin ohne Anstrengung lassen, auch tröpfelte er nicht mehr beim ersten Beginnen des Harndranges von selbst ab. Die Speisen wurden mit Appetit genossen und die ehemalige gute Laune war vollständig zurückgekehrt. Nur etwas schwach und langsam war noch der Strahl des abfließenden Urins und in die Harnwege schien noch nicht das natürliche Gefühl ganz zurückgekehrt zu seyn. Ich wendete deßhalb den Magnet

*) Man beobachtet nicht selten, daß in Krankheiten, welche nach Unterdrückung gewohnter Ausleerungen, z. B. wie hier eines Schnupfens, oder chronischer Fußschweiße u. s. w. entstanden sind, und bereits oft sehr lange gedauert haben, bald nach dem Einnehmen des homöopathisch angemessenen Mittels unter schneller und dauerhafter Beseitigung der eben vorhandenen Krankheitserscheinungen, gegen welche das homöopathische Mittel gewählt und gerichtet war, zugleich auch die lange Zeit hindurch unterdrückten Ausleerungen, welche man auf allopathischem Wege oft vergebens herzustellen bemüht war, wieder hervortreten. Man würde sehr irren, wenn man dieses offenbare Verschwinden der Krankheit allein von dem gleichzeitigen eigenmächtigen Wiedererscheinen der gewohnten Ausleerung, herleiten wollte; beides ist Heilwirkung der homöopathischen Arznei, welche die gebundene oder verirrte Kraft des Organismus entfesselt und zu normaler Thätigkeit zurückführt.

Anmerk. d. Redakt.

jetzt noch einmal, aber nur 5 Minuten lang an, und hatte die Freude, die vollständigste Genesung darauf erfolgen zu sehen.

Bei Erzählung dieser Heilungsgeschichte bin ich mit Fleiß etwas umständlich und weitläufig gewesen, um denjenigen zu willfahren, welche es den Mitarbeitern am Archive f. d. hom. Heilk. zum Vorwurfe angerechnet, daß sie nur gelungene homöopathische Heilungen erzählen, und den Wunsch geäußert haben, man mögte auch mißlungene Versuche, auf homöopathischem Wege Krankheiten zu heilen, öffentlich bekannt machen. Die hier vorgetragene Heilungsgeschichte stellt zugleich einen Fall anfangs mißlungener homöopathischer Heilung dar, legt aber auch die Ursachen dieses Herganges so deutlich vor Augen, daß daraus unmöglich ein Zweifel an der Allgemeingültigkeit des obersten homöopathischen Heilgesetzes erwachsen kann. Ich bin auch für mich überzeugt, daß dieser Allgemeingültigkeit überhaupt durch keinen Fall mißlungener homöopathischer Heilung irgend ein Eintrag geschehen könne, und wenn ich gleich gern zugebe, daß nicht immer gerade die, in der eben erzählten Heilungsgeschichte obwaltende, Veranlassung zum Mißlingen der Heilung durchgängig als Hinderniß eines günstigen Erfolges gelten möge, so wird doch gewiß Niemand in Abrede stellen, daß die Aussagen der Kranken, vorzüglich derer aus der ungebildeten Klasse, oft im höchsten Grade unzuverlässig (selbst schon für den allopathischen Arzt, wie viel mehr nicht für den homöopathischen!) sind und daß es oft eine ungemein schwierig zu lösende Aufgabe für den Arzt ist, die wahre Krankheitszeichengruppe mit allen ihren feinen und feinsten Eigen-

thümlichkeiten vollständig auszumitteln, daß folglich gerade diese Umstände sehr oft wenigstens eine homöopathische Heilung verhindern können, der Unfolgsamkeit der Kranken und der absichtlichen Verhehlung angewöhnter Lieblingsthorheiten, die als unterhaltende Ursache wirken, gar nicht zu gedenken. —

V.

L.........., ein Kürschner von etwa 50 Jahren, hagerer Gestalt, hatte bereits seit vielen Jahren von Zeit zu Zeit Blut ausgeworfen, vor 4 Jahren aber einen wirklichen Blutsturz erlitten, der während einer ärztlichen Behandlung zwar gehoben worden war, aber doch eine größere Neigung zum Blutspucken zurückgelassen hatte, so, daß letzteres sich nach dieser Zeit häufiger, als ehedem, ereignete.

Endlich erlitt er einen neuen Blutsturz, der so heftig war und so oft wiederkehrte, daß sein Leben in hoher Gefahr zu schweben schien. Er vertraute sich einem Arzte in der Nähe an, verspürte aber keine Besserung seines bedenklichen Zustandes und wendete sich endlich, nachdem er 3 Wochen lang gelitten hatte, am 13ten September 1821 an mich. Was mir von den näheren Umständen seiner Krankheit mitgetheilt wurde, gab wesentlich folgendes

Krankheitsbild.

Sobald er hustet, kömmt es ihm mit Weichlichkeitsempfindung so warm aus der Brust herauf und er wirft dann eine Menge hellrothen Blutes aus, wobei er ein sehr schmerzliches Gefühl im unteren Theile der Brust über der Herzgrube hat.

Ein solcher Auswurf ereignet sich den Tag über mehrmals, oft vier bis fünfmal; setzt er aber ja einmal (was selten geschieht) einen Tag aus, so ist er den folgenden Tag desto häufiger. Bisweilen wirft er 1 Nösel voll Blut auf einmal aus.

Außer dem Auswurfe spürt er stets ein eigenes Schwächegefühl des Herzens — als wäre es in einer zitternden Bewegung, — verbunden mit einer ängstlichen Beklommenheit der Brust, und am fühlbarsten ist dieser Zustand unmittelbar nach dem Bluthusten.

Der Appetit ist ihm ganz vergangen, wiewohl er von den Speisen einen natürlichen Geschmack empfindet; genießt er aber ja etwas Weniges, so erregt es ihm heftiges Drücken in der Herzgrube.

Er klagt nicht über Hitze und Schweiß und ist mehr zum Froste geneigt.

Nur aller 2 Tage hat er harten Stuhlgang.

Er ist sehr schwach, matt und abgezehrt und verzweifelt an seinem Leben.

Therapie.

Alle Umstände zusammengenommen, schien Wurzelsumach und demnächst Porst für diesen Krankheitsfall am angemessensten zu seyn (vergl. R. Arzneimittellehre v. S. Hahnemann, 2. u. 4. Thl.) Auch schickte ich, weil der Kranke ziemlich entfernt wohnte und ich eine baldige Nachricht von ihm nicht erwarten durfte, ihm beide Mittel und zwar von jedem eine Gabe, die ein Quintilliontel eines Tropfens der konzentrirten, vorschriftsmäßig bereiteten Tinktur enthielt, jedoch mit dem Bedeuten, daß er die

erste Gabe — Wurzelsumach — sogleich, die andere — Porst — aber 8 Tage später einnehmen mögte. Aus seiner Diät ward übrigens nur der Kaffee entfernt, weil sie sonst nichts Nachtheiliges enthielt, sondern aus gesunden, reinnährenden und durstlöschenden Speisen und Getränken bestand. Bier ward ihm nur selten zu trinken erlaubt; dagegen gestattete ich ihm einen selbstbereiteten Gerstentrank, dessen er sich zeither schon bedient hatte.

Resultat.

Vierzehn Tage später, am 28. September, ward mir gemeldet, daß nach der ersten Arzneigabe noch einmal ein starker Hustenanfall mit bedeutendem Blutauswurfe, seitdem aber keiner mehr erfolgt wäre; der Kranke hätte mehr Appetit, selbst regelmäßigere Ausleerungen bekommen, fühlte sich frei von jeder Beängstigung und Beklemmung der Brust und wäre weit heiterer gestimmt. Nur über große Mattigkeit müßte er noch Klage führen.

Um auch dieser letzten Krankheitserscheinung zweckmäßig zu begegnen, schickte ich ihm ein Quatrilliontel eines Tropfens starker Chinatinktur, die nach wohlbegründeten Erfahrungen den Kraftmangel, welcher von Säfteverlust herrührt, am besten homöopathisch beseitiget, weil dieser Arzneistoff an Gesunden für sich schon eine ganz ähnliche eigenthümliche Schwäche hervorzubringen geneigt ist (vergl. R. Arzneimittellehre v. S. Hahnemann, 3. Thl.)

Der Erfolg rechtfertigte auch diese Wahl vollkommen; denn am 8. Oktober hörte ich, daß der Genesene nun auch

seine Kräfte wieder hätte und seinen Geschäften, wie ehemals, obliegen könnte.

Bis heute hat sich noch keine Spur des überstandenen Uebels wieder gezeigt, wie man mich nach eingezogenen Erkundigungen versicherte.

Homöopathische Heilungen,

von

Theodor Rückert,
ausübendem Arzte und Wundarzte in Groß-Hennersdorf
in der Ober-Lausitz.

(Fortsetzung.)

II.

M.. aus W.., ein zwölfjähriges Mädchen, früher von gesunder Körperkonstituzion und heiterm aufgeweckten Geiste, hatte nach der Aussage ihrer Aeltern und dem Ausspruch der Aerzte vor einiger Zeit eine Art nervöses Fieber überstanden und litt gegenwärtig seit zwei Wochen an krampfhaften Zufällen, wogegen bereits mehrere Mittel, doch erfolglos, angewendet worden waren. Da das Uebel mit jedem Tage schlimmer wurde, so wendeten sich die Aeltern des Kindes den 27. April 1822 an mich, und ich fand bei genauer Erforschung der Krankheit nachstehendes

Krankheitsbild.

Sie sitzt im Bette, wackelt mit dem Kopfe bald auf diese, bald auf jene Seite, sieht sich starr nach allen Seiten um, spricht verworren, undeutlich und meist von albernen Dingen (in gesunden Tagen sprach sie sehr verstän-

dig und ernst), oder verlangt auch wohl plötzlich in die Schule zu gehen. Wenn sie angeredet wird, versteht sie es und antwortet gehörig. Während sie im Bette liegt, greift sie beständig mit den Händen auf demselben umher, als ob sie etwas daselbst suche. Wenn sie nach etwas greifen will, greift sie fehl und entfernt vom Gegenstande. Alles, was ihr gesagt wird, deuchtet ihr lächerlich, und sie lacht oft lange und heftig darüber. Nachts oft trockner Husten. Bei trocknen Lippen und rother Zunge viel Durst. Stuhl und Appetit normal, bisweilen eine Art Heißhunger. Sehr unruhiger Schlaf.

Therapie.

Bei sorgfältiger Vergleichung dieses Krankheitsbildes mit den in ihren reinen Wirkungen bekannten Arzneistoffen zeigte sich das Bilsenkraut als das ihm ähnlichste, also auch am meisten geeignete Heilmittel. Unter Entfernung alles diätetisch Störenden erhielt die Kranke den 27sten Abends ein Trilliontel-Gran Bilsenkraut in Auflösung; Brodwasser, Zuckerwasser, einfache leichte Speisen wurden gestattet.

Resultat.

Bald nach dem Einnehmen obgenannter Gabe Bilsenkraut traten alle Zufälle erhöhet auf (homöopathische Verschlimmerung), was etwa eine Stunde lang dauerte; dann schlief sie ein, schlief ruhig, die Haut wurde feucht*),

*) Dieser Schweiß ist reine Heilwirkung des homöopathischen Mittels, als wodurch die vorher krankhafte Trockenheit der Haut beseitiget worden. Man würde irren, diesen Schweiß als von sich selbst entstanden, als freiwillige Krisis anzusehen.

was sonst nicht der Fall war, und befand sich am folgenden Morgen auffallend wohler, Lachen und Umhergreifen war weit gelinder. Den 29sten war ihr Zustand folgender: Schwindel, wie drehend im Kopfe; Schweiß in der Nacht, nur wenn sie sich zudeckt; mäßiger Durst; sie kann mit den Händen nicht recht zugreifen. Der früher trockne Husten ist jetzt locker, mit gelindem Auswurf. Die Sprachorgane sind wie gelähmt, sie kann, was sie sagen will, nicht recht herausbringen. Da nun die Besserung nicht nur still zu stehen schien, sondern auch neue Symptome sich dazu gesellten, so reichte ich ihr noch denselben Abend, als das nächstpassende Mittel, einen Quadrilliontel-Gran Belladonna.

Den nächsten Tag war bereits jede Spur von Krankheit verschwunden, sie konnte ganz ungehindert sprechen und zugreifen, schwitzte auch nicht mehr, die Kräfte nahmen immer mehr zu und sie ist bis diesen Tag (im Februar 1823) vollkommen gesund geblieben.

III.

Frau L... aus N..., 26 Jahr alt, war Ende November 1822 glücklich entbunden worden, und alle Wochenverrichtungen waren in der gehörigen Ordnung, als sich nach einigen, völlig gesunden Tagen mehrere krankhafte Erscheinungen zeigten, namentlich stechendes Kopfweh, Appetitlosigkeit, träger Stuhl, Schlaflosigkeit, Hitze mit Gesichtsröthe und Durst, starker Schweiß nach jeder Bewegung im Bette, große Schwäche. Sie stillte ihr Kind; die Lochien waren normal. Sie wendete sich deshalb an mich, und ein Quintilliontel-Gran Krähenaugen, welchen

sie den 7. Dez. abends bekam, beseitigte in wenig Stunden die Beschwerden, so daß sie den folgenden Tag ausgehen und ihre Geschäfte verrichten konnte. Bald darauf erkältete sie sich und bekam heftige Leibschmerzen, welche, täglich zunehmend, sie den 2. Jan. 1823 nöthigten, sich von neuem an mich zu wenden.

Krankheitsbild.

Reißen in der Stirn, es will da alles heraus. — Wenig Appetit und bitterlicher Geschmack. Heftiges Leibweh; wenn der Anfall kömmt, gehen zuerst einige Blähungen ab, dann fängt es an, heftig im Leibe zu schneiden, wie mit Messern, als sollte alles zerrissen und zertrümmert werden. — Keine Lage des Körpers verschafft ihr Ruhe oder Linderung; sie muß vor Schmerz laut schreien; sie will verzweifeln. — Zugleich mit diesem Schneiden giebt es ihr heftige Stiche in der Gegend des rechten Ovariums, welche zuletzt in ein Brennen übergehen. Genanntes Stechen ist auch öfters ohne das Schneiden vorhanden. — Zugleich mit dem Schneiden zieht es wie ein Reißen in die Beine, besonders in das rechte. — Bei den Schmerzen Frösteln; bei dem nicht harten Stuhlgange kneipend-zusammenziehender Schmerz im Mastdarme. Diese Kolikanfälle kommen des Tages einige Male, öfterer aber des Nachts, worauf sie sehr entkräftet ist.

Therapie.

Coloquinte, fähig einen sehr ähnlichen Zustand bei Gesunden zu erregen (s. reine AMLehre von S. Hahnemann, Bd. 6.), wurde aus diesem Grunde als das

hier spezifische Mittel gewählt, und die Kranke bekam den 2. Jan. nachmittags 4 Uhr, kurz nach Beendigung eines Anfalles, ein Quadrilliontel-Gran Coloquinte. Diät rein nährend; alles Störende wurde entfernt.

Resultat.

Als ich die Kranke den 4. Jan. besuchte, fand ich sie munter im Zimmer umhergehen, da sie vorher beständig liegen mußte. Sie erzählte mir, seit dem Einnehmen habe sie keinen Anfall wieder gehabt; anfangs habe sich zwar der Schmerz bisweilen gezeigt, doch sehr gelind, so daß sie ihn gar nicht geachtet habe; jetzt bemerke sie gar nicht mehr davon. — Den 9. Jan. klagte sie, es sey seit einigen Tagen folgender Zustand eingetreten: Nachts Aufstoßen wie nach faulen Eiern. — Nach dem Essen Druck in der Herzgrube. — Druck tief im Unterleibe; sie muß oft zum Harnlassen gehen. Alles übrige war völlig normal. Sie erhielt zu Beseitigung dieses Restes der Krankheit das zunächst passende Mittel — Pulsatille, — und zwar ein Trilliontel-Gran in Auflösung, worauf sich bald alle Beschwerden gänzlich verloren, so daß ich sie den 14. Jan. völlig genesen wiederfand.

Homöopathische Heilungen,

von

Dr. J. Adolph Schubert.

(Fortsetzung.)

III.

D..., die Frau eines Bürgers in R., 30 Jahr alt, kräftiger Konstituzion, munterer Gesichtsfarbe, sanguinisch-cholerischen Temperaments, wurde den 19. Nov. 1821 vormittags von einer Krankheit befallen, welche, mit jeder Stunde sich verschlimmernd, schon die nächste Nacht, die sie völlig schlaflos zubrachte, äußerst quälend und beunruhigend wurde. Am nächsten Morgen ließ sie mich zu sich rufen, und eine genaue Unt:rsuchung gab nachstehendes

Krankheitsbild.

In der Lebergegend, welche beträchtlich aufgetrieben war, empfand die Kranke spannende und heftig stechende Schmerzen, welche durch jede Inspirazion und durch Husten vermehrt wurden, keinen äußern Druck duldeten und zur Lage auf dem Rücken nöthigten. Das Athmen war

etwas erschwert, kurz und schmerzhaft. Die Magengegend that ihr schrecklich wehe, wie zerschlagen. Im rechten Schultergelenke ein Schmerz, wie verrenkt. Allgemeine Hitze. Oefters gelinder Schweiß. Der Puls war schnell, voll und etwas hart. Schlafen konnte sie gar nicht, theils vor Hitze, Unruhe und Bangigkeit, theils vor den Schmerzen. Die Hitze und Bangigkeit ließen sie auch die Bettdecke nicht dulden. Krampf in den Füßen, besonders aber in der rechten Wade. Ihr Durst war heftig, besonders des Nachts. Appetit hatte sie fast gar nicht, und nach dem Essen bekam sie gleich Drücken im Magen. Bitterer Geschmack; Aufstoßen wie nach faulen Eiern; Uebelkeit und galligtes Erbrechen. Zweimal des Tages durchfälliger Stuhl. Trüber und etwas röthlicher Urin, welcher bald einen ziegelmehlartigen Bodensatz machte. Höchst ärgerlich und zänkisch.

Therapie.

Dieser akuten Krankheit (welche die Pathologie blos mit dem Namen „Entzündung der Leber und zwar des obern gewölbten Theils derselben" zu belegen pflegt), konnte keine unter den bis jetzt geprüften Arzneien angemessener seyn, als Nux vomica, welche in einem gesunden Organismus alle oben verzeichnete Symptome ausgezeichnet hervorzubringen vermögend ist (s. r. AML. von S. Hahnemann, 1. Th). Die Kranke erhielt daher auch sogleich einen Tropfen von der dezillionfachen Verdünnung dieser Tinktur und ihre Diät wurde nach den bekannten Regeln der homöopathischen Diätetik festgesetzt.

Resultat.

Welcher ächte und nur einigermaßen schon geübte homöopathische Arzt hätte wohl hier an dem glücklichsten Erfolge des gewählten Heilmittels zweifeln können? Schon nach 12 Stunden, wo ich die Kranke wieder sah, war die Besserung auffallend. Die stechenden Schmerzen in der Lebergegend waren weniger heftig; die Uebelkeit gering; das Erbrechen hatte sich nur noch einmal, kurz nach dem Einnehmen, eingestellt *), und der Zerschlagenheitsschmerz in der Magengegend sich sehr vermindert; das Aufstoßen kam seltener und der höchst lästige Krampf in den Füßen, und besonders in der rechten Wade, war fast völlig verschwunden; die nächste Nacht quälten sie die Hitze, Unruhe und Bangigkeit weniger, und sie konnte mehrere Stunden schlafen. Den zweiten Tag, als den 20. Nov., war die Besserung noch weit deutlicher, und den 23. d. M. morgens konnte die Kranke über nichts weiter klagen, als über noch einiges Drücken im Magen nach dem Essen, und über einen stemmenden, herausdrückenden Schmerz in der Lebergegend, welche nur noch wenig aufgetrieben war. Gegen diesen Rest der Krankheit wählte ich nun ein anderes Mittel, welches ihm am besten entsprach, ich meine das schwarze Quecksilberoxydul (s. r. AML

---

*) Diese Erfahrung habe ich oft gemacht, daß auf Nux vomica, gewöhnlich höchst kurze Zeit nach genommener Gabe, selbst der schwächsten, noch einmal Erbrechen erfolgte, sobald der Kranke mit an starker Uebelkeit, Brecherlichkeit oder wohl gar Erbrechen selbst litt; nach demselben aber die Uebelkeit mit jeder Stunde sich verminderte und kein Erbrechen wiederkehrte.

v. S. Hahnemann. Th. 1. 2te Aufl.). Noch denselben Morgen reichte ich der Kranken davon $\frac{1}{10000}$ Gran und nach drei Tagen war die ganze Krankheit glücklich gehoben, bis auf einen geringen Grad von Mattigkeit, welche sich auch in wenig Tagen völlig verlor.

Auf die hier mitgetheilte Art habe ich, ohne alle Blutentziehung, Entzündung der Leber mit den sie gewöhnlich begleitenden übrigen Symptomen, welche aber auch stets die Anwendung des Krähenaugsaamens und des Quecksilbers forderten, siebenmal in der kürzesten Zeit glücklich gehoben. In einem achten Falle, bei einer höchst vollsaftigen, kraftvollen jungen Frau, welche überdies noch daran gewöhnt war, jährlich zwei- bis dreimal zur Ader zu lassen, und jetzt bei der Entzündung der Leber die heftigsten stechenden Schmerzen, starken Blutandrang nach den obern Theilen hatte, so daß sie sich vor Angst und Bangigkeit nicht zu lassen wußte, und nichts sehnlicher als eine Aderlaß wünschte, in diesem achten Falle, sage ich, schien es mir nicht unpassend, eine mäßige Blutentziehung anzuordnen. Sie verschaffte auch in der That der Kranken sogleich beträchtliche Erleichterung, und die ganze Kur wurde ebenfalls in sieben Tagen glücklich vollendet; in den ersten vier Tagen ließ ich nämlich die angezeigte Nux vomica wirken, und reichte ihr den fünften, wo sie blos noch über Drücken in der Lebergegend und einige Spannung und Vollheit in der Herzgrube klagte, den Merc. sol. Hahn., der in drei Tagen auch diese Beschwerden völlig beseitigte.

Man kann also, wie jeder nicht homöopathische Arzt aus dieser treuen und gewissenhaften Mittheilung sehen

mag, diese nicht unbedeutende Krankheit auf eine sehr einfache, sanfte und sichere Weise in kurzer Zeit heben. Einer solchen Kur folgen keine Nachwehen, keine mehrwöchentliche, durch höchst angreifende Arzneigemische und durch gewöhnlich unnöthige und übermäßige Blutentziehungen herbeigeführte Entkräftung *).

Ueberhaupt bin ich, schon durch eigene Erfahrung, fest davon überzeugt, daß Entzündungsfälle, welche eine Blutentziehung durchaus erheischen, selten vorkommen. In den allermeisten Fällen ist sie unnöthig, ja in vielen höchst nachtheilig, besonders bei schwächlichen Personen, wo man so oft traurige Folgekrankheiten davon zu beobachten Gelegenheit findet. Bei allen weniger lebenskräftigen, schwachen, nicht saftreichen Subjekten sollte sich es daher jeder Arzt zur heiligsten Pflicht machen, keine Unze des ihnen höchst nöthigen Lebenssaftes zu verschwenden, sondern jede Entzündung durch ein passendes diätetisches

*) Immer noch denke ich an folgende Behandlung einer Leberentzündung durch einen allopathischen Arzt, bei der ich das Unglück hatte, Augenzeuge zu seyn. Da nämlich nach einer zweimaligen Venäsekzion von 6 Unzen und der reichlichen Anwendung des Hydr. mur. mit. (aller 3 Stunden gr. ß.) die stechenden Schmerzen in der Lebergegend, Brecherlichkeit, Spannung und Vollheit in der Herzgrube, Kongestionen nach den obern Theilen, einige Unruhe und Bangigkeit sich noch nicht verlieren wollten, wurde noch eine Venäsekzion von 6 Unzen angeordnet und folgendes Arzneigemisch verschrieben: ℞. Hydr. mur. mit. gr. j. Sacch. alb. ℈ß. Op. pur. gr. ß. Nit. dep. gr. V. M. disp. tal. dos. no. vj. S. aller 4 Stunden ein Pulver. — Die Kranke war eine schwächliche Frau, und so konnte die Folge dieser Kur nur ein langes Krankenlager, viele Nachwehen und große Entkräftung seyn.

Verhalten und durch die geeignetsten Arzneien schnell, sanft und sicher zu beseitigen. Starke, kräftige und vollsaftige Personen beiderlei Geschlechts hingegen mögen, bei heftigen Entzündungen edler Organe, von Entziehung einiger Unzen Blut, zur gehörigen Zeit, keinen Nachtheil zu fürchten haben.

In Rochlitz und der Umgegend sind mir in den 18 Monaten, welche ich dort verlebt habe, und auch früher an andern Orten viele Entzündungsfälle vorgekommen und ich habe sie auf homöopathischem Wege immer schnell, sanft und sicher zu beseitigen die Freude gehabt.

IV.

P.., ein robuster Oekonom, 38 Jahr alt, cholerischen Temperaments, litt, nachdem er vorher viele Jahre hindurch völlig gesund gewesen war, seit 4½ Jahren an einer höchst lästigen Krankheit, gegen welche viele Aerzte verschiedene Arzneien vergebens verordnet hatten. Anfangs setzten die Paroxismen lange aus, aber in den letzten Jahren rückten sie einander näher, und in dem letzten Vierteljahre ganz nahe, so daß im ersten Monate die freie Zeit nur 14 Tage, im zweiten schon nur acht und endlich im letzten kaum drei bis vier Tage betrug. Sein Körper litt dadurch gewaltig, das Gemüth wurde ungemein deprimirt, er fürchtete das Schlimmste. In dieser schrecklichen Lage entschloß er sich, da er wohl einsahe, daß ihm seine zeitherigen Aerzte weder Hülfe, noch Linderung verschaffen konnten, noch einen homöopathischen Heilkünstler zu befragen. Es war den 12. Januar 1821, als er mich konsulirte.

Krankheitsbild.

(Anfang des Paroxysmus) Mangel an Appetit, dabei Weichlichkeit und Uebelkeit im Magen; — periodisches Drücken im Magen, welches immer mehr zunahm, je näher die Höhe des Anfalls rückte, und während derselben heftig wurde. Uebrigens erschien es oft bei leerem Magen und stets einige Zeit nach dem Genusse eines Nahrungsmittels, bei und gleich nach dem Genusse also nicht. — Leiser Schlaf; er wachte oft auf, schlief höchstens zu halben Stunden.

Dieser Zustand dauerte gewöhnlich zwei Tage. Den dritten Tag kam noch im Rücken, und zwar in den meisten Fällen auf der rechten Seite, in der Nähe der Wirbelsäule, einige Zoll unter dem Schulterblatte eine weichliche und ängstliche Empfindung mit Drücken auf dem Magen dazu. — Den vierten Tag zog sich gedachte Empfindung im Rücken weiter hinauf bis zwischen die Spitze des Schulterblattes und die Wirbelsäule, und verwandelte sich, kaum da angelangt, in einen heftig brennenden Schmerz, wie von glühenden Kohlen, den die leiseste Berührung noch vermehrte und der nur durch einige Bewegung, durch sanftes Hin- und Herwenden des Oberkörpers und durch langsames Gehen in der Stube etwas gemildert wurde; des Nachts, besonders nach Mitternacht, ließ er freiwillig bis gegen Morgen etwas nach. Doch war der Schlaf schlecht, unruhig und oft unterbrochen; beim Einschlafen und auch im Schlafe selbst fuhr er oft zusammen; ja selbst beim Mittagsschlafe bekam er bisweilen Zuckungen. — Die ganze Gegend vom linken Hypochondrio an bis über den Magen herüber war fast gänzlich gefühllos. — Gleich

früh nach dem Aufstehen häufiges Drängen zum Stuhle; er mußte bis gegen Mittag gewöhnlich fünf- bis sieben-, und nachmittags drei- bis viermal zu Stuhle, hatte vorher Kneipen im Unterleibe, bei, besonders aber nach dem Stuhle Brennen und Wundheitsschmerz im After; die Abgänge waren anfangs gelblich und flüssig (es ging fast wie Wasser von ihm), dann aber wurden sie mehr schleimig und höchst gering. — Große Mattigkeit; Muthlosigkeit und Verdrüßlichkeit.

Dieser Zustand hielt zwei volle Tage an, also den vierten und fünften. Den sechsten ließ die Heftigkeit aller Beschwerden fast mit jeder Stunde mehr nach, und den siebenten fühlte er nur noch einige Mattigkeit.

Als erregende Ursache wußte er mir nichts weiter anzugeben, als eine Erkältung. Vor $4\frac{1}{2}$ Jahren hatte er, an einem Sommerabende, auf einem Steine vor seinem Hause gesessen, noch denselben Abend ziehende und spannende Schmerzen im Kreuze, und in den nächsten Tagen einen Anfall, wie so eben verzeichnet, nur von weit geringerer Bedeutung, bekommen.

Therapie.

Welches unter den, nach ihren reinen Wirkungen gekannten, Heilmitteln hätte wohl diesem Krankheitsfalle homöopathisch mehr entsprechen können, als der Arsenik? Er war das geeignetste Mittel, er war und mußte hier spezifisch seyn. Denn ihm ist es vorzüglich eigen, daß der eine Schmerz in den andern (oder die eine Empfindung in die andere) übergeht; Brennen ist ein Hauptsymptom vom Arsenik; einige Bewegung lindert oft die Schmerzen,

welche er erregt; der unruhige Schlaf, die Zuckungen, besonders beim Einschlafen, diese Gemüthssymptomen, diese Empfindungen im Magen, der Stuhlzwang, diese Stühle mit den Empfindungen vor, bei und nach denselben, die große Mattigkeit, kurz alle oben verzeichnete Beschwerden findet man unter den primären Wirkungen des Arseniks ausgezeichnet wieder (s. S. Hahnemanns r. AMLehre, 2r Thl. und besonders auch die Anmerkungen zu mehrern Symptomen). — An der gewohnten Diät des Kranken war nichts auszusetzen, außer dem Kaffee, welchen er auch sogleich aufgab. — Der Anfall, bei dem er mich hatte rufen lassen, war, wie jeder Leser finden wird, peinigend *) und verlangte schleunige Hülfe. Daher reichte ich ihm auch noch denselben Tag von der dezillionfachen Verdünnung eines Grans Arsenik einen kleinen Theil eines Tropfens.

Resultat.

Schon den nächsten Morgen fühlte der Kranke einige Erleichterung, welche fast stündlich zunahm; die Nacht vom 13. zum 14. Jan. schlief er sehr gut, und fühlte sich nach dem Aufstehen, einige Mattigkeit ausgenommen, völlig wohl, war also den sechsten Tag des Anfalles so weit, wie früher erst den siebenten. Erst nach ½ Jahre kehrte sein Leiden zurück, aber weit schwächer, und wurde durch eine abermalige, doch noch viel schwächere Gabe Arsenik, bis diesen Tag (Ende Februar 1823) gehoben.

*) Es war der vierte Tag, also die Höhe des Paroxysmus.

Homöopathische Heilungen,

von

Dr. Franz Hartmann.

(Fortsetzung.)

III.

U...., Schuhmacher in H., 32 Jahr alt, kräftiger Körperkonstituzion und sehr muntern und gesunden Ansehens, befand sich von früher Jugend an immer wohl, bis zum 25. November vorigen Jahres, wo ihn mit einem Male ein heftiger Schüttelfrost befiel, dem, eine Stunde andauernd, eine brennende Hitze über den ganzen Körper mit großem Durste, heftigen Kopfschmerzen und einer schwindlichten Schwere folgte, die ihn niederzuliegen nöthigte. Dieser Zustand verschlimmerte sich immer mehr, und eine den zweiten Tag schon dazu getretene rosenartige Entzündung des rechten Unterfußes zwang ihn, das Bett zu hüten. Demungeachtet warteten seine Angehörigen bei der sichtlichen Zunahme dieser Krankheit bis zum 30. Nov. — immer noch auf Selbsthülfe der Natur hoffend — wo sie sich in der Frühe meine Hülfe erbaten, und ich nach genauerer Prüfung folgendes

Krankheitsbild

fand:

Wie trunken liegt er da, erkennt keinen der Umstehenden, dreht den Kopf hin und her, spricht leise und unverständlich, und nur ein barsches Anreden bringt ihn auf einen Augenblick zur Besinnung. — Große Kraftlosigkeit des ganzen Körpers, er rutscht im Bette zusammen. — Bisweilen spricht er stärker, doch immer unverständlich, und versucht im Bette aufzustehen. — Die Backen sind sehr roth und brennend heiß, eben so die Handteller, während der übrige Körper nur natürliche Wärme hat. — Der Puls ist schnell und schwach. — Die Zunge auf ihrer Fläche schwarz, an den Rändern hochroth, und rissig. — Die Lippen ganz trocken. Seit drei Tagen Stuhlverstopfung. — Gegen Abend, wo die lichten Augenblicke öfter zurückkehren, klagt er über reißenden Kopfschmerz, Leibschneiden, Herzklopfen, Angst, daß er sich davor nicht zu lassen weiß; er verlangt oft zu trinken, macht aber nur den Mund damit naß (Scheindurst), und stößt jede Nahrung von sich zurück. Obgleich ohne Schweiß, verbreitet er einen unangenehmen fauligen Geruch um sich, der selbst den Angehörigen auffiel. — Der rechte Unterfuß war vom Kniegelenk bis an die Knöchel angeschwollen, hochroth und besonders auf der Wade mit schwärzlichen Flecken — von der Größe eines Sechsers — bedeckt, und bei der geringsten Berührung des kranken Fußes zuckte er und verzog das Gesicht.

Therapie.

So stand es mit dem Kranken, der bis hierher nur sich selbst überlassen, ohne ärztliche Hülfe, und durch Armuth genöthigt, frei von allen, auf seinen jetzigen Krank-

heitszustand nachtheilig einwirkenden Einflüssen — welche die gewöhnliche Lebensweise in reichlicher Menge darbietet — geblieben war.

Gefahrdrohend, wie dieser Zustand — was jedem erfahrnen Arzte wohl einleuchtet — war, konnte nur durch ein dem Krankheitsfalle genau angepaßtes homöopathisches Arzneimittel eine günstige Wendung des gegenwärtigen Befindens herbeigeführt werden. Daß Naturhülfe hier nichts vermochte, beweist das Fortschreiten der Krankheit in den Tagen, wo Pazient sich selbst überlassen war.

Zusammengehalten mit den Symptomen von Krähenaugen, fand ich ein treffendes Bild der hier vorhandenen Krankheit, zumal da die Angehörigen mir noch beberichteten, daß er in gesunden Tagen feurigen, hitzigen Temperamentes und zornigen Gemüths sey, was in Verbindung mit Stuhlverstopfung zu charakteristischen Eigenheiten der Nux vomica gerechnet wird. — Hinsichtlich der Diät fand ich wenig zu ändern, da er nichts zu sich nahm; statt des ihm bisher gereichten Wassers mit Cremor tartari ließ ich ihn abgekochtes Brodwasser oder Milch trinken, und gab ihm in der achten Stunde früh einen ganz kleinen Theil eines Tropfens, der ein Oktilliontel eines Grans des vorhin erwähnten Mittels enthielt. Obgleich er eine stärkere Gabe recht gut würde vertragen haben, da er von Natur eine kräftige Konstituzion hatte, und seine Lebenskräfte nicht geschwächt waren, so wagte ich es doch nicht, da ich ihm dieses Mittel zur unschicklichsten Zeit geben mußte, und dennoch erlaubte die dringende Gefahr nicht, bis abends zu warten.

Resultat.

Nach fünf Tagen sah ich den Kranken wieder und fand ihn zu seinem Vortheile verändert. Ruhig lag er im Bette und klagte über nichts weiter, als daß ihm der um die Knöchel herum noch geschwollene etwas geröthete Fuß Spannung verursache und die noch zurückgebliebene Schwäche ihn verhindere, aufzustehen. Der Kopfschmerz trat nur früh nach dem Erwachen noch auf ein Paar Stunden ein, doch war er erträglich, ohne Begleitung von Schwindel, und nahm von Tage zu Tage an Heftigkeit und Dauer ab. Die Stuhlverstopfung war schon den zweiten Tag gehoben. Die Hitze war ganz verschwunden. Der Appetit zum Essen fand sich wieder ein. Die an der Wade des kranken Fußes befindlichen blauen Flecke waren mit einer Art Schuppen bedeckt, die bei einiger Berührung sich abschilferten. Den eilften Tag nach Beginn der Kur berichtete mir seine Frau, daß er der Arbeit wieder vorstehen könne, aber wegen der noch nicht ganz verschwundenen Mattigkeit täglich ein Stündchen noch ausruhen müsse.

IV.

B., eine Frau von etlichen und 40 Jahren, schwächlicher Körperkonstituzion, die auf verschiedene Art schon gekränkelt hatte, fragte mich, venerischer Geschwüre an den Geschlechtstheilen wegen, um Rath, die ich in kurzer Zeit durch das Hahnemannische Quecksilberoxyd zu heilen gedachte; ich wendete es an nach homöopathischen Grund-

sätzen, aber ich sah die Frau nicht wieder. Erst ¾ Jahr nachher kam sie von Neuem zu mir, und gestand unverholen, daß sie von der Wirkung innerer Mittel auf diese Geschwüre sich nicht habe überzeugen können; deshalb habe sie einen andern Arzt berathen, der ihr neben innern Mitteln auch eine Salbe verordnet habe, wonach auch diese Geschwürchen bald verschwunden wären; doch habe sie seit dieser Zeit eine außerordentliche Mattigkeit befallen, die sich aber bei dem gegenwärtigen Leiden, weswegen sie mich konsulirte, wieder vermindert habe. Nachstehendes

Krankheitsbild

stellte sich mir bei genauerem Ausforschen dar.

Sie hat gar keine Luft in der Nase, die Nasenlöcher sind ihr mir einer gelblichen geschwürigen Kruste zugeklebt; wenn sie sich ausschnaubt, kommt blutiger Eiter zum Vorschein, der einen widrigen, ekelhaften Geruch verbreitet. — Die Nasenbeine, das Stirnbein und die Oberkiefer sind angeschwollen, geröthet und sie empfindet stechende Schmerzen in denselben, die in der freien Luft weniger heftig sind, als in der warmen Stube. Die Augen und Augenliedränder sind in dem innern Winkel etwas geröthet und hervorgetrieben, und sie empfindet brennende Schmerzen in denselben, die beim Lichte noch vermehrt werden. — Wenn sie den Kopf nicht warm hält, bekömmt sie Kopfweh, und es ist, als ob die Luft recht scharf durchzöge. — Früh und Abends Reißen vom rechten Knie im Oberschenkel herauf bis dicht an den Schoos, jedoch nur ruckweise. — Das Gemüth ist sehr reizbar,

schon bei dem Gedanken an ihre Krankheit weint sie. — Alle übrigen Organe und Funkzionen sind ungestört.

Therapie.

Treffend, rein und wahr, fast wörtlich, fand sich dieser Krankheitsfall unter der Symptomengruppe von Gold (s. Hahnemanns r. Arzneimittellehre 4. Bd.) wieder; ich reichte daher der Kranken $\frac{1}{10000}$ Theil eines Grans dieses Metalls, und entfernte sorgfältig alles, was nur einigermaßen die Wirkung dieser kleinen Gabe hätte stören können.

Resultat.

Belohnend war der Erfolg dieses gereichten Mittels. Den folgenden Tag berichtete mir meine Kranke, daß die stechenden Schmerzen in den Nasenbeinen, der Stirne und Oberkieferknochen sich viel gemindert hätte. Die Röthe an diesen Theilen näherte sich wieder mehr der natürlichen Fleischfarbe; der Ausfluß aus der Nase war nicht mehr blutig und weniger übelriechend — und so verschwand ein Symptom nach dem andern, bis den fünften Tag auch keine Spur von dieser Krankheit mehr zu entdecken war.

V.

F. K....., ein Mädchen von 24 Jahren, von vollem und kräftigem Körperbau und sehr nachgiebigen Temperaments, die ich vor längerer Zeit schon von einer Art Magenkrampf, der in Verbindung mit einer zu schwachen

irregulären Menstruazion die Reizbarkeit auf einen sehr hohen Punkt gestimmt hatte, vollkommen befreit hatte, ließ mich eines Morgens schnell zu sich rufen, und mehr von ihren Angehörigen, als von ihr selbst — weil ihr Leiden durch Reden noch verschlimmert wurde — erhielt ich das hier folgende

Krankheitsbild.

Früh beim Aufwachen empfindet sie sehr heftigen Kopfschmerz, der Anfangs nur die Stirne belästigt, dann aber den ganzen Kopf einnimmt, und die Empfindung erzeugt, als wäre der Kopf in Schrauben gespannt; dabei Schwindel und Schwere im Kopfe beim Aufrichten des Oberkörpers im Bette, was auch nach dem Aufstehen noch fortdauert, und durch Nachdenken und Reden verschlimmert wird. — Sehr große Mattigkeit, die sich durch Zittern und Wanken der Glieder deutlich zu erkennen giebt, mit auffallender Gesichtsblässe, die aber öfters mit Gesichtsröthe abwechselt. Empfindung von Uebelseyn und Kriebeln in der Herzgrube. — Quer über die Brust ein zusammenschnürendes Gefühl, als lägen die Kleider zu fest an, mit ungeheurer Angst und Unruhe, daß sie oft aus dem Bette aufsteht, aber der großen Schwäche und des Schwindels wegen nicht dauern kann. — Sehr große Trockenheit im Munde ohne Durst. — Abscheu und Ekel vor allen Speisen; sie hält sich die Augen zu, wenn sie essen sieht. — Oefterer bald vorübergehender Schauer über den ganzen Körper. Schwacher, oft kaum fühlbarer, langsamer Puls. — Uebrerempfindlichkeit des Gemüths; sie weint immer ohne Veranlassung.

Therapie.

Treffend ähnlich fanden sich diese Krankheitszeichen unter den Wirkungen der Pulsatille wieder, und obgleich auch mehrere Symptome unter den Wirkungen anderer Arzneien in Aehnlichkeit zugegen waren, so war doch der hier so charakteristische Gemüthszustand und die Durstlosigkeit entscheidend für jene, und die Kranke erhielt demnach früh ein Quadrilliontel eines Tropfens von genannter Arznei. Ihre Diät hatte ich nicht weiter nöthig zu ordnen, da sie diese immer noch von früher her beibehalten hatte, und weder Kaffee, noch sonst etwas Nachtheiliges wieder genossen hatte.

Resultat.

Trotz der kleinen Gabe trat doch ½ Stunde nach dem Einnehmen eine kleine Erhöhung der vorzüglichsten Beschwerden ein, die aber nur einige Minuten andauerte, worauf die Besserung eintrat, und bis Nachmittag 4 Uhr ununterbrochen vorwärts schritt. Von dieser Zeit an aber verschlimmerte sich ihr Zustand wieder einigermaßen, erreichte aber doch nicht die Heftigkeit, wie am Morgen. Die Kopfschmerzen erhöhten sich wieder, wurden aber nicht mehr durch Reden und Nachdenken gesteigert; der Schwindel und die Schwere des Kopfs traten beim Aufrichten des Körpers gar nicht mehr ein; die Beängstigung und Unruhe wurden nur mäßig erhöht, aber die Mattigkeit des ganzen Körpers war noch eben so bedeutend. Die Gereiztheit des Gemüths war ganz verschwunden, und der Appetit zum Essen stellte sich wieder ein. Das

öftere Frösteln erschien nicht mehr, und der Puls war wieder normal. Den folgenden Morgen fand ich sie außer dem Bette, ein ruhiger sanfter Schlaf hatte sie erquickt, nur die Gesichtsblässe war noch zurückgeblieben, und sie klagte noch über einige Mattigkeit, die aber den folgenden Tag bis zur völligen Genesung mehr und mehr sich verlor.

Homöopathische Heilungen,

von

Dr. W. E. Wislicenus.

(Fortsetzung.)

III.

Frau T..., 48 Jahre alt, von sehr reizbarem Körperbau und Gemüth, litt schon seit längerer Zeit an einem allgemeinen Uebelbefinden, welches sich besonders nach dem vor 6 Monaten erfolgten Ausbleiben ihrer (zuletzt ziemlich starken) Menstruazion vermehrt und weiter ausgebildet hatte. Seit dieser Zeit hatte sie fast unaufhörlich medizinirt und eine große Menge von Arzneien und diätetisch-medikamentösen Dingen gebraucht, in den letzten Monaten viel Egerwasser getrunken und zuletzt besonders Valeriana off. und Asa foetida genommen; doch war bei dieser Behandlung ihr Leiden nicht schwächer, im Gegentheil stärker geworden. Als sie sich den 30sten August 1820 an mich wandte, ergab die nähere Untersuchung folgendes

Krankheitsbild.

Scharfes Schneiden in der Nabelgegend, von wo aus es sich ganz in den Unterbauch herabzieht, nebst Pressen von innen heraus, als sollten die Bauchbedeckungen zersprengt werden; wird durch Essen auch noch so weniger Speise, durch Kaffee und Aergerniß erregt. — Krampfhaftes Zusammenschnüren in der Gegend des Kehlkopfes, daß es ihr beinahe die Luft benimmt. — Oeftere fliegende Röthe über das Gesicht bei äußerer Hitze desselben und Schweiß im Rücken, mit innerer Angst, durch jede Gemüthsbewegung, Denken an Geschäfte veranlaßt, öfters auch ohne Veranlassung. — Die krampfhaften Anfälle beginnen gewöhnlich mit großer Angst, sind wenigstens stets damit verbunden. — Allgemeines krankhaftes Gefühl, vorzüglich sind die Theile am Kreuz und den Hüften schmerzhaft empfindlich. — Große Mattigkeit. — Eingenommenheit des Kopfs in der Stirne. — Unruhiger Schlaf. — Hartleibigkeit. — Gefühl von Blähungen, doch gehen keine ab. — Urin trübe. — Gemüth äußerst gereizt, sehr zu innerer Kränkung geneigt. — Bei Bewegung befindet sie sich besser, als bei zu vieler Ruhe.

Therapie.

Da sie die obengenannten Arzneien bis jetzt gebraucht hatte, so war es durchaus nöthig, die Wirkung derselben erst etwas vorübergehen zu lassen. Zugleich suchte ich sie zu einer so viel als möglich naturgemäßen Diät zurückzuführen, hieß sie den Wein, den sie überdieß sehr selten trank, weil sie selbst auf ganz kleine Quantitäten desselben eine große Aufregung bemerkt hatte, gänzlich meiden und

statt des Kaffees reinen Kakao trinken; die freie Luft zu genießen und sich Bewegung zu machen, war sie ohnedieß schon gewohnt.

Alsbald nach dem Wegsetzen aller Arzneien und bei der angeordneten Diät befand sich die Kranke schon besser; vorzüglich hatte sich das Schneiden im Unterleibe bedeutend verringert, der Stuhlgang erfolgte etwas leichter. Nach dieser eingetretenen Veränderung reichte ich ihr den 4. September ein Quatrilliontel Pulsatilla (s. R. Arzneimittellehre 2. Bd.) welche ihrem jetzigen Zustande und besonders auch dem ihres Gemüthes am meisten zu entsprechen schien.

Resultat.

Allerdings zeigte sich auch eine vorschreitende Besserung, obgleich das Mittel nicht das ganze Uebel zu beseitigen vermochte. Die überfliegende Hitze und Röthe kam seltener und nur auf Veranlassung, die Angst hatte sich vermindert, der Stuhl war etwas weicher, obgleich noch sehr gering, der Unterleib indessen nach dem Essen immer noch etwas aufgetrieben. Als sich nun ein Stillstand in der Besserung darthat und auch ein Paar neue Symptome hinzutraten: — feines, doch starkes Reissen in den Schultern und Armen; innere Hitze, welche bisweilen aus dem Unterleibe und der Brust nach dem Kopfe hinaufsteigt — so wählte ich nun die Zaunrebe (Bryonia alba, s. R. Arzneimittellehre, 2ter Bd.) als Heilmittel und gab der Kranken am 11. September ein Quintilliontel eines Tropfens des frisch ausgepreßten Saftes.

Nach einigen Tagen fand ich ebenfalls ihren Zustand

wieder etwas verbessert; die innere Hitze erschien seltener, das Reissen in den Gliedmaßen war verschwunden, der Schlaf ziemlich ruhig. Ihre Hauptbeschwerden waren jetzt: Sie fühlt sich noch sehr matt. — Nach dem Essen einiges Drücken im Magen und der Unterleib noch etwas aufgetrieben. — Große Hartleibigkeit, es geht mit vielem Pressen sehr wenig harter Koth ab. — Das Uebelbefinden scheint einen Tag um den andern in seiner Stärke zu wechseln. Jetzt bestimmte ich ihr Nux vomica als Heilmittel und gab ihr den 17. Sept. ein Quintilliontel Gran.

Schon nach einigen Tagen befand sie sich weit besser, die Hitze war völlig verschwunden, der Schlaf sehr gut, die Spannung des Unterleibes vermindert. Doch wurde von Zeit zu Zeit eine oder die andere Beschwerde wieder etwas stärker, um so leichter, da sie selbst bei dem besten Willen nicht immer jede kleine fremde, störende Einwirkung entfernen konnte. Am 25. Sept. zeigte sich ihr Krankheitsbild folgendermaßen:

Nach jedem Essen entsteht zuerst eine große Beängstigung, Beklemmung innerhalb der Herzgrube, hierauf folgt starkes Drücken daselbst. — Aufgetriebenheit des Bauches vermindert. — Oefters schnell eine Art Heißhunger, sie möchte sogleich und viel essen. — Anhaltende Hartleibigkeit. — Gemüth heiterer, sie kann sich über verdrießliche Dinge jetzt leichter wegsetzen.

Sie empfing hierauf das ihrem Zustande am meisten entsprechende Opium und zwar einen Billiontel Gran der weingeistigen Tinktur. Ihr Befinden änderte sich alsbald auf eine sehr vortheilhafte Weise, besonders verlor sich die Hartleibigkeit, der Appetit wurde natürlich, die Beängsti-

ging blieb weg. Den 30. Septemb. klagte sie nur noch über einiges Drücken in der Magengegend nach dem Essen und eine immerwährende Spannung des Unterleibes, doch mehr bloßes Gefühl als wirkliche Aufgetriebenheit.

Diese den bisher gereichten Mitteln so lange widerstehenden Beschwerden hätten durch ihre große Aehnlichkeit zur Wahl des Eisens führen können, hätte nicht der anhaltende frühere Genuß des Egerwassers den Verdacht erregt, diese Symptome könnten eine hinterlassene Wirkung dieses Metalls seyn und daher für die Anwendung einer andern Arznei, die zugleich öfters ein Gegenmittel des Eisens ist, des Schwefels entschieden, welchen unsere Kranke den 30. September zu einem Hunderttheil Gran erhielt.

Nach zwei Tagen war auch dieser Rest ihrer Krankheit verschwunden und sie blieb von nun an gesund und wohl.

—

IV.

Sch..., eine kräftige und starke Frau von 30 und etlichen Jahren genoß fast immer einer guten Gesundheit, außer daß sie die letzte Zeit schon ein Paarmal von Magenkrampf befallen worden war, von welchem Uebel ich sie 6 Monate früher schon befreit hatte. Ihre Lebensart war freilich bei weitem nicht ganz naturgemäß, durch häusliche Geschäfte bei sehr dürftigen Umständen gebunden kam sie sehr selten einmal in das Freie und da öfters einige Tage vergingen, ohne daß sie warme Speisen genoß, so pflegte sie an deren Stelle gewöhnlich das Unpassendste, Kaffee zu setzen, welchen sie daher bisweilen

täglich mehrmals trank, obgleich ich sie früher vor dieser nachtheiligen Diät ernstlich gewarnt hatte. Es sprach daher gewiß für eine kräftige Körperbeschaffenheit, daß sie bei solchen Umständen ohne größern Nachtheil ein Kind gegen 1½ Jahr stillen konnte, was sie indessen bei ihrem jetzigen Erkranken entwöhnen mußte. Den 22. Dezember 1820 nämlich, früh gegen 6 Uhr suchte sie meine Hülfe wegen wieder entstandenem Magenkrampf.

Krankheitsbild.

Diesen Morgen um 4 Uhr wachte sie durch einen starken, krampfhaft drückenden Schmerz in der Herzgrubengegend auf, welcher immer zunahm, sich endlich bis ans Rückgrat zog und ihr die Luft versetzte; sie findet in keiner Lage Erleichterung, liegen kann sie indessen am wenigsten. — Häufiges Erbrechen einer wässerichten, gallichten Materie alle halbe Stunden, endlich bloß leeres Würgen, vorzüglich durch Trinken erregt. — Mäßige Hitze bisweilen, stärkerer Frost mit heftigem Durst, der Mund ist ihr ganz trocken.

Therapie.

Als das passendste Heilmittel erschien mir hier die Nux vomica, theils diesen Symptomen nach, theils auch hinsichtlich der Tagszeit der Entstehung des Uebels, da dieses Arzneimittel hauptsächlich früh seine Wirkungen entwickelt; freilich waren es aus diesem Grunde gerade die am wenigsten schicklichen Stunden, es zu reichen, da seine Anwendung früh am beschwerlichsten ist (s. Vorbericht zu Nux vomica im 1. Bd. der R. Arzneimittellehre). Je-

doch das Uebel forderte wegen seiner großen Beschwerlichkeit und Heftigkeit schnelle Hülfe und so sahe ich mich genöthigt, der Kranken das Mittel sogleich, früh 6 Uhr, zu reichen, jedoch nur in der höchsten Verdünnung zu einem Decilliontel Gran, indem ich wegen der Erhöhung des Leidens besorgt war.

Resultat.

Diese Besorgniß war auch nicht ungegründet, denn das Uebel nahm bis gegen Mittag noch sehr an Heftigkeit zu, alsdann schien es stillzustehen und ich hoffte, es werde eine Abnahme eintreten. Doch in dieser Erwartung sahe ich mich binnen einigen Stunden getäuscht, der Magenkrampf und das Erbrechen hielt mit gleicher Heftigkeit an und die Kranke war dadurch bedeutend ermattet. Deshalb fand ich mich veranlaßt, ein anderes Mittel zu wählen, und zwar als zunächst passendes die Chamille und zwar ein Quatrilliontel, für welches Mittel ich mich um so leichter bestimmte, da ich bemerkte, daß die Kranke außerordentlich ärgerlich und empfindlich war, und erfuhr, sie habe Tags vorher große Aergerniß gehabt und sich schon da unwohl gefühlt, welchem Umstande die Chamille ganz vorzüglich angemessen ist (s. R. Arzneimittellehre 3. Bd.).

Nach ein Paar Stunden zeigte sich auch die anfangende Besserung, das Erbrechen kam nicht so häufig mehr, der Magenkrampf wurde schwächer, der starke Durst geringer. Nachts gegen 2 Uhr hörte das Erbrechen völlig auf, doch schmerzte den folgenden Tag die Magengegend wie zerschlagen und zerrissen, und die Kranke war sehr ermattet, worüber man sich um so weniger wundern konnte,

da sie über 40mal mit größter Anstrengung sich erbrochen hätte. Sie genoß noch wenig, Ruhe und einiger Schlaf schien sie am meisten zu erquicken. Jedoch fand ich sie den nächsten Morgen, den 24. Dezember wieder bedeutend erkrankt, wo sich ihre Krankheit also darstellte:

Nachts 1 Uhr Fieberhitze, 1 Stunde hindurch, besonders im Gesichte, mit klopfendem Kopfschmerz in der Stirne und wenig Durst. Früh 4 Uhr heftiger allgemeiner Frost mit Zähneklappern und starkem Durst 2 Stunden lang, wobei sie jedoch innerlich mehr warm war. — Bei der geringsten Bewegung Schmerz im Unterleibe, besonders in der Nabelgegend, wie zerrissen und mit Blut unterlaufen, fast wie nach einer Niederkunft. In der Herzgrube nur Schmerz bei starkem Aufdrücken. — Beim Aufstehen aus dem Bette matt bis zur Ohnmacht mit Schwindel, Ohrenbrausen und kaltem allgemeinen Schweiße, es wurde im Sitzen besser. — Früh 8 Uhr wieder Fieberfrost, Puls klein und beschleinigt. — Bisweilen trockenes Kotzen, welches den Unterleib schmerzhaft erschüttert. — Früh morgens ängstlich verworrene Träume und Phantasien.

Mit diesem, augenscheinlich durch die vorhergegangene große Erschöpfung herbeigeführten Zustande, dem eigenthümlichen Fieber mit dem größten Durste beim Froste, dem Erscheinen der Symptomen in der Nacht u. s. w. stand die Ignazbohne, (Ignatia amara) in nächster homöopathischer Beziehung, daher erhielt sie die Kranke sogleich, ihrer großen Angegriffenheit wegen aber nur einen Quintilliontel Gran.

Der Erfolg war der erwünschte, schon diesen Tag wich das Fieber nebst den übrigen Beschwerden, die Kranke wurde wieder etwas kräftiger und nach Verlauf von zwei Tagen hatte sie sich völlig von ihrer Krankheit erholt.

Aphorismen.

Neque vero inficiantur, experimenta quoque esse necessaria, sed, ne ad haec quidem aditum fieri potuisse, nisi ab aliqua ratione, contendunt. Non enim quidlibet antiquiores viros inculcasse, sed cogitasse, quid maxime conveniret, et id usu explorasse, quod ante jact uraaliqua duxissent. Cels. de med. l. 1. praef. p. 5. ed. Kraus.

Repertis jam medicinae remediis, homines de rationibus eorum disserere coepisse; nec post rationem, medicinam esse inventam, sed post inventam medicinam, rationem esse quaesitam. — Requirere etiam, ratio idem doceat, quod experimentis, an aliud. — Primo tamen remedia exploranda summa cura fuisse, nunc vero jam explorata esse. Ibid. p. 10.

Duo in medicina fulcra sunt: ratio et experientia. Experientia praecedit, ratio sequitur; hinc rationes in rebus medicis non conditae nil valent. Fr. Hoffm. op.

Barbari plus ad augmentum medicaminum contulerunt, quam omnium aetatum scholae. Brunn.

Paucis utatur medicus iisque selectis. Trithem.

Qui potest mederi simplicibus, dolose et frustra quaerit composita. Villanova op. omn.

Qui longas remediorum formulas conscribit, aut dolo peccat, aut ignorantia. Trith. op.

Qui miscet contraria, aegrum, pharmacopaeum et se ipsum pessumdat. Linné mat. med. in prooem.

Plura medicamenta elaboravit chemia, sed nulla detexit. Ibid.

Esculenta conservant, venena restituunt sanitatem. Ibidem.

Omne nimium, quamvis optimum, naturae inimicum. Ibid.

Inter praecipua artis nostrae desiderata illud merito reponimus, ut singuli quique morbi in tot species subdistinguantur, quot sunt morbi primarii, a quibus foventur, aut causae vehementes constantesque, a quibus producuntur. Contra medici morbos nonnullos, qui in tot species distingui deberent, quot sunt principales morbi aut causae vehementes, a quibus foventur, quia in nonnullis symptomata sibi similia videntur, sub uno titulo generali comprehendunt, eaque medendi methodo in singulis utuntur, cum revera et indole diversi ab invicem sint, diversam medendi methodum exposcant singuli. Bagliv. Prax. med. l. 2. C. 9.

Magnum pathologiae detrimentum adfertur ex nonnullorum medicorum cacoethe, qua audito uno alterove cardinali, ut ita dicam, symptomate, statim et praemature nimis, nomina morbis imponant, totamque nomini superstruant indicationem. Veri medici est, ad morbi adaequatam comparandi ideam, ex phaenomenis omnibus ad causam ratiocinari, neque quaerere nomen tan-

tum morbi, sed quid causam expediat. van den Bosch Histor. constit. epid. verm. p. 7.

Nunquam aliquid magni facias ex mera hypothesi aut opinione. Ibid. aph. 832.

Causa vero physica et tantopere a philosophis quaesita rerum natura est illud in rebus ignotum, a quo vires emanare solent. Illud autem cum sciri non possit, nisi prius agnitis viribus harumque legibus inventis, neque quidquam praestet nisi per vires, sequitur, viribus ignotis notitiam illius esse nullam, ideoque medicis incumbit, ut vires medicamentorum et morborum, quae per operationes possunt inveniri, expendant et ad leges revocent. Pitcairn opusc. Roterodam. 1714. p. 3. seq.

Eam desideramus theoriam, quae a praxi felicissima sit deducta, ad eamque rursus accommodata. Freind in praef. ad Emmenolog.

Radix autem veridica esset, ut, si posset fieri, ministraretur semper unica et simplex medicina in omni morbo, donec ejus operatio panderetur. Avicenna Op. Venet. 1595. p. 395.

Quod si quis objecerit, me in aliquibus non tantum medicamentorum pompae renunciasse, sed ea insuper remedia proposuisse, quae ad materiam medicam vix possint referri, adeo sunt simplicia atque inartificiosa, *vulgaribus tantum ac plebejis animis* hac in re displicebo. Thom. Sydenham in epistola dedicator. ad opuscul. omnia. Genev. 1684.

Hanc sc. artem medicam, haud rectius perdiscendam esse, quam ab ipsius artis exercitio atque usu, veroque admodum esse simile, quod qui ad naturalia morborum

phaenomena oculos animumque accuratissime maximeque diligenter adverterit, in eliciendis curativis indicationibus veris ac genuinis maxime pollere debeat. Sydenham l. c.

In vincendo itaque morbo, is demum jure meritoque medici sibi vindicat nomen, penes quem est ejusmodi medicamentum, quo morbi *species* possit destrui. Sydenham l. c.

Die Wissenschaft wird dadurch sehr zurückgehalten, daß man sich abgiebt mit dem, was nicht wissenswerth, und mit dem, was nicht wißbar ist. — Göthe, zur Naturwissenschaft. I. 4. S. 364.

Ein Arzt, welcher kräftige Arzneisubstanzen zu Heilzwecken anwendet, ohne zugleich die diätetischen Verhältnisse des Kranken naturgemäß zu bestimmen und zu ordnen, gleicht einem Chemiker, welcher seine Versuche in unreinen Gefäßen anstellt; oder einem Maler, welcher in einem staubigen, schmutzigen Attelier auf unreiner Leinwand malt; oder einem Musiker, welcher unter dem Zwischenschreien dissoner Stimmen, die Hörer durch Harmonie und Wohllaut ergötzen will; mit einem Worte also, einem Thoren.

Die Geschichte der Medizin ist eine gar ernste und treue Lehrerin; — sie würde schon dann sehr viel Gutes wirken, wenn sie Alle darüber belehrte, daß auch noch so sehr durch Alterthum und Autoritäten geheiligte Irrthümer gegen die Uebermacht der, selbst unter den heftigsten Verfolgungen sich siegreich erhebenden Wahrheit, nie das Feld behauptet haben. Die es behaupten wollten, machten sich von jeher nur lächerlich. Fiat applicatio! —

Alle pathologisch-therapeutischen Systeme, welche nur auf einen Theil des lebendigen Organismus ihr Augenmerk ausschließlich richten, wie z. B. die Humoral-, die Nervenpathologie, der Gastrizismus u. s. w. tragen, eben durch diese Tendenz, das Gepräge der höchsten Einseitigkeit und Naturwidrigkeit an sich, da ja der Organismus ein untheilbares Ganzes ist, in welchem Alles zu einem höchsten Zwecke harmonisch zusammenwirkt.

Wenn du ein Gefäß mit guter Fleischbrühe auf dem Feuer stehen hast, und sie drohet überzuwallen; ist es dann vernünftiger, einen Theil des köstlichen Inhalts weglaufen zu lassen oder wohl gar selbst wegzugießen; oder das Feuer zu mäßigen, welches das Ueberwallen verursacht? — Doch wohl das letztere! Dieses Gleichniß wendete ein orientalischer Arzt treffend aufs Aderlassen an.

Baldrian.

(Die getrocknete und gepülverte Wurzel der Valeriana min. L. wurde zu diesen Versuchen mit zwei Theilen höchst rectifizirten Weingeists zur Tinktur ausgezogen.)

So alt auch der Gebrauch des Baldrians ist, welchen schon Dioskorides*) nach dem Zeugniß des Fabius Columna gekannt haben soll, da, wo er von der Valer. Φοῦ spreche **), so ist doch erst in spätern Zeiten (Dresky, Cartheuser) ihm seine Stelle in der materia medica angewiesen worden, und er hat sich in den neuern Zeiten zu einem Mittel erhoben, von dem Voigtel sagt, „daß er es um keinen Preis in seinem Arzneivorrathe missen möchte." Jetzt scheint er der Günstling der materia medica, wie der Hausmittelpraxis zu seyn, und es kann fast keine Krankheit mehr geheilt werden,

*) Mat. med. Lib. I. cap. 10.

**) Tragus (im Physobatano p. 115.) meint, er habe diejenige Species verstanden, die Linné Phu nennt. Bauhin (pinac. theot. bot. p. 164.) glaubt, daß unter diesem Namen beide Arten von Gedacius, Matthiolus, Dodonäus, Valer. Cordus verstanden werden. Die Species Phu wird nach Dioscorides Zeugniß auch νάρδος ἀγρία genannt. Bei Plinius (Lib. XII. c. 12.) Nardus cretica.

wenn er nicht, sobald nur irgend die Diagnose auf Nervenleiden fällt, wenigstens als constituens (aqua oder infus. Valer.) dem Rezept des Arztes einverleibt werden darf.

Dieser Günstling aber hat nicht selten den größten Schaden gestiftet. Einen Beweis davon geben die jetzt immer häufiger werdenden Hypochondrien, noch mehr die Hysterien und Nervenleiden unserer Damen, von welchen allerdings einen großen Theil der Schuld Erziehung und Weichlichkeit, einen noch weit größeren aber der Gebrauch der Reizmittel überhaupt, und in Krankheiten der des Baldrians tragen mögen. Mit dem Kaffee gleich häufig genossen, ist nächst ihm sein Gebrauch eine der schädlichsten Gewohnheiten in der Hausmittelpraxis, ja übertrifft ihn noch bei weitem an Schädlichkeit.

So manche veraltete, erst recht eingewurzelte Magen- und Unterleibskrämpfe, — unheilbare Hysterien und Hypochondrien, — manche Gemüthsverstimmungen, in denen plötzliche Uebergänge zu den extremsten Empfindungen und Affekten (z. B. von höchster Freude zum tiefsten Schmerz, von Langmuth, Güte und Milde zum Murrsinn, zur Ungeduld, Halsstarrigkeit und Zanksucht, von Sinken der Lebenslust und Lebenskraft mit jenem peinlichen Verlangen nach Stärkung zur größesten Lebhaftigkeit und Ausgelassenheit, und umgekehrt) obwalten — die nicht Monate, sondern oft Jahre erfordernde Rekonvalescenz nach Nervenfiebern — das in denselben oft erscheinende und sonst so gefürchtete weiße Friesel — der so häufig traurige Ausgang desselben in Paralyse des Gehirns und der Nerven — eine Menge unbeständiger und flüchtiger unausstehlicher Schmerzen

durch den ganzen Körper (das sogenannte Reißen) — so manche lähmige Schwächen, Kontrakturen und Lähmungen der Gliedmaßen mögen wohl eher den zu großen Gaben und dem zu lange fortgesetzten Gebrauche des Baldrians (bald weil er eigentlich homöopathisch gepaßt hatte, bald weil er als höchsterregende Arzneipotenz auch eine höchstschwächende und lähmende Nachwirkung haben muß) als dem ursprünglichen Leiden ihre Entstehung und Fortpflanzung zu verdanken haben.

Denn fast kein Arzneistoff heftet dem Organismus nicht nur seine sekundären, sondern auch seine primären Wirkungen dauernder auf, als gerade dieser, wie ich aus den Versuchen an mir selbst deutlich wahrgenommen habe. (S. Anm. zu Sympt. 30.)

Es ist zu schwierig, alle die Nachtheile und Schädlichkeiten vom Baldrian genau zu beobachten, als daß obige nicht noch einer Berichtigung und Ergänzung bedürften; zumal da die bei Versuchen an Gesunden zu beobachtenden schon wegen des nicht lange genug fortgesetzten Probirens selten zum Vorschein kommen, die an Kranken wahrzunehmenden häufig durch nebenbei gebrauchte andere Arzneien getrübt sind. Denn zum Lobe der Rezeptirkunst sey es gesagt, daß sie durch Zusammenmischung so vieler Arzneistoffe zuweilen auch die Schädlichkeit der einzelnen vermindert, und durch Zusammenmischen sich entgegengesetzter oft ganz aufhebt. Dies geschieht auch häufig und vorschriftsmäßig beim Baldrian, welchen man nach der Verschiedenheit der Krankheitszustände mit Aether, ätherischen Oelen, Moschus, Kampher, Mohnsaft, Mineralsäuren, Serpentaria, Perurinde, essigsaurem Ammonium,

Kalmus, Muskatblumen, Tinctura aromatica und amara u. s. w. zu verbinden anräth *). Alles, Dinge, welche den Baldrian in seiner Wirkung und daher auch in seiner Nachwirkung auf die genannten Zustände bald homöopathisch, bald enantiopathisch und allopathisch aufheben und unschädlich machen. Dadurch erklärt sich, daß, wie man mir einwerfen könnte, der so häufige Gebrauch des Baldrians als Medizin dennoch nicht immer schädliche Wirkungen zu Tage fördert; so wie bei dem Gebrauche desselben als Thee in der Hausmittelpraxis der meistens gleichzeitig getrunkene Kaffee, der ein wirkliches Gegenmittel desselben ist, viele von ihm zu besorgenden Nachtheile wieder aufhebt.

Was übrigens seine Indikazion anbelangt, so empfiehlt man ihn gewöhnlich: bei reinen Nervenfiebern und nervösen Typhen; bei allen fieberhaften nervösen Asthenien (vergl. Sympt. 198); bei Schleim-, Gallen-, Magen-, Intestinal-, Faul-, Kindbettfiebern; bei rheumatischem Fieber mit faulig nervöser Anlage (vergl. S. 127—130 mit 212 ff.), bei bösartigem Katarrhalfieber, nervösem Scharlachfieber, bösartigen Blattern und Masern; bei paralytischem und spastischem Zustande, und da, wo auf die Peripherie zu wirken ist; bei kleinem, ungleichem, krampfhaftem Pulse (s. S. 206—212); bei kalter, blasser, trockner, unthätiger Haut; bei trockner, zitternder Zunge, stillen

---

*) S. Friedr. Gottl. Voigtel, System der Arzneimittellehre, herausg. von Prof. Kühn II. Bd. 2te Abth. S. 568. Leipzig b. Knobl. 1817.

Delirien, Gefühllosigkeit, Frösteln, zögernden Exanthemen, und bei mehrern ähnlichen Leiden, (vergl. S. 145)*).

Daß er hier in den meisten Fällen nur palliativ wirkt, zeigt schon die Verschiedenheit und Menge derselben, gegen welche er angepriesen wird, und ich gebe zu, daß durch dieses palliative Verfahren vor Kurzem entstandene Uebel dieser Art allerdings zuweilen beseitigt werden können; aber ob ächt razionell und ohne Gefahr, das Uebel selbst zu verschlimmern, oder in ein ganz anderes schlimmeres umzuändern? Uebel, welche, der Natur überlassen, nicht nervös werden, nun erst nervös zu machen? —

Daß er aber in vielen Fällen, gegen welche er in der bisherigen Schule empfohlen worden ist, homöopathisch wirkt, möge eine Vergleichung des nachstehenden Symptomenverzeichnisses seiner reinen Wirkungen am gesunden Körper darthun.

Seine Wirkungskräfte gegen Fallsucht, wogegen ihn schon Dioskorides, nach ihm Columna**), Mead***), de Haen****), Quarin†), Haller††) und andere†††), am meisten aber Tissot††††) so sehr

---

*) Siehe Voigtel a. a. O. S. 565.

**) Welcher selbst durch ihn davon geheilt wurde. S. Haller. stirp. Helvet. indig. p. 663.

***) De imperio sol. et lun. p. 223.

****) Rat. medend. p. V. p. 120.

†) Welcher ihn in der Epilepsie der Säuglinge den Ammen gab.

††) Diss. med. pract. Vol. VI. p. 809.

†††) S. Voigtel a. a. O. S. 566, 567, und die daselbst angeführten Schriftsteller.

††††) Traité de l'Epileps. p. 310 sqq. — sämmtl. Schriften 16. 5. S. 285 ff. — Mehrere Heilungen dieses Uebels s. Ephem. Nat. Cur. append. ad. Dec. III. ann. III. p. 86.

rühmten, sind in nachstehendem Symptomenverzeichnisse durch die Symtome 135., 137., ff. 145., 146., 154., 175. u. s. w., wenn auch nicht deutlich ausgedrückt, doch angedeutet. (Vergl. Anm. zu S. 21.

Die Empfehlung desselben gegen Schwindel a) (vergl. S. 1—6), hysterischen Kopfschmerz b) (vergl. S. 7. 2c.), Magenkrampf c) (vergl. S. 69—74), Rheumatismus d) (vergl. 136 2c.) entspricht deutlich den verglichenen Arzneisymptomen desselben.

Auch die Augenbeschwerden, wogegen ihn schon Tabernämontan e), dann Heister f), Richter g) 2c. anrathen und empfehlen, finden ihre Hülfe meistens durch homöopathische Einwirkung des Baldrians.

Was er nach Sauvages und Hill h) im spasmodischen Asthma und nach ersterem im Alpdrücken vermag, deuten vielleicht die Sympt. 115., 117., 120 ff. an.

Daß er in vielen hysterischen Beschwerden, wogegen ihn Werlhof, Lentin, Hill i) und Haller k).

---

a, b, c, d) S. Voigtel a. a. O. S. 568 und die daselbst erwähnten Schriftsteller.

e) Besonders dann, wenn der Kranke schwarze Punkte zu sehen glaubt.

f) Bei der Schwäche, die der Amaurose vorhergeht. S. Heist. diss. de medicam. German. indig. German. sufficientibus §. 39.

g) In der Amaurosis mit Diathesis verminosa, in der periodisch wiederkehrenden Blindheit. S. Richt. Wundarzneik. Bd. 3. S. 450, 453.

h) Treatise on Valer. Lond. 1758.

i) Vergl. Voigtel a. a. O.

k) S. Haller stirp. helv. indig. p. 240.

anwendeten, auch homöopathisch wirkt und brauchbar ist, dafür sprechen die Symptomen 55—75 ff.

Wenn er sich bei Marchant, Hirschel, Stoerk*), Murray unter den wirksamern Anthelminthicis befindet und von Lagene**) sehr gegen den Bandwurm empfohlen wird, so dürften die in diesem Verzeichnisse vorkommenden Unterleibsbeschwerden Belegs genug seyn, daß er auf Wurmbeschwerden eigentlich homöopathisch paßt.

So heilt (und schadet) mancher homöopathisch, ohne es zu wissen.

Ob er bei Lähmungen, wogegen ihn Schmucker***), Brisbane****) (bei denen der Untergliedmaßen, die aus einem Fall, Schreck rc. entstehen), Monro†) (nach einer unterdrückten Diarrhöe) rühmen, homöopathisch wirke und brauchbar sey, läßt aus gegenwärtigen Symptomen (166—168, 188—191 rc.) sich noch nicht bestimmen, da zu vermuthen ist, daß diese bloße Nachwirkungen sind.

Harnverhaltungen aber, wogegen ihn Dioscorides, Dodonäus, Sim. Pauli rc., Verhaltung der Monatszeit, wogegen ihn Matthiolus, Tournefort, Rivin, Pauli Hill rc. anwenden, scheinen, erstere gewiß (s. Sympt.

---

*) Stoerk Ann. med. I. p. 163. 164. cet.

**) Roux Journ. de med. et Gaz. salut. an. 1776. No. XIX.

***) Chirurg. Wahrnehm. Th. 1. S. 153.

****) Selectes cases of pract. in med. Lond. 1772. S. Voigtel a. a. O.

†) Begue de Presle Zusätze zu Monro's Beschreibung der Feldkrankh. Bd. 2. S. 505.

109., 110.), letztere wahrscheinlich, in der Erstwirkung des Baldrians nicht zu liegen, sondern enantiopathische Heilungen jener Männer gewesen zu seyn, welche ihn auch (Dioskorid. Dodonäus, Pauli, Camerarius) als urintreibendes, und (Matthiolus, Tournefort u. a.) als Monatszeit treibendes Mittel erwähnen.

Homöopathisch läßt sich daher aus nachstehendem Symptomenverzeichnisse seine Anwendung ungefähr unter folgenden Umständen festsetzen:

Gewisse Arten (hysterische) Kopfschmerzen, meist und vorzüglich in der Stirne nach den Augenhöhlen zu (drükkend) (s. S. 19—24. 28 ꝛc.), seltner im Hinterhaupt (S. 10. 11.) zuweilen auch auf dem Scheitel (S. 9. 12. 13.) und in den Schläfen (S. 15. 16.), stechenden oder drückenden Schmerzes, meist ohne Betäubung und Benommenheit oder mit ihnen alternirend.

Chronische und akute Schmerzen und Entzündungen der Augen, besonders der Augenliedränder, beißenden oder stechenden Schmerzes (S. 28—34.), Verminderung oder Abänderung der Sehkraft (S. 36—40.).

Mehrere Arten von Zahnschmerzen (S. 51—53.).

Allzu große Aufgeregtheit und Täuschungen der Sinne (des Gesichts, Gehörs, Gemeingefühls), wie z. B. in hitzigen Fiebern (S. 40—43.).

Vielfach schmerzhafte Beschwerden (sogenannte Krämpfe) im Unterleibe, aus drückenden, wühlenden, kneipenden, ziehenden, ausdehnenden, Zerschlagenheits-, selten stechenden Schmerzen, bald hier, bald da bestehend, meist in den Mittag- und ersten Nachmittags-, wie auch spätern Abendstunden (vor Mitternacht im Bette) erscheinend

und eine gewisse Zeit anhaltend (ohne sich durch irgend eine Lage mildern zu lassen), auch meist außer den Perioden fieberhafter Aufgeregtheit des Gefäßsystems oder kurz nachher (S. 69—89.).

Hämorrhoidalbeschwerden (Hämorrhoidalkoliken), blinde und fließende Hämorrhoiden (S. 92—95. 99—101.).

Mehrere Arten rheumatischer Schmerzen (das sogenannte Reißen der Volkssprache) in den Gliedmaßen, meist außerhalb der Gelenke (S. 135—137. 139. 143. 152—156.), seltner in denselben (S. 141. 160.), überhaupt und vorzüglich in der Ruhe entstehend (S. 136. 138. 144. 152. 154. 160. 170—174.), im Stehen (S. 77. 78. 100. 123. 154. 160. 176.), im Sitzen (S. 93—95. 113. 152. 156. 160. 166. 170. 173. 178. 187.) oder erst in der Ruhe nach Bewegung fühlbar (174.), bei Bewegung gewöhnlich vermindert (S. 124. 126. 174. 176.), seltner bei'm Gehen vermehrt (117. 164. 191.) und da oft mit andern Empfindungen an andern Stellen, bald derselben, bald ganz anderer Gliedmaßen sich leicht versetzend und weiter verbreitend (S. 138. 139. 155.).

Zuckende, ruckweise (S. 15. 21. 41. 49. 75. 120. 121. 137. 146. 147. 149. 159. 175. 187.) und erschütternde, plötzlich erscheinende Schmerzen (S. 117. 124. 119. 121. 123. 131.), Schmerzen, weniger beim Anfange des Sitzens, Gehens (157.), als vielmehr erst nach längerem Verharren in irgend einer Lage (Sitzen, Stehen) erscheinend und durch Veränderung derselben sich bessernd (S. 165. 191. rc.).

Fieber mit wenigem vorhergehenden Froste und darauf lang anhaltender Hitze, schnell ausbrechenden (und verschwindenden) Schweißen; Täuschungen der Sinne in denselben (S. 40—43.), in den Mittags-, Nachmittags- und Abendstunden exacerbirend, mit anfänglichem Stupor und dann erst einige Stunden später nachfolgenden schmerzhaften Beschwerden des Kopfs und Unterleibes.

Diesen Beschwerden beigesellt, oder abwechselnd, eine ängstliche, furchtsame (oft auch verzweifelnde, unbändige, sich alles in grausen Bildern malende und nicht beruhigende) Gemüthsstimmung, verbunden mit ungemeiner Ueberreiztheit (Schwäche) des Nervensystems, Täuschungen des Gehörs, Gesichts, Gemeingefühls (ohne besondere Delirien) *).

Noch wage ich es nicht, zu entscheiden, ob nicht der größere Theil der hier verzeichneten rheumatischen, lähmigen und Unterleibsbeschwerden eher Nachwirkung und mehr in Schwäche durch Ueberreizung begründet sey, wodurch hinsichtlich seines allgemeinen Charakters und seiner

*) Hinsichtlich der Kopfschmerzen hat unter den bekannten homöopathischen Arzneien Bell. Cin. Cocc. — hinsichtlich der Augenbeschwerden Puls. Asa, Bell. — hinsichtlich der Sinne (Gesicht, Gehör rc.) Coff. zum Theil auch Bell. — hinsichtlich der Unterleibsbeschwerden Asa, Puls. noch mehr Ign. und der Nordpol des Magnets, — hinsichtlich der Hämorrhoidalbeschwerden Arsen. Puls. Ign. Vom. — hinsichtlich der Zerschlagenheits-, Lähmungs- und einiger andern Beschwerden in den Gliedmaßen Arnic. — die meiste Aehnlichkeit mit den genannten des Baldrian, und können daher auch als Gegenmittel je nach den vorhandenen Symptomen benutzt werden.

Wirkungsdauer der Baldrian mit Kampher und Mohnsaft verwandt wäre. Aber ich habe Ursache, aus Beobachtungen am Gesunden zu glauben, daß seine Wirkung bald primäre, bald sekundäre Symptome zu Tage fördert, ohne daß darum seine Wirkungsdauer erloschen ist, wie es Kampher und Mohnsaft auch thun — oder daß beide Wirkungen primär in Wechselwirkung sind, wodurch er der Ignazbohne, Belladonna und den Krähenaugen verwandt würde.

Das wahre Resultat geben hier (Heil-) Versuche zugleich an Kranken, wo ich jedoch, nach der Stärke seiner Einwirkung auf Gesunde zu urtheilen, und wegen seiner zu fürchtenden schädlichen Nachwirkung nur mit einem Billiontel-Gran den Anfang machen würde. Dazu findet sich aber selten Gelegenheit, weil da, wo der Baldrian etwa anwendbar wäre, man gewöhnlich schon Uebel, welche vom Baldrian herrühren, antrifft.

Seine (primäre) Wirkungsdauer läßt sich daher aus den angegebenen Gründen nicht genau bestimmen. — Gewiß scheint es, daß eine stärkere Gabe wenigstens vier oder fünf Tage und darüber bei Gesunden anhält, ja oft dauern seine primären Wirkungen, gleich sekundären, Wochen lang fort. Gewiß ist es auch, daß trotz des so häufigen Gebrauchs bei'm Baldrian sehr vor Mißbrauch gewarnt und zu großer Vorsicht ermahnt werden muß, um nicht leichte Krankheiten zu eingewurzelten Uebeln, leicht heilbare zu fast unheilbaren, gefahrlose zu gefährlichen durch die Kunst zu machen.

Als allgemeine Gegenmittel gegen schädliche Wirkungen desselben empfiehlt Herr Hofrath Hahnemann den gebrannten Kaffee und den Kampher in nöthig wie-

verholten Gaben; besondere, homöopathisch entgegengesetzte und meist nur auf chronische (Nachwirkungs-) Beschwerden vom Baldrian anwendbare Gegenmittel müssen in der Symptomenähnlichkeit aufgesucht werden. (S. Anmerkung S. 162.)

Bei dem hier folgenden Verzeichnisse sind außer den von mir selbst im gesunden Zustande beobachteten Arzneisymptomen auch die vom Hofrath Hahnemann in den Fragmenten gegebenen, und die von Dr. Stapf (Stpf.), Dr. Groß (Gß.) und Dr. Wislicenus (Wsl.) in Eilenburg meist an sich selbst und andern Gesunden beobachteten hier mitgetheilt.

C. G. Franz.

Benebelung (vom Dunste). (Hill, on Valerian.)

Gefühl im Kopfe, wie nach einem Rausche, etwas exaltirt. (n. ½ St.) [Stpf.]

Plötzlich im Kopfe Betäubung, daß er wankt und fast von der Seite fällt, im Stehen. [Gß.]

Bei'm Vorbücken dumm im Kopfe (n. ¼ St.) [Stpf.]

5. Wie betrunken und drehend bei'm Vorbücken, es ist als ginge alles mit ihr herum. (n. ½ St.) [Stpf.]

Ueberschneller Ideenwechsel, wie in Trunkenheit; es kamen dunkle, verworrene Rückerinnerungen an frühere Gedanken und Handlungen vor die Seele, welche aber mit solcher Schnelligkeit wechselten, daß er endlich ganz betäubt und gedankenlos wird und sich wie träumend erscheint (vom Dunst). [Wsl.]*)

---

*) Vergl. 47.

Stechendes Kopfweh. [Sam. Hahnemann Fragment. de virib. medic. positiv. Lips. 1805. Vol. I. p. 251. seqq.]

Achtstündiges drückend-stechendes Kopfweh. [S. Hahnemann.]

Stechen oben auf dem Scheitel (Ab. 10 U.).

10. Nach dem Hinterhaupte vom Nacken heran durchdringendes drückendes Ziehen beim Hinterbeugen des Kopfs. (fr. 11 U. n. 2 St.).

In die Hinterhauptseite dringendes Drücken und Ziehen (vom Dunste).

Vorübergehender Schmerz, als hätte er so eben einen starken Schlag auf den Scheitel bekommen, eine schmerzlich betäubende zusammenziehende Empfindung, die, obgleich vom Scheitel als Mittelpunkt ausgehend, den ganzen Kopf einnimmt, hierauf zuerst aus den übrigen Theilen, und ganz zuletzt aus dem Scheitel verschwindet. [S ß.]

Wenn er den Hut fest auf den Kopf drückt, Empfindung von Eiskälte der obern Kopfhälfte. (Ab. 5 U. d. 3. T.)

Zugluft verursacht ihm sogleich ziehenden Schmerz in der rechten Kopfseite (Ab. 5 U. d. 2. T.).

15. Stumpfes Eindrücken in der rechten Schläfe *) in Absätzen (n. 8. Min.) [S.ß.].

Flüchtiges Zucken in der rechten Schläfe. [Sß.]

Ein schnürendes Ziehen in der Stirne, quer herüber. (n. 5 Min.) [S ß.]

---

*) S. 14. 15. 16. Vergl. 224.

Hinter dem Stirnhügel ein taubes Spannen. [Gß.]

Stumpfdrückendes Zusammenziehen in der linken Stirnhälfte. [Gß.]

20. Heftiges Drücken in der Stirne, worauf nach einigen Minuten Stechen in der Stirn und besonders über den Augenhöhlen folgt, das Stechen verwandelt sich bald nachher wieder in Drücken u. s. f. in beständigem Wechsel. Das Stechen ist wie ruckweise Stiche gestaltet, als wollte es zu den Augen herausstechen (n. ½ St.), einige Stunden anhaltend. [Stpf.]

In der Mitte der Stirn tief innerlich heftiges Stechen, ruckweise kommend und aufhörend. (n. 2, 3, 4 St.) [Stpf.] *).

Kopfschmerz eine Stunde nach dem Mittagsessen, Drücken über den Augen, als wollte es die Augäpfel herausdrängen, besonders bei'm Bewegen derselben. (Nachm. 1 U. n. 4 St.)

Kopfschmerz, besonders über den Augenhöhlen drückend. (Ab. 11. d. 2. T.)

Ein schmerzhaftes Ziehen um die Augenhöhlen, mehr

---

*) Solcher ruckweise und in Absätzen kommenden Schmerzen bringt der Baldrian mehrere zu Wege (S. 15. 75. 121. 146.). Ihnen ähnlich sind die jählings und plötzlich erscheinenden (S. 119. 121. 123. 135.). Vergleicht man mit beiden die (hier fast nur in muskulösen Gebilden vorkommenden) zuckenden (S. 41. 49. 137. 147. 149. 159. 175. 187.) und klammartigen (S. 41. 44. 45. 135—137. 147. 151. 152. 157.), so läßt sich sehr ungezwungen vermuthen, worauf Tissots Empfehlung gegen Epilepsie gegründet ist. S. Vorwort.

noch der Seite zu, besonders bei'm Vorbücken. (n. ½ St.) [Gß.]

25. Beim Vorbücken schnell vorübergehendes Hitzgefühl im Kopfe. (n. ½ St.) [Stpf.]

In der Mittagsstunde bei 90 Pulsschlägen in der Minute, Schweiß der Stirnhaare bei Steifheit der Lenden (d. 3. T.) *).

Mittags Schweiß der Stirne und nach dem Essen Mattigkeit der Augen, wie nach Schwelgerei (d. 2. T.).

Beißen im rechten Augapfel (vom Dunste) (n. 2 St.)

Beißen in den Augen, wie von Rauch (Nachm. 3 U. n. 6 St.).

30. Brennendes Beißen in den Augen (fr. 10 U. d. 2. T.) **).

Stechen im innern Augenwinkel (fr. 11 U. d. 3. T.).

---

*) 26, 27. Vergl. 217. ff. 225. ff.

**) Diese Augenbeschwerden, einzig vom Baldrian ohne frühere Geneigtheit dazu erzeugt, wurden zur Krankheitsdisposition und kehrten 4 Monate lang, ohne veränderte Lebensweise, auf oft unbekannte Gelegenheitursachen periodisch wieder. Ein Beweis, wie fest die Baldrianbeschwerden im Organismus wurzeln, und wie schwer er sich derselben entledigen kann. Er hat hierin Aehnlichkeit mit den Merkurialbeschwerden nach dessen Mißbrauch, welche Jahre lang und oft zeitlebens periodisch wiederkehren, nachdem sie oft Monate geschwiegen hatten. Nicht als ob hier noch Merkurial- und dort Baldriantheilchen im Körper vorhanden wären. Nein, diese Substanzen oder vielmehr ihre übermäßige Gabe wirkt so heftig auf den Organismus ein, daß das anfangs künstliche (Arznei-) Siechthum nun in wirkliches, die gesunde Konstitution zur Krankheitsdisposition umgeändert wird.

Wehthun und Geschwulst der Augenlieder (Nachm. 1—2 U. d. 3. T.).

Früh nach dem Aufstehen Drücken in den Augen; die Augenliedränder deuchten geschwollen und wund, vorzüglich am linken innern Augenwinkel, sind geröthet (d. 3. T.).

Drückende Empfindung im rechten Auge, wie von einem Gerstenkorne (n. 3 St. Mitt.).

35. Pupillen etwas erweitert (fr. 9 U. n. ½ St.).

Früh Trübheit vor den Augen und Wehthun, als hätte er nicht recht ausgeschlafen (d. 3. T.).

(Er sieht schärfer in der Ferne als gewöhnlich)*).

Leuchten der Augen.

Funken (scintillae) vor den Augen. [S. Hahnemann.]

40. Abends im Finstern Leuchten vor den Augen, das ganz verschlossene dunkle Zimmer schien ihm wie im Dämmerschein erleuchtet, so daß er fast die Gegenstände in demselben zu unterscheiden glaubte; zugleich verbunden war eine Art Ferngefühl des Tastsinnes, wodurch er, wenn er auch die Augen nicht hinrichtete, die Nähe der Gegenstände fühlte, wie sie sich ihm bei der Nachsuchung dann ergaben (Ab. 10 U. n. 13 St.)**).

Leises Zucken im rechten Ohrgange, wie leichte Rucke (n. ¼ St.). [S. H.]

---

*) 36., 37. sind hier homöopathische Primär- (36.) und Heilwirkung (37.). Ehedem mischte man den Baldrian als Pulver unter den Schnupftabak wegen seiner Gesicht stärkenden Kraft. S. Breslauer Sammlungen Vers. 5. 28. 457. — Act. Nat. Curios. Vol. III. obs. 128. p. 384.

**) Vergl. 43. 159. 198. 232.

Im linken Ohrgange klammartiges Ziehen. [Gß.]

Abends im Bette Klingen vor den Ohren und Gehörtäuschung, er glaubte den Glockenschlag zu hören (Ab. 11 U. n. 14 St.).

Am linken Jochbeine klammartiges flüchtiges wiederholtes Zucken. [Gß.]

45. Im rechten Wangenbeine schmerzlich klammartiges Ziehen, vorübergehend (n. ½ St.). [Gß.]

Schnelles unschmerzhaftes Fippern von Zeit zu Zeit unter der Haut der linken Backe, was ihm (zwar nicht der Fall) sichtbar seyn zu müssen deuchtet, und welches durch Streichen mit der Hand auf kurze Zeit vertrieben wird. [Gß.]

Roth- und Heißwerden der Wangen in freier Luft, ohne Schweiß, ½ Stunde darauf Schweiß am ganzen Körper und vorzüglich im Gesichte (Mitt. 12 U. n. 3 St.)*).

Im rechten Aste des Unterkiefers wiederholt flüchtiges Zucken, wie Elektrizität (n. 7 St.). [Gß.]

(Fast zuckendes) Drücken auf der rechten Seite der Unterlippe und am Zahnfleische des rechten Eckzahns (n. 1 St.).

50. Ausschlagsblüthen im Weißen der Oberlippe und am Backen; kleine weiße Bläschen auf erhabenem rothem Rande, bei Berührung schmerzhaft (d. 4. T.)**).

Zahnweh. [S. Hahnemann.]

---

*) Vergl. 1—6.

**) Vergl. 195—197.

In den Zähnen flüchtig stechende Schmerzen. [S. Hahnemann.]

In den Zähnen des Unterkiefers ziehts hinterwärts, dann in der obern Reihe vorwärts. [Sß.]

Viertelstündiges Trockenheitsgefühl der Zungenspitze, ohne Durst (n. ¼ St, früh).

55. In der Gegend des Gaumenvorhangs ein allmählig sich erhöhender Stichschmerz, zuletzt mit bitterm Geschmack im Munde und Speichelzusammenfluß, der zum Husten reizt (n. ½ St.) (vom Dunste).

Kratzig, krallig im Halse mit vergeblichem Reize zum Räuspern (n. ½ St.). [Stpf.]

Früh nach dem Erwachen lätschig schleimiger Geschmack im Munde. [Sß.]

Eine Viertelstunde nach dem Mittags-Essen (von Fleisch und Gemüße) bitterer Geschmack auf der Zungenspitze bei'm Ablecken der Lippen (n. 3 St.).

Vor dem Essen kommt ihm ein Geschmack und Geruch an, wie stinkender Talg (Mitt. d. 2. T.).

60. Mittags heftiger Hunger, daß es ihm den Magen wie Uebelkeit angreift (Heißhunger), und obgleich der Gedanke an's Essen ihm gleichgültig ist, so ißt er doch mit Wohlgeschmack und sehr viel (Mitt. n. 3 St.).

Während des Mittagessens Hitzgefühl im ganzen Körper und Gesichte mit Schweiß in den Stirnhaaren (n. 3. St.).

Oefteres leeres Aufstoßen. [Sß.]

Vor Tische öfters Aufstoßen nach Luft (n. 2 St.).

Aufschwulken einer ranzigen Feuchtigkeit (Sood-

brannte), jedoch nicht bis in den Mund. (Nachmit. 4 U. n. 7 St.).

65. Gleich nach dem Erwachen früh Aufstoßen von Schwefelleberluft. [G ß.]

Brecherlichkeit. [S. Hahnemann.]

Brecherlichkeit und Erbrechen. [Junker therapia generalia p. 111.]

Schnell vorübergehende Brechüblichkeit (n. ½ St.) [Stpf.]

Brecherliche Ueblichkeit, als hänge ein Faden herab, entstehend um den Nabel herum und nach und nach bis in den Rachen heraufsteigend, und weichlichen Zufluß von Speichel herbeilockend. [S. Hahnemann.]

70. Aus dem Oberbauche steigt's ihr warm in die Höhe und beklemmt den Athem. [G ß.]

Es wird ihr übel mit Ohnmacht, weißen Lippen, Eiskälte des Körpers; dann Erbrechen von Galle und Schleim mit starkem Schüttelfrost.

Erbrechen. [S. Hahnemann — Rajus hist. plant. Tom. I. p. 388.]

Nächtliches Erbrechen. [Reine AML. Bd. 2. S. 31.]

Plötzlich in der Herzgrube aufsteigendes und schnell unter Gluckern im Bauche verschwindendes Drücken. [G ß.]

Schwäche des Magens. [Andrée Cases of Epilepsy p. 262.]

75. Im rechten Hypochondrio schmerzhafte Rucke*). [G ß.]

Der Oberbauch und die Lebergegend sind schmerzhaft bei'm Darauffühlen (Ab. 11 U. d. 2. T.)**).

*) 75. Vergl. 119—121.
**) 76. Vergl. 116. 117.

Im Stehen heftiges Stechen und Herausdrängen in der Gegend der letzten wahren linken Ribben (Ab. 8 U. d. 3. T.).

Links über der Herzgrube an einem Ribbenknorpel ein stumpfspitziges absetzendes Drücken *). [S ß.]

Von der Herzgrube herab fährt plötzlich und schnell ein flüchtiges Schneiden bis zur Nabelgegend (n. ½ St.). [S ß.]

80. Zwei Abende nach einander, jedesmal nach 10 Uhr heftiges Leibweh, wie unterköthig in der linken Unterbauchseite **) (d. 2. u. 3. T.).

Den ganzen Abend Schmerz hier und da im Unterleibe, der sich einmal 1 Stunde lang als Pressen in der Nabelgegend festsetzt (d. 2. T.).

Aufgetriebenheit des Leibes. [S ß.]

Harter Unterleib. [S. Hahnemann.]

Im Unterleibe höchstes Ausdehnungsgefühl, als sollte er zerspringen. [S. Hahnemann.]

85. Große Neigung, den Unterleib einzuziehen, so daß er es sogar unwillkührlich thut (Wechselwirkung). [S ß].

Wenn er den Unterleib einzieht, schmerzliches Wehthun darin, wie Kneipen und Schneiden. [S ß.]

---

*) 77. 78. Vergl. 122.

**) 80. Die Haupt-Tageszeiten, wo der Baldrian seine Beschwerden erzeugt, sind der Mittag mit den ersten Stunden des Nachmittags (S. 47. 59. 60. 95. 99. 156. 166 — 170. 177.), und der Abend mit den Stunden kurz vor Mitternacht (S. 23. 40. 43. 76. 80. 81. 87. 91. 111. 117. 134. 150. 152. 185.); letztere besonders für die Unterleibsbeschwerden.

Im Bette Abends Leibweh, Kneipen im Unterbauche (d. 1. T.).

Im Unterbauche eine Art Winden mit einiger Ueblichkeit, wie zum Monatlichen. [Gß.]

Wühlender Schmerz im Unterleibe. [S. Hahnemann.]

90. Drückender Schmerz im Unterleibe. [S. Hahnemann.]

Im Unterbauche empfindlich drückend-ziehender Schmerz (Ab. 10—11 U. d. 2. T.)

Stumpf-drückender Schmerz in den Bauchmuskeln wie zerschlagen oder Verkältung, bei'm Einathmen schlimmer. [Gß.]

In der linken Unterbauchseite Schmerz, als hätte er sich verdehnt, im Sitzen *) (Ab. 7 U. d. 2. T.).

In der linken Unterbauchseite pressend krampfhafter Schmerz im Sitzen (Ab. 11 U. d. 2. T.).

95. Im Sitzen ziehender Zerschlagenheitsschmerz in der linken Unterbauchseite, nach der Mitte des Unterleibes sich verbreitend und kurz darauf Knurren in den Gedärmen (Nachmitt. 2 U. d. 2. T.).

Im Schooße, besonders auf dem Schaamknochen ein Zerschlagenheitsschmerz, der sich anfallsweise wie ein schmerzliches Drücken oder Ziehen vermehrt **). [Gß.]

Blos bei'm Auseinanderspreitzen der Oberschenkel ziehendes Drücken gleich vorn unter dem rechten Bauchringe (in den Inguinaldrüsen), mit Schmerz bei Berührung der Stelle (n. 1 St.).

---

*) 93. Vergl. 126.

**) 92. 93. 95. 96. Vergl. 142. 156. 164. 173. m.

Bohren im Mastdarm (Ab. 10 U. d. 2. T.).

Im Stehen bohrender Schmerz in der linken Seite des Mastdarms, gleichsam wie im Schließmuskel. (Mitt. 1 U. d. 2. T.).

100. Im Stehen ein Stich im Mastdarm (n. 1 St.).

Heftiges Reißen im After, wenn er im Sitzen sich etwas bewegt (Nachmitt. 2 U. d. 3. T.).

Durchfall. [S. Hahnemann. — Dodonaeus Pempt. S. 262.]

Häufige Stuhlausleerungen. [Haller hist. stirp. Helvet. indig. n. 210.]

Nachdem er sich nach einer ordentlichen Ausleerung vom Nachtstuhle erhoben hat, spürt er im After ein starkes Zwängen, als sollte Durchfall entstehen; dieses verschwindet allmählig, kommt aber nach einigen Stunden sehr heftig wieder, daß er von neuem zu Stuhl muß, wo er dann nur eine gewöhnliche Ausleerung hat. [S ß.]

105. (Der Säugling, welcher bisher öftere dünne Stuhlgänge hatte, hat jetzt noch häufigere, noch dünnere, fast wässerige Abgänge, worin konsistente Theile wie Stücken geronnene Milch schwimmen.) [S ß.]

Stuhl den ersten Tag gewöhnlich; nach 24 Stunden grünlicher Breistuhlgang mit etwas Blut.

(Beim Blähung-Lassen schreit der Säugling und preßt; es entgeht ihm dabei zuweilen etwas Blut durch den After.) [S ß.]

(Der Säugling, wenn er sein Wasser läßt, preßt stark, daß der dunkelrothe Mastdarm heraustritt, und dann fallen einige Bluttropfen heraus.) [S ß.]

Häufiger Harnabgang. [Horstius Pharmacol. cathol. f. clx. — Casp. Hoffm. Off. p. 583. — Carminati Opusc. therapeut. Vol. I. p. 227.]

110. Die ersten 3 Stunden öfteres Harnlassen.

Ein vorübergehendes Klemmen in der Blasengegend (d. 2. T. Ab.).

Kriebeln und Ziehen, wie Eingeschlafenheit in der Ruthe, Tags vorher öftere Erekzionen *) (d. 3. T. früh.)

Im Sitzen spannend gluckender Schmerz im rechten Hoden (den 2. T. Ab. 5 U.)**).

Starkes herzhaftes Nießen. [S ß.]

115. Vorübergehende Beklemmung der Brust, an der untersten wahren Ribbe der rechten Seite (vom Dunste).

Nach dem gewohnten Frühstück Schweräthmigkeit und Bangigkeit auf der Brust (fr. 9 U. d. 2. T.).

Im Gehen Drücken quer über die untere Hälfte der Brust und Athembeklemmung ***) (Ab. 10 U. d. 3. T.).

Während eines ganz langsamen Rittes häufige Stiche auf der Brust (Ab. 5 U. d. 3. T.).

Plötzliche Stiche in der Brust und zur Lebergegend heraus, daß er darüber erschrickt (Nachmitt. 2 U. d. 3. T.).

120. In der Brust ein zuckender (vulsoritus) Schmerz. [S. Hahnemann.]

---

*) 112. Nachwirkung? Agricola (medic. herbar. p. 49) gab ihn gegen Impotenz.

**) 113. Vergl. 125.

***) 115—117. Vergl. 76.

Unterhalb der rechten Achselhöhle einige schnelle flüchtige Rucke, wie elektrische Schläge *). [G ß.]

Bei'm Einathmen, besonders Tiefathmen, in der linken Brustseite (unterhalb der Achselgrube) ein stumpfer Stich, wie ein Herausdrücken, das so lange währt, wie der Athemzug; auch äußerer Druck erregt einen (Wundheits-) Schmerz **). [G ß.]

Bei'm Aufrechtsitzen und Stehen plötzliche Stiche in der Gegend des Herzens, die sich bei'm Bücken minderten, blos bei'm Einathmen (n. 2 St.).

Abends im Bette Ziehen quer über das Kreutz (d. 1. T.).

125. Oberhalb des After in der Gegend und gleichsam auf dem Steißbein, gluckſendes Drücken ***) (früh 9 U. d. 2. T.).

In der linken Lendengegend über der Hüfte ein empfindlicher Schmerz, als hätte er sich schwer verhoben, im Stehen und besonders Sitzen schlimmer, als im Gehen ****). [G ß.]

In der linken Seite unter den kurzen Ribben einzelne Stiche (n. ½ St.). [Stpf.]

Stiche in der Nierengegend bei'm Niedersetzen (n. 2½ St.).

Ziehender Schmerz im Rücken. [S. Hahnemann.]

130. In den Schulterblättern rheumatische Schmerzen. [S. Hahnemann.]

---

*) 119—121. Vergl. 75.

**) 122. Vergl. 76—78.

***) 125. Vergl. 113.

****) 126. Vergl. 98.

In der Achselgrube fast schmerzhaft unangenehmes Jucken (Nachm. 3 U. d. 3. T.).

An der Achsel, auch an andern Orten auf einer ganz kleinen Stelle ein schründendes Drücken oder Stumpfstechen, wie mit einem harten stumpfen Instrumente. [G ß.]

Am Kopfe des Oberarmknochens stumpfer Druck, wie mit der Fingerspitze. [G ß.]

Am hintern Rande des Deltamuskels empfindliches Stechen (Ab. 11 U. d. 2. T.).

135. Jählinges klammartiges Ziehen (eine Art Zucken) in den Muskeln des Oberarms gleich über der Ellenbogenbeuge und in den äußern Muskeln des Oberschenkels (Mitt. 12 U. d. 4. T.).

Während des Schreibens klammartiges Ziehen am zweiköpfigen Muskel des rechten Oberarms herab (vom Dunste).

Durch die Oberarmröhre fährt ein wiederholtes klammartiges Zucken herab, wie elektrische Schläge, recht im Innern (Knochen) und höchst empfindlich. [G ß.]

Wenn er den linken Arm gebeugt auf den Tisch legt (bei'm Schreiben), ziehender Schmerz vom Deltamuskel herab und in der Ellenbogenbeuge; läßt er ihn herabhängen, so geht das Ziehen durch den ganzen Arm zuletzt in ein Schwerheitsgefühl der Finger über, als strotzten sie von Blut (n. ¼ St.).

Im linken Arme von der Achsel bis in die Finger in den Muskeln ein sehr schmerzhaftes Ziehen mit einzelnen Stichen vermischt; eine Art Reißen, durch keine Lage vermehrt oder gemindert, welches nach einer

zweiten Gabe (ob es gleich schon mehrere Stunden verschwunden war) noch weit heftiger von Neuem wiederkehrte, und sodann im Gehen, nach einem heftigen Stich im Knie (daß sie kaum gehen konnte) verschwand und einem vom Kniee in die Fußzehen herauf- und herabziehenden Schmerz wich (bei'm Gehen gelinder als bei'm Sitzen), welcher sodann auch, doch gelinder, in den rechten Fuß zog *). [Stpf.]

140. Stiche unterhalb der Ellbogenspitze (Ab. 6 U. d. 2. T.). (Reißen im Ellbogengelenke).

Bei'm Schreiben Schmerz in den Ellbogenbeugen, wie zerschlagen, welcher sich dann ziehend am zweiköpfigen Muskel des Oberarms herauf verbreitet**) (früh 7—9 U. d. 3. T.).

Reißen an der innern Seite des Vorderarms herauf (Nachmitt. 4 U. d. 3. T.).

Bei'm Schreiben Zittern der Hände, Hitze und Röthe der Backen mit Wärme des übrigen Körpers (fr. 10 U. d. 3. T.).

145. In der linken Hand plötzlich heftige gleich verschwindende Rucke; bei'm Anfühlen thut die Stelle noch nachher weh. [Gß.]

Durch den linken Daumen ein klammartiges, wie elektrisches mehrmaliges Zucken. [Gß.]

Stiche in den mittlern Phalangen der Fingerknochen (Ab. 11 U. d. 3. T.).

---

*) 139. zusammengehörend mit 165, s. hierzu Anm. zu 154.

**) 142. Vergl. 92—96.

Abends im Bette Hitzgefühl der linken Hüfte, wie Brennschmerz (Ab. 11 U. d. 3. T.

In den Muskeln der rechten Hüfte Fippern und Zucken. [Gß.]

150. Ueber dem After in der Gegend und gleichsam auf dem Steißbeine gluckſendes Drücken (fr. 9 U. d. 2. T.).

An der äußern Seite der Dickbeine herauf bis in die Hüfte reißend klammartiger (zuckender?) Schmerz (Vormitt. d. 4. T.).

Im Sitzen Klammschmerz vorn auf dem Oberschenkel, der sich bis in die Dünne heraufzieht (Ab. 10 U. d. 2. T.).

Blos bei'm Seitwärtsausstrecken der Untergliedmaßen, Ziehen an der äußern Seite des Oberschenkels herab (n. 2 St. fr.).

(Bei'm Stehen) in der Mitte des linken Oberschenkels wiederholtes flüchtiges Zucken, wie elektrisirt, dann daselbst Zerschlagenheitsschmerz *). [Gß.]

---

*) 154. Vergl. 137. Vergleicht man bei den Beschwerden, welche Baldrian in den Gliedmaßen erregt, die Symptome 132. und 147.; dann 135. und 157.; 136. und 152.; 137. und 154.; ferner 140—142. und 158—160.; 140. und 162.; 143. und 165. 169. 170.; endlich 145. und 175.; 146. 147. und 183. 184. mit einander: so läßt sich eine große Aehnlichkeit nicht verkennen, welche nicht allein hinsichtlich der Schmerzen, sondern auch ihrer Stellen (z. B. Oberarm, Oberschenkel) obwaltet, was auch bei andern Arzneien nicht selten der Fall ist. Der Homöopathiker macht hier keinen gewagten Schluß, wenn er bei einem übrigens genau passenden Mittel, wo aber die gesuchten Schmerzen, z. B. der Untergliedmaßen, nicht bei ihnen, sondern bei den Obergliedmaßen vorhanden sind, sich durch diesen Mangel an Symptomen

155. Oberhalb des linken Kniees über den (Ober-) Schenkel queer herüber ein stumpfer Druck von Zeit zu Zeit, in Absätzen; dann wieder herabwärts gehend vom Schenkel nach dem Kniee. [G ß.]

Während des Fahrens in der Mitte des rechten Oberschenkels bis über's Knie herab an der äußern Seite desselben Schmerz, wie zerschlagen, besonders wenn der Wagen etwas staucht*) (n. 6—8 St. Nachmitt.).

Wenn er anfängt zu gehen, besonders bei'm Fehltreten, Schmerz wie Klemmen gleich oberhalb der rechten Kniekehle (Nachm. 4 U. d. 2. T.).

Schmerz der Kniescheiben (d. 4. T.).

An der äußern Seite des linken Kniees ein Schründen. [G ß.]

160. Reißen in den Kniekehlen im Sitzen und Stehen (Ab. 11—12 U. d. 2. T.)

Links unter dem linken Kniee gleichmäßiges stumpfes Drücken, wie mit einer starkdrückenden Fingerspitze. [G ß.]

Stechen vorn am obern Kopfe der Schienbeinröhre (fr. 11 U. d. 3. T.).

Ungemeine Schwere und Müdigkeit der Unterschenkel bei'm Stehen, im Sitzen vergehend (n. ½ St.). [G ß.]

---

von der Anwendung desselben nicht abhalten läßt. Die Beschwerden der Obergliedmaßen wechseln, wie in Krankheiten, so bei der Arzneiwirkung nicht selten mit denen der Untergliedmaßen und umgekehrt.

*) 154. 156. Vergl. 92—96.

Bei'm Gehen vorn in der Mitte der Schienbeine Zerschlagenheitsschmerz, als wären die Röhren dort zerbrochen gewesen und noch nicht ganz geheilt (Tage lang anhaltend). [S ß.]

165. Nach einem heftigen Stich im linken Kniee ein herauf- und herabziehender Schmerz vom Kniee bis in die Fußzehen, welcher sodann auch in das andere Bein zog; vorher Schmerz von der Achsel bis in die Finger *). [Stpf.]

Im Sitzen spannendes Wehthun von der Kniekehle aus durch die ganze Wade **) (Nachmitt. 1 U. d. 2. T.).

Schwere in den Waden, bei'm Gehen ist's, als könnte sie nicht recht fort. [Stpf.]

Abgeschlagenheit und Spannen der Waden, im Stehen (Nachmitt. d. 3. T.)

Wenn er das rechte Bein über das linke legt, bekommt er Reißen in der linken Wade (Nachm. 4 U. d. 2. T.).

170. Im Sitzen pulsmäßiges Reißen in der rechten Wade (Nachmitt. d. 3. T.).

Im Sitzen zwickender Schmerz an der äußern Seite der Wade (Ab. 5 U. d. 2. T.).

Im Sitzen Ziehen in den Fußgelenken (Nachmitt. 4. U. d. 2. T.).

---

*) 165. zusammengehörend mit 139., s. hierzu Anm. zu 154.

**) 166—170. waren bei Versuchen an Gesunden sehr hartnäckige Symptome, und kehrten nach 2—3 Monaten noch periodisch wieder. S. Anm. zu 30. 179.



Während des Fahrens, wenn der Wagen stauchte; Schmerz, wie zerschlagen, im linken Fußgelenke (n. 6—8 St. Nachmitt.)

(Nachdem er schnell die Treppe heraufgelaufen) ein flüchtiger Verrenkungsschmerz im rechten Fußgelenke, den er am meisten im Stehen fühlt, fast gar nicht im Gehen, wodurch er eher zu verschwinden scheint. [G ß.]

175. Am innern Rande des rechten Unterfußes flüchtiges wiederholtes Zucken, wie elektrische Schläge (n. ½ St.). [G ß.]

Plötzlich am äußern Knöchel des rechten Unterfußes ein Verrenkungsschmerz, den er mehr im Stehen, als Gehen fühlt. [G ß.]

Anhaltendes Stechen gleich über dem linken Fußknöchel an der Achillessehne (Mitt. 1 U. d. 3. T.).

Ziehen und wie abgeschlagen längs der Achillessehne nach der Ferse zu, im Sitzen; bei'm Aufstehen vom Sitze verschwindend *) (vom Dunste).

Beständiges Wehthun der Fersen (d. 3. T.)

180. Im Sitzen Wehthun der Fersen, besonders der rechten (n. 24 St.).

Im Sitzen Stechen und Wehthun der Fersen (d. 4. T.).

Reißen im Ballen der Fußsohlen mit nachfolgender Wärme (Nachmitt. d. 3. T.).

---

*) 177—181. Diese Beschwerden kehrten 3—4 Monate lang ohne frühere Geneigtheit dazu zuweilen wieder. S. Anm. zu S. 30.

Reißen auf dem Rücken der Fußzehen, besonders der großen (Ab. 11—12 U. d. 2. T.)

Schwere, zugleich mit einem ziehenden und unterköthigen Schmerz in den Spitzen der mittleren drei Fußzehen, nebst einer kältenden Empfindung, als zöge ein Wind durch die Fußsohlen bis in die Waden (Nachmitt. 4 U. d. 2. T.).

185. Wehthun der Fußzehspitzen (Ab. d. 4. T.).

Rheumatische Schmerzen in den Gliedern. [S. Hahnemann.]

(Bei ruhigem Sitzen) in den Ober- und Untergliedmaßen empfindliches langsames Ziehen und Zucken, wie im Knochen. [Gß.]

Lähmige Stumpfheit in den Gliedern. [S. Hahnemann.]

Wenn er zu gehen aufhört, Lähmigkeitsschmerz in den Knieen, Ellbogen und Schultergelenken (n. 4 St.).

190. Früh nach dem Aufstehen größte Mattigkeit in den Kniekehlen und Fußgelenken mit Zerschlagenheitsschmerz über die Oberschenkel herüber und im Kreutze (d. 3. T.).

Wenn er eine Strecke gegangen, steifer Müdigkeitsschmerz in den Beugungen der Arme und Kniekehlen (n. 10. St. Nachmitt. 5 U.).

In den Gliedern Schmerz, wie von Zerschlagenheit. [S. Hahnemann.]

Ziehen, wie flüchtige Rucke an vielen Stellen, bald hier, bald da. [Gß.]

Hier und da in den Muskeln oberflächlich ein Fippern und Zucken. [Gß.]

195. An mehrern Orten auf einer ganz kleinen Stelle schründendes Drücken oder Stumpfstechen, wie mit einem harten stumpfen Instrumente. [Gß.]

Schründen hier und da an kleinen Stellen, die man mit der Fingerspitze bedecken kann. [Gß.]

Hautausschlag, erst roth zusammenlaufend, dann kleine weiße, harte, erhabene Knötchen in Menge am Arme und über der Brust *).

Krankhafte Aufgereiztheit der Nerven, ob er gleich munterer und kräftiger scheint, als vorher, so fühlt er sich doch sehr matt in den Augen, Armen, Kniekehlen**) (n. 28 St. Vormitt. d. 2. T.).

Gähnen und Dehnen der Glieder. [Gß.]

200. Abends große Abgespanntheit und Schläfrigkeit (d. 2. T.)

Schlaf die erste Nacht mit vielen verworrenen Träumen und früh noch große Müdigkeit.

Schlaf die zweite Nacht voll ängstlicher und zum Theil wollüstiger Träume, z. B. er fahre zu Wagen in einem tiefen Wasser.

Sie schläft (nebst dem Säuglinge) ruhiger, als zuvor, ohne ängstliche und verworrene Träume***). [Gß.]

Schlaflosigkeit. [S. Hahnemann.]

205. Herumwerfen im Schlafe. [S. Hahnemann.]

Vermehrter Pulsschlag [Carminati a. a. O. S. 238.]

---

*) 197. Vergl. 50.

**) 198. Vergl. 52. 59. 232.

***) 203. Heilnachwirkung nach vorher entgegengesetztem Zustande.

Puls 85 Schläge in der Minute (fr. 10 U. d. 3. T.).

Der Puls ist ein wenig beschleunigt und unregelmäßig, indem bisweilen zwei bis drei schnellere Schläge mit unterlaufen, zugleich ist er gespannter. [G ß.]

Puls in der Minute 90 Schläge, in der ersten Viertelstunde voll und kräftig, in der zweiten kürzere Diastole, bei angenehmer Wärme über den ganzen Körper und mit einem zitterigen ängstlichen Gefühle, wie aus dem Unterleibe *) (n. 2 St.).

210. Puls ungleich, in der einen Minute 60 und in einer der nächst darauf folgenden 90 Schläge; schwach und klein (n. 2 St. Vormitt.).

Puls nach ¾ St. 78 Schläge, bei schwachem kaum fühlbarem Herzschlag (von 86 Schlägen) (n. ¾ St.)

Frostigkeit. [S. Hahnemann.]

Schauderanfälle vom Nacken herab. [G ß.]

Frösteln rieselt über den ganzen Körper herab. [G ß.]

215. Zitteriges vorübergehendes Frostigkeitsgefühl (n. 2 St. fr. 11 U.).

Synochus. [Hahnemann.]

Vermehrte Wärme. [Carminati a. a. O. — Hahnemann a. a. O.]

Angenehm vermehrte innere und äußere Wärme des Körpers (die erst. 2 St.).

Den ganzen Tag vermehrte Wärme, bei schnellem und häufigem Pulse (d. 2. T.).

---

*) Die erste und schnellste Wirkung des Baldrian, welche allen andern vorausgeht, ist die der Beschleunigung des Pulses und der Kongestionen nach dem Kopfe.

220. Die ersten 4 Stunden, beständige Hitze im ganzen Körper und Unruhe.

Abends im Sitzen trockne Hitze im Gesichte und im ganzen Körper (Ab. 9 U. d. 2. T.).

Abends 2 Stunden lang mehrmals Hitzüberlaufen über die Wangen, wobei der Puls nur 60 Schläge hat; bei Trockenheitsgefühl der Zunge, ohne Durst und ohne vorgängigen Frost (d. 2. T.).

Am ganzen Leibe ist ihr warm, nur an der Hüfte ist's, als würde sie mit kaltem Wasser übergossen. [S ß.]

Während des Hitzüberlaufens der Wangen Abends ziehend drückender Schmerz in der rechten Kopfseite, der sich dann drückend in die rechte Augenhöhle zieht; und 1—2 Stunden darauf Leibweh *) (d. 2. T.).

225. Den ganzen Tag vermehrte Wärme des Körpers, besonders bei Bewegung, mit ausbrechenden Schweißen im Gesichte, an der Stirne ꝛc., bei frequentem starken Pulse von 80 bis 90 Schlägen (d. 1. T.).

Während des Mittagessens Hitzgefühl im ganzen Körper und Gesichte, mit Schweiß in den Stirnhaaren (d. 1. T. n. 3 St.).

Den ganzen Vormittag Hitze und bei der geringsten Bewegung Schweiß (d. 3. T.).

Häufiger Schweiß [Marchant Memoires de l'acad. d. sc. de Paris 1706. — Juncker a. a. O.]

Im Gehen sogleich Hitze und Schweiß am ganzen Körper, besonders im Gesichte (d. 1. T.).

---

*) 224. Vergl. oben 14. 15. 16.

230. Zitteriges Wesen, er hat nirgends Ruhe, wie bei bevorstehender großer Freude (n. $1\frac{1}{4}$ St.).

Herzklopfen. [S. Hahnemann.]

Im Finstern Abends Furchtsamkeit (es könne ihm Jemand was zu Leide thun) *) (d. 1. T.).

Gemüth heiterer als vorher; er konnte alles leichter übersehen und begreifen; eine Art Freudigkeit, wie sie nach Kaffee zu entstehen pflegt (d. 1. T.).

(Besonnenheit, Ernst) (d. 2. T.).

235. Aengstliches, hypochondrisches Gefühl, als wären die umgebenden Gegenstände ihm entfremdet und er von ihnen abgesondert; das Zimmer erscheint ihm öde und unheimlich, es treibt ihn dasselbe zu verlassen (vom Dunste). [Wsl.]

---

*) 232. Vergl. 52. 59. 198.

Druckfehler.

Seite		Zeile	
Seite 7	Zeile	15	statt Nervenelement lies Nervenaliment.
— 15	—	6	— befreite l. befragte.
— 15	—	20	— dem l. den.
— 91	—	11	— Muse l. Muße.
— 148	—	7	l. jactura aliqua.
— 153	—	17	st. Physobatano l. Physobotano.
— 153	—	19	st. theot. l. theatr.
— 159	—	23	l. Pauli, Hill.
— 162	—	11	st. nicht beruhigende l. nicht zu beruhigende.

Archiv

für

die homöopathische Heilkunst.

Herausgegeben

von

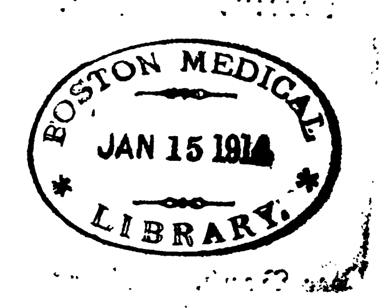
einem Vereine deutscher Aerzte.

Zweiter Band. Drittes Heft.

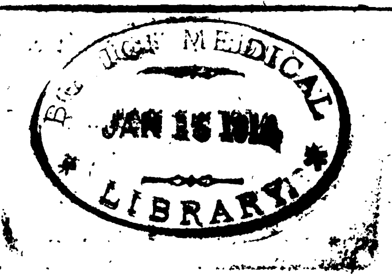
Leipzig, 1823.
Bei Carl Heinrich Reclam.

Tut, man! — one fire burns out another's burning,
One pain is lessen'd by another's anguish;
Turn giddy, and be holp by backward turning;
One desperate grief cures with another's languish;
Take thou some new infection to thy eye,
And the rank poison of the old will die.

Shakespeare, Romeo and Juliet, I. 3.



Inhalt.



Ueber zweckmäßige Anwendung des Quecksilbers in der syphilitischen Krankheit,

von

Dr. W. E. Wislicenus,

in Eilenburg.

Obgleich bald nach Ausbreitung der Syphilis das Quecksilber als das für dieselbe passendste, spezifische Heilmittel bekannt wurde und auch diesen Ruhm stets behauptet hat, so ist seine Anwendung, trotz der verschiedensten, seit seiner Bekanntwerdung eingeschlagenen Methoden, es dem Kranken zu reichen, doch noch so wenig zur Vollkommenheit gediehen, daß man selbst in den neuesten Zeiten, durch den so häufig damit angerichteten Schaden abgeschreckt, sich bemühte, es durch Auffindung anderer antisyphilitischer Mittel entbehrlich zu machen. Wie bei so manchen andern Arzneien, so suchte man auch bei dieser den damit bewirkten Nachtheil mehr in der eigenen Natur derselben, als in seiner unrechten Gebrauchsart und kam daher aus Besorgniß wegen seiner Nachwehen auf den Gedanken, des frühern, glücklichen Fundes sich wieder

zu entäußern. Eine zu materielle Ansicht der syphilitischen Krankheit so wie der Wirkungsart der Merkurialmittel führte eine unzweckmäßige Behandlung derselben herbei. Die zu Ende des vorigen Jahrhunderts von Hahnemann aufgestellte geläuterte Theorie und Heilart dieser Krankheit brach die Bahn eines razionellern Verfahrens, auch unterließ ihr Urheber nicht, seine allmählig immer mehr vervollkommneten Ansichten der Welt vor Augen zu legen. Zwar hat sich dadurch eine bessere Behandlungsart mehr verbreitet, indessen sind die frühern untauglichern keineswegs gänzlich verlassen worden. Am wenigsten dürfte die ganz neuere Ansicht Hahnemanns befolgt werden, weil diese dem herrschenden Glauben zu sehr widerspricht und man zu wenig geneigt seyn dürfte, ihr Vertrauen zu schenken, so lange man überhaupt noch nicht von der Wahrheit der homöopathischen Heillehre überzeugt ist. Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes durch die leider so große Verbreitung dieser Seuche kann eine Aufmunterung zur genauern Würdigung desselben, die sich auf praktische Erfahrungen stützt, nicht unnütz erscheinen. Wenn auch das früher von mir befolgte Verfahren noch nicht so einfach ist, als das neuerdings von Hahnemann angegebene, so nähert es sich doch diesem schon sehr und ich glaubte, um so eher etwas darüber sagen zu können, da ich sah, wie durch einige glückliche Heilungen dieser Art in einem öffentlichen Krankenhause mehrere anwesende achtungswürdige Aerzte von der Vorzüglichkeit dieser Behandlungsart überzeugt wurden *).

*) Als im Jahre 1821 auf hohe Veranlassung im allgemeinen Garnisonlazareth zu Berlin eine Anzahl Kranker homöopa-

Wie unvollkommen die früheste Behandlung der Syphilis war, wie unzuverlässig in ihrem Erfolge, wie angreifend dabei für die Kranken, ist hinlänglich bekannt. Durch die sogenannte Vorbereitungskur erst recht geschwächt, wurden die Leidenden mit einer großen Menge Quecksilber oft sehr lange und anhaltend bestürmt und seinen heftigen und zerstörenden Wirkungen hingegeben, ohne oft durch alle diese überstandenen Qualen gegen den erneuerten Ausbruch der ursprünglichen Krankheit in verschlimmerter Gestalt, oft noch durch Zutritt der Merkurialkrankheit fast unheilbar gemacht, sicher gestellt zu seyn. War aber auch im glücklichern Falle die Syphilis beseitigt, so blieb an deren Stelle oft das Quecksilbersiechthum zurück und groß war die Zahl der Unglücklichen, welche durch diese Krankheit und ihre falsche Behandlung auf längere Zeit, ja für ihr ganzes Leben elend wurden und nie wieder zum Besitz ihrer Gesundheit gelangten. Wenn auch in den neuern Zeiten die Behandlung verbessert wurde, wenn das Verfahren auch nicht ganz so stürmisch blieb, so ist es im Ganzen doch immer noch sehr heroisch und noch gar zu oft mit traurigen Nachwehen verbunden. Haben die Kranken auch nicht so viel mehr zu leiden, als in früherer Zeit, so ist die Behandlung doch keinesweges eine leichte zu nennen und die vorbereitenden Schwächungskuren sind noch nicht völlig verschwunden. Gro-

thisch behandelt wurde, war es unter den übrigen gelungenen Heilungen besonders auch die der Venerischen, welche die Aufmerksamkeit der dasigen Herren Militärärzte auf sich zog und einige zur Nachahmung dieses Verfahrens (mit günstigem Erfolg) bewog.

ßen Einfluß auf das praktische Verfahren hat die Ansicht über die Natur der Krankheit und ihre Entstehung. Noch kann man sich bei weitem nicht gänzlich von der Idee befreien, dieselbe bei ihrem Ursprung als ein örtliches Leiden und den Schanker als ein lokales Symptom zu betrachten, von dem aus erst durch Aufsaugung in das Lymphsystem das Gift dem ganzen Organismus mitgetheilt werde; eine Hypothese, welche Hahnemann an mehrern Orten kräftig und siegreich bestritten hat. Zwar sah man nach örtlicher Vertreibung der Schanker öfters die Lustseuche hervorbrechen (nicht erst entstehen), indessen nahm man dann an, das Gift sey gerade während der lokalen Behandlung resorbirt worden. Nun könnte uns zwar die theoretische Ansicht gleichgültig seyn, wenn nur die Praxis dadurch nicht irre geführt würde. Zwar ist der innere Gebrauch des Quecksilbers ziemlich verbreitet und wird von den bessern Aerzten wohl nicht leicht unterlassen, viele begnügen sich auch ganz mit diesem, bei weitem aber noch nicht alle, im Gegentheil wird die äußere Behandlung noch oft damit verbunden und von vielen Schriftstellern angerathen, ja man hört sogar noch die Behauptung, ein primärer Schanker heile nie bei blos innerer Behandlung. Ja leider ist nicht einmal die alte, rohere Art ganz verschwunden, den Schanker durch Aetzmittel zu zerstören, besonders wenn seine Ränder sehr hart sind, als ob durch Wegbeitzen dieses Geschwürs etwas gewonnen sey! Allerdings mag diese verderblichste aller Verfahrungsarten jetzt endlich wohl seltner und ohne gleichzeitigen Gebrauch des Quecksilbers vielleicht fast nie angewendet werden, indessen ist es traurig, wenn in unse-

ten Tagen auch nur Einzelne so hintergangen werden. Scheinbar ist freilich der Kranke auf diese Art am schnellsten seines Uebels überhoben, der Schanker ist vertrieben, doch oft nur allzubald treten die übrigen Symptome der Lustseuche, Bubonen, Geschwüre in der Mundhöhle u. s. w. hervor oder erst später die schleichenden und anhaltendern. Wird er nun vielleicht wieder unpassend behandelt, so setzt sich das Uebel immer fester, und die traurigsten Folgen bleiben nicht aus. Selbst unter geschickten Händen ist die gänzliche Herstellung unsicher, da das einzige sichre Kennzeichen der noch bestehenden innern Krankheit, der Schanker, den Augen des Arztes entrückt ist. Eben so bleibt dieser ungewiß über die völlige Tilgung der gesammten Krankheit, wenn durch alleinige oder auch durch gleichzeitige äußere Anwendung des Quecksilbers (besonders scharfer Präparate) der Schanker gewichen ist, indem auf diesem Wege die gänzliche Befreiung des übrigen Körpers von dem venerischen Gifte nicht dargethan ist. Noch weniger ist dies der Fall, wenn durch das Quecksilber übermäßige Absonderungen erregt werden, besonders der Speichelfluß, wie vorzüglich bei der sonst herrschenden materiellen Ansicht gewöhnlich geschah. Von dieser Ansicht ist man jetzt zwar ziemlich zurückgekommen und sucht die Salivation mehr zu vermeiden, doch tritt sie bei Darreichung der öftern und großen Gaben des Merkur noch oft ein und hindert die Heilung. Dies letztere wird durch die Erfahrung erklärt, daß die Wirkung jeder Arznei auf den menschlichen Körper schwächer wird, so bald sie starke Ausleerungen irgend einer Art hervorruft, indem sich so ihre Kraft gleichsam entladet. Dergleichen Ausleerungen

treten besonders nach großen Gaben ein, daher kleinere oft kräftiger wirken.

Ein wichtiger Punkt bei Behandlung der venerischen Krankheit ist die Wahl eines passenden Präparats des Quecksilbers, und zwar eines solchen, in welchem die Natur dieses Metalls durch keinen fremden Zusatz abgeändert ist, eines möglichst reinen. Die früher gebräuchlichen entsprachen dieser Anforderung sämmtlich nicht, indem in ihnen das Quecksilber durch seine Verbindungen, vorzüglich mit Säuren, seine eigenthümlichen Wirkungen zum Theil verloren, wenigstes noch andere hindernde Nebenwirkungen erhalten hatte. Hahnemann stellte zuerst in seinem auflöslichen Quecksilber ein von fremden Zumischungen ziemlich reines Präparat dar. Da dasselbe die Kräfte des Quecksilbers rein äußert, so ist es eben deswegen so vorzüglich zur Heilung der Syphilis und hat auch darin großen und verdienten Ruf erhalten. Indessen ist es doch nicht das einzige, was man in der venerischen Krankheit anzuwenden pflegte, wenigstens eben so oft wurde in derselben noch das Calomel gebraucht, ein wegen seiner Verbindung mit Salzsäure weit weniger taugliches Präparat. Noch weniger paßt dazu aus demselben Grunde der Merc. subl. corros., in dem die eigentliche Natur des Quecksilbers noch mehr verloren gegangen ist, der indessen noch oft angewandt wird, vorzüglich bei hartnäckigen, schwierigen Formen der Syphilis, oder auch, nächst dem rothen Präzipitate, äußerlich bei syphilitischen Geschwüren, während innerlich das Quecksilber in einer andern Form gegeben wird. Letzteres Verfahren ist eben so wenig zu billigen,

indem ebenso, wie jede äußere Behandlung der venerischen Geschwüre, es auch zweckwidrig ist, zwei Merkurialpräparate zu gleicher Zeit in Gebrauch zu ziehen, indem diese natürlich in ihrer Wirkung von einander abweichen und hier nicht minder, als in andern Fällen, der gleichzeitige Gebrauch verschiedener Mittel zu vermeiden ist.

Neuerlich hat Hahnemann die Verfertigung eines Quecksilberpräparats bekannt gemacht, welchem er noch den Vorzug von dem früher von ihm angegebenen ertheilt, indem es seinen Erfahrungen zu Folge noch reiner und also auch noch passender sey *).

Die Behandlung der Syphilis wurde weit naturgemäßer, sicherer und einfacher, als Hahnemann, auf blos innere Anwendung des Quecksilbers dringend, das zuerst von ihm geschilderte Merkurialfieber als Bedingung der Heilung festsetzte **). Immer weiter in seinen Beobachtungen vorschreitend, stellte er eine ganz reine, dynamische Theorie dieser Krankheit auf und gründete darauf ein eben so dynamisches Heilverfahren. Er zeigte, daß die nach Vertreibung der Schanker sich hervorthuende Lustseuche nicht erst jetzt sich bilde, sondern schon vorher vorhanden sey, nur durch das stellvertretende Lokalsymptom, den Schanker, beschwichtigt ***). (Daher kann mit Recht die Krankheit schon bei ihrem Ursprung Syphilis genannt werden, indem sie dieselbe ist, wie späterhin in veränder-

*) Siehe Reine Arzneimittellehre 1. Bd. 2. Aufl. Vorwort zu Quecksilber.

**) Unterricht für Wundärzte über die venerischen Krankheiten. Leipzig 1789.

***) S. Organon der Heilkunst 2. Aufl. S. 283. Anmerk.

ten Form). Die Heilung dieser Krankheit geschieht also weder auf materiellem, noch auf chemischem Wege, sondern auf dynamischem, wie die der übrigen. Auf viele, höchst verschiedene Weise hat man von jeher die Wirkung des Quecksilbers zu erklären gesucht und groß ist die Zahl der darüber aufgestellten Hypothesen, doch da durch alle die Lösung des Räthsels nicht gelang, so zählte man das Quecksilber zu den Mitteln, welche man spezifische nannte, d. h. solche, deren durch Erfahrung bestätigte Wirkung in bestimmten Krankheiten auf gewöhnliche Art nicht zu erklären war*). Der Homöopathie war es aufbehalten, die Wirkung dieser Mittel zugleich mit den übrigen zu

*) Das war ein schlechtes Zeichen für die ärztlichen Theorien, daß sie gerade das Heilungsprinzip der wenigen bekannten spezifischen Mittel nicht erkannten, also sich auch nicht deutlich und naturgemäß darüber erklären, wohl aber in den vielfachsten und oft naturwidrigsten Hypothesen bewegen konnten. Daher kam's auch, daß diese ärztlichen Theorien, aus eigner Kraft, in Folge ihrer Theoreme, kein einziges spezifisches, d. h. wahres Heilmittel zu finden im Stande waren; denn was wir davon besitzen, ist alles Geschenk glücklichen Zufalls, meist aus der ungelehrten in die gelehrte Praxis hinübergekommen. Nur die treueste Beobachtung der Natur läßt ihre einfach großen Gesetze erkennen, und den Weg mit Glück verfolgen, den sie geht, d. h. das Naturgemäße, wahrhaft Heilbringende, Spezifische, (das Rechte) mit hellem Bewußtseyn suchen und finden. So sucht und findet die homöopathische Heilkunst für jeden einzelnen Krankheitsfall das spezifische Mittel, unbekümmert um all die hochgebaueten Theorien, die doch nur die sogenannt nicht spezifischen Mittel — also die nicht direkt heilenden, die nicht zunächst angemessensten, — zu Tage zu fördern und ihre Wirkungsart, oft hypothetisch genug, zu erklären verstehen.

Anmerk. d. Redact.

erklären, nämlich durch Aehnlichkeit in ihren Symptomen. Sehr auffallend findet diese zwischen der venerischen Krankheit und dem Quecksilber statt. Die den syphilitischen ähnlichen Merkurialgeschwüre sind bekannt, und wer sich über diese gegenseitige Verwandschaft näher unterrichten will, der vergleiche mit den bekannten Erscheinungen der Lustseuche die Symptome des Quecksilbers in der R. A. M. Lehre u. a. O. So ist auch die Syphilis in die Reihe der übrigen Krankheiten getreten, welche ihre schnelle, leichte und sichere Hülfe in dem homöopathischen Heilverfahren finden.

Doch ich gehe nun über zur Anwendung des Quecksilbers in den einzelnen Formen der Syphilis und betrachte zunächst die reinen Schanker.

Wie wichtig es sey, daß der Schanker durch keine äußere Behandlung gestört werde, sondern ungereizt auf seiner Stelle bleibe, um durch sein freiwilliges Verschwinden ein sicheres Kennzeichen der Tilgung der innern Krankheit zu geben, ist schon berührt worden. Die neueste Erklärung Hahnemann's über die Behandlung der reinen Schankerkrankheit in der R. A. M. Lehre 1. B. 2. Aufl. ist in der That überraschend, indem er jetzt sein daselbst angegebenes reinstes Präparat durch mehrmaliges Verreiben bis zum Quadrilliontheil eines Grans verdünnt und eine einzige Gabe selbst gewöhnlich für hinreichend und binnen 14 Tagen ohngefähr die Heilung bewirkend erklärt. Wie unendlich sticht dies ab gegen das bisher übliche Verfahren! Wohl dürfte es den Aerzten schwer fallen, von ihrer gewöhnlichen Methode sogleich zu dieser, ihnen gewiß unglaublich dünkenden überzugehen. Viel-

leicht könnte noch eher ich von dieser freilich noch abwei-chende Handlungsweise, welche ich, so wie mehrere andere homöopathische Aerzte, vor der Bekanntmachung von Hahnemanns neuester Heilart befolgte, Glauben bei ihnen finden und ich will sie also hier mittheilen, nicht als Muster, sondern nur zum Beleg, wie wenig es der gewöhnlichen angreifenden Behandlung bedürfe und wie weit leichter die Heilung schon auf diese Art zu erlangen sei.

Natürlich bediente ich mich des auflöslichen Quecksilbers. In seiner Verdünnung bin ich nicht weiter als zu $\frac{1}{10000}$ Gran gestiegen, doch wie ungemein klein ist nicht schon so eine Gabe gegen die gewöhnlichen ½. Von einer oder ein Paar Gaben erwartete ich jedoch die Heilung noch nicht, da ich die Krankheit schon bei ihrem Ursprunge für zu festsstehend ansah, deshalb reichte ich die Gaben früher noch sehr häufig, täglich, selbst mehre, doch stets nur einen kleinen Theil eines Grans eines $\frac{1}{100000}$; indessen überzeugte ich mich später, daß diese öftere Wiederhohlung unnütz, ja selbst hindernd sey, weshalb ich sie verminderte*). Schon

---

*) Mehrere Leute mit höchst ausgebildeten, ächten Schankergeschwüren an der Vorhaut, mit Phimosis und Paraphimosis, wurden in der neuesten Zeit, einzig und allein durch drei Gaben Merkur, deren jede den millionsten Theil eines Grans betrug, binnen 20 Tagen vollkommen, ohne Entstehung irgend einer andern Beschwerde und dauerhaft geheilt. In diesem Falle nähert sich die Behandlungsweise dem Ideale, welches Hahnemann in der oben angeführten Stelle der reinen AMLehre aufstellt, schon sehr bedeutend und fernere Erfahrungen werden wahrscheinlich auch die Heilkraft Einer und zwar so kleinen Gabe wohl zubereiteten Quecksilbers, wie sie dort angegeben ist, bestätigen.

Anmerk. d. Redakteurs.

bei dieser Behandlung kann man auf einen sehr günstigen Erfolg zählen. Ohne daß die Kranken (vorausgesetzt, daß sie nur an Schanker leiden, sonst aber wohl und kräftig sind) sonst etwas von dem Mittel zu spüren pflegen, zeigt sich die Kraft desselben gewöhnlich schon in den ersten Tagen dadurch, daß die Schanker anfangen ein reineres Ansehen zu bekommen, der unreine Grund wird natürlicher, die spekartigen Ränder nehmen ab. So schreitet die Besserung fort, bis endlich der Schanker ganz verschwindet, die ganze Stelle sich mit neuer Haut überzieht und wieder ihr früheres, natürliches Ansehen gewinnt. Diese wieder hergestellte natürliche Hautfarbe ist ein ganz vorzügliches Zeichen der völligen Heilung; bleibt die Stelle, wo früher ein Schanker saß, roth, glänzend, so muß uns dies stets wegen der gänzlichen Beseitigung des Uebels besorgt machen, besonders ist es ein verdächtiges Zeichen nach zugleich zu Hülfe gezogenen örtlichen Mitteln. Bei dem hier angegebenen Verfahren heilen die Schanker ohngefähr in drei Wochen, bisweilen etwas früher, bisweilen ist etwas längere Zeit nöthig. Sind sie auf diese Art verschwunden, so ist auch der Kranke völlig hergestellt, denn da das innerlich gegebene Mittel auf den ganzen Organismus wirkt, so kann das lokale Symptom natürlich nicht eher weichen, als bis die Gesammtkrankheit, von welcher jenes abhängt, gehoben ist. Es läßt sich nicht denken, daß bei einer so gelinden Kur ein Rest der Krankheit und also die Gefahr eines erneuerten Ausbruchs zurückbleiben sollte. Zwar kann eine Krankheit nebst ihren äußern, sichtbaren Erscheinungen auch durch innere Arzneien nur scheinbar geheilt, blos unterdrückt wer-

den, um nach Verlauf deren Wirkungsdauer wieder her-
vorzubrechen, jedoch gehört dazu heftige Einwirkung der
Arzneimittel und dadurch erfolgte anderartige Erkrankung
des Organismus; von so schwachen Gaben ist aber keine
so starke Wirkung möglich, sie würden fast gar keine
äußern, wenn sie nicht in so naher Heilbeziehung zu der
vorhandenen Krankheit ständen.

So schwach und unbedeutend das Quecksilber in die-
ser geringen Menge gegeben scheinen dürfte, so habe ich
doch bei verminderten Gaben denselben, ja noch günstigern
Erfolg gesehen. Ich hatte Gelegenheit, mich von der noch
zu starken Wirkung dieser öfteren Gaben zu überzeugen. Bei
einem sonst kräftigen, nur etwas reizbaren Kranken er-
folgten nach nicht zu langer Einnahme von zwei derglei-
chen Gaben täglich, plötzlich Fieberbewegungen, welche sich
durch ihre Eigenthümlichkeit als einen Anfang des Merku-
rialfiebers charakterisirten. Da es aber nicht in meiner
Absicht lag, dieses Fieber hervorzurufen, so setzte ich das
Quecksilber aus, worauf es sich wieder verlor. Es läßt
sich hieraus abnehmen, daß es bei dem Quecksilbergebrauch
keinesweges (so wenig als bei andern dynamischen Heil-
mitteln) auf die Menge ankomme, wie man bisher anzu-
nehmen geneigt war, sondern daß auch in der Syphilis
die dynamische Umstimmung des Befindens durch anschei-
nend geringe Kräfte erfolge. Zugleich kann dies auch
als klarer Beweiß dienen, daß durch die sogenannten
Verdünnungen bei der homöopathischen Arzneibereitung
die Kraft der Mittel nicht geradezu geschwächt, sondern
dadurch allerdings, wie Hahnemann bemerkt, entwi-
ckelt werde. Bei dem hier beschriebenen Verfahren kön-

nen durch einen Gran Quecksilber, der bei gewöhnlicher Behandlung oft auf eine Gabe gereicht wird, schon tausend syphilitische Kranke geheilt werden; wäre dies wohl denkbar, wenn durch das Vorreiben mit Milchzucker die Kraft des Mittels nicht mehr erweckt und hervorgerufen würde? Und wie weit auffallender wird der Abstand in diesem Verhältnisse, wenn die Verdünnung weiter fortgesetzt wird.

Von jeder äußern Behandlung läßt man die Schanker frei, um sie nicht im geringsten zu stören. Wo es nöthig ist, wird blos durch Waschen mit lauem Wasser für die Reinlichkeit gesorgt; Charpie aufzulegen wird nicht leicht nöthig werden. Alle andern äußeren Mittel sind nicht nur unnütz, sondern auch schädlich; selbst die Schanker mit sehr harten Rändern heilen, sobald die innere Krankheit gehoben ist, durch eigne Kraft der Natur.

Eben so ist auch bei der venerischen Verengerung der Vorhaut und Einschnürung der Eichel Quecksilber das hülfreiche Mittel; daß es Entzündung und wässerige Aufschwellung der Vorhaut vor sich hervorbringe, dies sieht man in seinen Symptomen im 1sten Bande der reinen AMLehre. Doch bei diesen Zufällen dürfte vorzüglich anzurathen sein, das Mittel nicht zu stark zu geben, um nicht eine große Erhöhung hervor zu bringen und die Heilung zu verzögern, was bei den Schmerzen sehr unangenehm, ja bei der Paraphimose von nachtheiligen Folgen sein könnte, wenn sich diese nicht zurückbringen läßt. Aeußerlich ist blos für Reinlichkeit und Ausfluß des Eiters aus den Geschwüren durch laues Wasser zu sorgen. Außerdem bewirken wohl auch Bähungen mit warmer Milch einige

Linderung; die beste und dauernde bringt indessen das Quecksilber hervor; nicht leicht möchte bei rechter Behandlung die üble und schmerzhafte Operation des Aufspaltens nöthig werden.

Viel Umstände und Zeit erfordert häufig bei gewöhnlicher Behandlungsart die Heilung der Schoosbeulen, welche gleichsam den Uebergang von dem Schanker zur allgemeinen Lustseuche bilden, und häufig nach Vertreibung oder wenigstens Reizung der ersteren durch manche scharfe und ätzende Mittel entstehen, welche öfters von den Kranken selbst angewandt werden; besonders unter den niedern Volksklassen. Da sie demnach eine weitere Ausbildung der venerischen Symptome anzeigen, hält man schon deshalb ihre Heilung für schwieriger. Mit der innern Anwendung des Quecksilbers begnügt man sich fast nie, sondern nimmt gewöhnlich noch die örtliche Einreibung der Quecksilbersalbe zu Hülfe, um desto mehr auf diese Drüsengeschwülste einzuwirken und ihre Zertheilung um so eher zu erzielen, obgleich Einige auch den Rath geben, sie lieber in Eiterung zu setzen und so desto eher die Ausbreitung der Lustseuche zu verhindern. Gelingt die Zertheilung nicht, so sucht man durch vielerlei aufgelegte erweichende Mittel die Eröffnung zu befördern und wendet nach dieser gewöhnlich noch mehre äußere Mittel an, theils Merkurialpräparate, theils andere. Dabei und bei dem inneren Merkurialgebrauch erfolgt ihre Heilung doch öfters sehr langsam nach einer langwierigen und beschwerlichen Eiterung.

Viel leichter und schneller heilen die Schoosbeulen bei der angegebenen, blos innern Behandlung, welche nicht von der

der Schanker abweicht. Die Frage, ob die Zertheilung oder das Herbeiführen der Eiterung vorzuziehen sei, fällt bei dieser Behandlung weg. Die Zertheilung wird von selbst erfolgen, wenn die Eiterung noch nicht eingetreten ist, ist diese aber schon stark und die Oeffnung erfolgt, so wird doch ein gutes Eiter abgesondert und die Heilung geht weit schneller vorwärts, als bei dem gewöhnlichen zusammengesetzten Verfahren. Aeusserlich geschieht dabei wieder nichts, als daß man die Oeffnung rein halten und sie mit Leinwandfasern, in laue Milch getaucht, belegen läßt. Dabei verliert sich bald die Entzündung und schmerzhafte Empfindlichkeit, die Höhlung wird allmählig reiner und die Wundränder schließen sich. Die Oeffnung der Schoosbeulen überläßt man der Natur; sie durch die Kunst zu bewirken ist auch überdies unnöthig, da die Befürchtung Einiger, das Gift könne sich dem übrigen Körper unterdessen mittheilen, nichtig ist, indem die allgemeine Ansteckung voranging. Oeffnen sich die Bubonen bei unserer Behandlung mit ganz kleinen und seltenen Gaben Merkur von selbst und bleiben frei von jeder äußern Behandlung, so heilen sie wie eine gutartige Wunde und vernarben sehr gut, so daß fast jede Spur verschwindet, was nicht so leicht geschieht, wenn sie äußerlich mit vielerlei Mitteln beunruhigt werden, da man bisher hier, wie bei andern Fällen, immer zu viel thun wollte. Sind diese Beulen vor Beginn der innern Behandlung schon geöffnet und vielleicht durch verschiedene, vom Kranken selbst gebrauchte äußere Mittel in einem schlechten Zustande, mehr schwarz, schlecht eiternd, so ist dasselbe innere Verfahren gleichfalls hinreichend, nur geht die Heilung und Vernarbung aus

pathischen Gründen etwas langsamer vor sich und läßt auch eher Zeichen zurück.

Sind zugleich auch Schanker vorhanden, so gehen auch diese zugleich mit den Schoosbeulen in Heilung über, doch pflegen sie sich erst dann völlig zu verlieren, wenn die Bubonen ganz geheilt sind, selbst wenn sie schon vorher ein recht gutes und reines Ansehen hatten. Dies ist ein neuer Beweis der Wichtigkeit ihres Daseyns und daß sie nicht eher weichen, als bis die innere Krankheit völlig getilgt ist. Ich beobachtete, daß während der Heilung der eiternden Schoosbeule sehr reine Schanker, welche nur noch das Ansehen einer wunden Hautstelle hatten, mehrere Tage unverändert blieben, nach völligem Verheilen der Beule aber an einem Tage bis auf jede Spur plötzlich verschwanden. Wer erkennt hier in ihnen nicht das untrüglichste Zeichen der gänzlich getilgten Ansteckung, und wer wollte wohl durch unberufene äußere Vertreibung derselben sich dieses Leitsterns berauben? — Daß bei so gründlicher, radikalen Heilung der Leistenbeulen die Gefahr eines Ausbruchs der Lustseuche verschwunden sei, wenn besonders die zugleich noch vorhandenen Schanker verschwinden, bedarf wohl kaum einer Erwähnung; nur brauchen die Bubonen in der Regel mehr Zeit zum Heilen, als diese.

Welche Vorzüge diese Behandlung der venerischen Geschwüre vor der gewöhnlichen habe, wird jedem Unpartheiischen einleuchten. So schnell, so sicher, so ohne alle Beschwerde für den Kranken wird bei großen Gaben, bei unpassenden Präparaten, bei zugleich angewandten äußern Mitteln das Ziel nicht erreicht. Alle üble Folgen einer Merkurialkur, vor welcher bisher die Kranken sich oft mehr

fürchteten, als vor der Krankheit selbst, fallen hier weg; die Behandlung ist so gelind und unbeschwerlich, wie jede andere homöopathische. Daß die Heilung durch diese kleine Gaben bewerkstelligt worden sei, deshalb kann kein Zweifel obwalten, da sich dieselbe von keinen andern Einflüssen ableiten läßt. Zwar hat man in neuern Zeiten behaupten wollen, (besonders einige englische Aerzte) die Syphilis heile auch durch eigene Kraft der Natur. Indessen beruht dies wahrscheinlich auf Täuschung und widerspricht allen bisherigen Erfahrungen, welche durch zahlreiche Beispiele unwiderleglich erwiesen haben, daß die einmal gehaftete venerische Ansteckung durch die Naturkräfte nicht beseitigt werde, sondern ohne Behandlung im Körper stets fortwähre. Noch weniger würde sich annehmen lassen, daß mehre glücklich und schnell geheilte Fälle gerade sämmtlich durch die Natur beseitigt wären *). Doch muß ich hierbei noch erinnern, wie sehr es erforderlich sei, bei solchen Behandlungen

*) Um auch hierüber sich sogar noch zu überzeugen und auch diesem möglichen Einwurfe zu begegnen, ließ man im Garnisonlazareth zu Berlin einen Syphilitischen eine Zeit ohne Quecksilber und gab ihm dann dies, wo man die Wirkung deutlich sah; auch wurde der Versuch gemacht, unter drei ziemlich zu gleicher Zeit und in gleicher Stärke mit Schanker Angesteckten, dem ersten das auflösliche Quecksilber in diesen kleinen Gaben, dem zweiten Calomel nach gewöhnlicher Methode und dem dritten gar keine Arznei zu geben; hierauf wurde der erste Kranke weit schneller und leichter hergestellt, als der zweite, während der dritte sich gar nicht besserte. Auch versicherte mir ein Arzt, er habe in seiner Privatpraxis bei zwei zugleich angesteckten Kranken, wo er einen nach gewöhnlicher Art, den zweiten nach der angegebenen behandelt, die Vorzüge des letztern Verfahrens deutlich gesehen.

auf eine ganz ächte Bereitung des auflöslichen Quecksilbers, welches die vollkommene Schwärze haben muß, und dann auf eine mit größter Genauigkeit veranstaltete Verreibung desselben mit Milchzucker zu sehen. Ist beides nicht mit der erforderlichen Sorgfalt bereitet, so kann man des Erfolgs nicht gewiß seyn und leicht zu falschen Resultaten kommen.

Noch ist übrig, über das Verfahren in der wirklich ausgebrochenen Lustseuche etwas zu sagen.

Nur in sehr seltenen, glücklichen Fällen erscheinen die Schanker nach Vertreibung durch unpassende Mittel wieder und machen so die Heilung sicher und leicht; gewöhnlich zeigen sich statt ihrer, außer den Leistenbeulen, andere Formen als Zeichen der innern Krankheit, venerische Geschwüre in der Mundhöhle und die übrigen bekannten Symptome, deren Unbeständigkeit und öfterer Wechsel die Heilung sehr erschwert und uns über ihre Vollendung sehr ungewiß macht. Gewöhnlich bestreitet man diese Zufälle der allgemeinen Lustseuche durch eine stärkere und kräftigere Merkurialkur, wobei man entweder nur die Behandlung in stärkern Gaben kürzere Zeit anhaltend fortsetzt oder auch zu ganz andern Methoden des Quecksilbergebrauchs übergeht. Häufig wählt man dann statt der früher gebrauchten schwächern Präparate nun die heftigern und vertauscht z. B. das Calomel und das schwarze Quecksilber-Oxyd mit dem Sublimat und andern. Hier scheint man das Versehn zu begehen, diese Präparate hinsichtlich ihrer Wirkung blos in gradueller Verschiedenheit zu betrachten, da sie doch in ihren Aeußerungen vermöge ihrer verschiedenen Bestandtheile sehr von einander abweichen. War der Kranke übrigens schon früher behandelt worden, so lag der Grund seiner

Nichtherstellung überdies nicht an der zu schwachen, sondern an unrechter Anwendung des Quecksilbers, und die öftere und lange Wiederhöhlung desselben muß, anstatt Heilung zu bewirken, endlich großen Schaden stiften, indem ein wahres Quecksilbersiechthum, ein hartnäckiges und schweres Leiden dem Körper eingepflanzt wird, oder, wenn die venerische Ansteckung noch nicht getilgt ist, sich mit dieser zu der noch schlimmern Krankheitsform, der sogenannten verlarvten Syphilis, verbindet.

Endlich nimmt man gegen die schwierigsten Formen der Syphilis, welche vielleicht schon einer wiederholten Merkurialkur widerstanden hatten, die in frühern Zeiten schon gebräuchlich gewesenen, jetzt in etwas veränderter Form wieder sehr empfohlenen Einreibungen, die sogenannte Inunkzions- oder Hungerkur, früher große Kur genannt, zur Hülfe, bei welcher durch ein ungemein heroisches Eingreifen in den ganzen Gesundheitszustand eine allgemeine Umänderung der Krankheit herbeigeführt, man kann wohl sagen, erzwungen wird. Wie sollte wohl auch ein selbst sehr kräftiger Körperbau, nach einer vierzehntägigen Vorbereitungskur durch einige Purganzen und tägliche warme Bäder in einer ziemlich warmen Temperatur und bei sehr magerer Diät durch ein über drei Wochen täglich fortgesetztes, starkes Einreiben der grauen Quecksilbersalbe über eine große Körperfläche (wobei bisweilen selbst die dasselbe verrichtenden Krankenwärter Speichelfluß bekommen), bei Entziehung fast aller Nahrungsstoffe und hohem Wärmegrade des von Quecksilberdunst fortwährend angefüllten, verschlossenen Zimmers, nicht eine mächtige Veränderung erleiden? In der That! man kann sich nicht wundern, wenn durch

diese Revoluzionskur eine auch sehr festsitzende Krankheit verdrängt und der Körper, wenn er die Behandlung aushält, gleichsam umgewandelt wird. Traurig ist es, daß ein so angreifendes Verfahren durch fehlerhafte Behandlung der ersten Ansteckung von Seiten des Kranken selbst oder eines Arztes zuerst veranlaßt und herbeigeführt wird, da bei früherer wirklicher Heilung eine so schreckliche Kur entbehrlich geworden wäre. Wohl mag man der Meinung seyn, daß es für den Kranken besser sey, durch eine so heftige und unsanfte Behandlung von einem schlimmen Uebel befreit zu werden, als fortwährend daran zu leiden. Indessen ist hier doch die Frage, ob man so ganz gewiß sey, daß auf diese Art die Krankheit ohne alle üble Nachwehen getilgt sei und ob es nicht bessere und gelindere Wege gebe? Wenigstens gehört das Verfahren, wenn es auch auf schnellen Erfolg Anspruch machen kann, nicht zu denen, in welchen die Arzneikunst sanfte Hülfe in Menschenleiden bringt, wenn es gleich durch das Bestreben zu helfen entstanden ist.

Bei homöopathischer Behandlung der allgemeinen Lustseuche ist stets eine Hauptsache, sorgfältig zu prüfen, ob die vorhandenen Erscheinungen wirklich dieser angehören, oder ob sie Folgen eines vorangegangenen starken und anhaltenden Quecksilbergebrauchs — Merkurialkrankheit — sind, oder endlich, ob sie aus einer Zusammenschmelzung der Symptome der Lustseuche mit denen des Quecksilbers bestehen — verlarvte venerische Krankheit —. Diese Unterscheidung ist nicht leicht, besonders bei der Aehnlichkeit so vieler Quecksilbersymptome mit den venerischen Zufällen; es ist daher eine genaue Vergleichung

dieser Erscheinungen nöthig. Ueberdies giebt die Erkundigung Licht, ob der Kranke schon früher viel und lange Quecksilber genommen. Indessen darf der Arzt, im Fall dies geschehen ist, nicht sogleich das Leiden für Merkurialkrankheit ansehen, sondern es ist immer noch genaue Erwägung nöthig, welcher Ursache die bisherige Krankheit zuzuschreiben sei. Es kommt dabei sehr darauf an, welche Präparate und auf welche Art sie gebraucht worden, ob schnell und in starken Gaben, oder langsam und anhaltend, ob der Körper heftig und tumultuarisch ergriffen worden sei, oder allmälig, aber innig, ob das Metall starke und profuse Ausleerungen erregt habe oder nicht? Ist der erstere Fall, so läßt sich eher erwarten, daß der Ueberschuß seiner Kraft sich entladen habe und nicht so leicht anhaltende Wirkungen desselben zurückgeblieben, als wenn es bei dem Mangel dieser Ausscheidungen, bei langsamern und anhaltendern Gebrauch seine Kraft im Körper mehr entfalten konnte. Auch ist zu untersuchen, ob der Kranke vielleicht schon während der Zeit Mittel genommen, welche die Wirkungen des Quecksilbers aufzuheben oder wenigstens zu mindern vermochten, besonders Schwefel und Schwefelleber. Ferner ist zu erörtern, ob das jetzige Leiden blos von einer Krankheitspotenz abhänge oder von beiden und also komplizirt sei, was besonders leicht geschieht, wenn die Krankheit früher nicht nur mit starken, sondern zugleich zu ihrer Heilung untauglichen Präparaten bekämpft wurde.

Ergiebt sich, daß das Quecksilber keinen Antheil an der gegenwärtigen Krankheit habe, sondern diese blos venerisch sei, so tritt die Anwendung des auflöslichen Quecksilbers wie früher ein, nur muß dies mit größerer Vor-

sicht geschehen, indem das Kennzeichen der Heilung, der Schanker fehlt, weil diese sonst leicht nur scheinbar seyn kann. Daher muß der Kranke längere Zeit beobachtet werden, um der etwa wieder hervorbrechenden Lustseuche entgegenzuwirken. Ist aber auch die gänzliche Tilgung des venerischen Giftes nach Vertreibung des Schankers stets ungewiß, so geht doch die Homöopathie viel sicherer dabei zu Werke, indem die so schwache Anwendung des Quecksilbers auch bei längerem Gebrauche keine üblen Folgen befürchten läßt und der Arzt also ruhiger das vielleicht erneuerte Auftreten der Syphilis längere Zeit bestreiten kann. Der schlimmste Fall ist die Komplikazion der venerischen mit der Quecksilberkrankheit; hier ist die Heilung sehr schwierig und es erfordert je nach den Umständen verschiedene homöopathische Mittel, um Besserung zu bewirken. Hahnemann nennt Kellerhals, Schierling, Waldrebe als zuweilen passend; außerdem scheinen auch Bittersüß, Stephanskörner und Wurzelsumach zuweilen zu entsprechen. — Die Gegenmittel des Quecksilbers allein sind im 1sten Bande der R. Arzneimittellehre angegeben. Gegen Knochenfraß der Gaumen- und Nasenknochen ist außerdem Blattgold im 4ten Bd. genannt und leistet sehr treffliche Dienste, wie auch aus einer Heilungsgeschichte in diesem Archive, — 2tes Heft des 2ten Bandes S. 95. — erhellt. Daß bei Komplikazion der Lustseuche mit andern chronischen, miasmatischen Krankheiten, namentlich der Krätze, die letztern zugleich zu berücksichtigen sind und ihre besondere Behandlung erfordern, bedarf wohl keiner Erinnerung.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß hinsichtlich der bei homöopathischer Behandlung der venerischen Krankheit zu beobachtenden Diät es keinesweges nöthig ist, die Kranken in Betreff der Quantität der Nahrungsmittel so zu beschränken und ihre Kräfte dadurch zu schwächen, wie dies so häufig zur Bedingung gemacht wurde. Die Homöopathie verlangt, wie in andern Krankheiten, nur eine ganz naturgemäße Diät in jeder Hinsicht und Vermeidung aller störenden Einflüsse, weshalb der Arzt hier öfters ganz besonders streng in seinen Anordnungen sein muß. Das Nähere übergehe ich und beziehe mich auf die in diesen Blättern von Dr. Stapf gegebene Uebersicht der homöopathischen Diätetik. So gewährt denn das homöopathische Heilverfahren auch in dieser Hinsicht viele Vortheile vor dem bisherigen.

Ueber das wahre Verhältniß der Homöopathie zur Allopathie,

von

Dr. Caspari

ausübendem Arzte und Wundarzte zu Leipzig.

Zu den merkwürdigsten aber auch traurigsten Erscheinungen in der Geschichte der Medizin gehört unstreitig die Aufnahme, welche die Homöopathie in der Reihe von Systemen gefunden hat, die vom Ursprunge der Medizin an bis auf die neuesten Epochen derselben aufgestellt worden sind. Alle diese Systeme wurden, obgleich viele derselben nichts weniger als brauchbar waren, angenommen, geprüft, eine Zeitlang befolgt, und, wenn man sich von ihrer Nichtigkeit überzeugt hatte, der Vergessenheit übergeben, d. h. a posteriori verworfen; der Homöopathie aber, welche auf keine Spekulazionen, auf keine Hypothesen, sondern auf reine Erfahrung gegründet ist, und täglich die überzeugendsten Proben ihrer unendlichen Kraft, die sprechendsten Beweise ihres hohen Werthes giebt, läßt man diese Gerechtigkeit nicht wiederfahren, man will sie

gar nicht kennen lernen, man predigt gegen sie, hält die jungen sich bildenden Aerzte von dem wahren Wege zu ihrer Vervollkommnung ab, und verwirft sie also a priori.

Wenn kein Mensch gemachte und feststehende Erfahrungen läugnen und ungeprüft für nichtig erklären darf, so ist dies am allermeisten beim Arzte der Fall, denn aus Erfahrungen entsprang seine Wissenschaft, aneinandergereihte und vereinigte Erfahrungen setzten ihn in den Stand, Schlüsse auf das zu machen, was er noch nicht erfahren hatte, und boten ihm den Grundstein dar, auf welchem er seine Theorien erbauen konnte; verwirft er also diese erste Stütze, so muß sein Gebäude schwankend bleiben und bald zusammenfallen. Und so ist es ja bisher immer mit der allopathischen Medizin gewesen. Sind nicht alle die erdachten Systeme gefallen, sobald ein neues entstand und man ihre Nichtigkeit erkannte, und hat sich nicht immer das Hippokratische, das Erfahrungssystem am längsten erhalten, obgleich so vieles Fremdartige hineingetragen wurde, welches seinen Werth schmälerte? Und so wird, so muß es gehen, bis die Wahrheit siegt, und ihren Segen über Gute und Böse verbreitet.

Dieses hartnäckige gegen die Verbreitung des Guten und Wahren gerichtete Widerstreben hängt theils von der gänzlichen Unbekanntschaft mit der neuen Lehre, theils aber auch von der daraus hervorgehenden falschen Meinung ab, es gehe die Tendenz der Homöopathie auf unbedingte Zerstörung alles dessen, was früher für die Medizin gethan und in ihr gewirkt worden ist, hinaus. Dies erbittert die alten Theoretiker und Praktiker so sehr, weil sie, unbekannt mit den großen Vortheilen der Homöopa-

[illegible] sie ihr nur die Feindin ihrer eigenen Ansichten und des alten Schlendrians sehen, und von der Anerkennung dieser großen Wahrheit den Sturz der kleineren in der alten Lehre wirklich enthaltenen fürchten. Es muß daher das ernste Bestreben, der aufrichtige Wunsch aller Freunde der Homöopathie seyn, die damit nicht Vertrauten von dem Ungrunde ihrer Ansichten zu überzeugen, und diese Lehre in einem Verhältnisse zu den anderen Methoden darzustellen, welches keine abstoßende, keine unfreundliche Seite bleiben läßt.

Dahin gehört nun wohl vorzüglich, daß man ihnen zeige, wie die Homöopathie keineswegs der Medizin ihre wissenschaftliche Form entziehen, noch auch das Gute, welches wirklich in derselben enthalten ist, ausschließen will, sondern, wie sie sich vielmehr bemüht, den einzigen, sicher und schnell zum Ziele führenden Weg zu zeigen, den der Arzt bei Behandlung der Krankheiten gehen muß. Die Homöopathie greift reformirend in die Therapie und materia medica ein, zwei Lehren, in welchen, zumal in der letztern, noch am wenigsten Positives zu finden war, sie thut die Unbeständigkeit und Unbrauchbarkeit so mancher Schlüsse dar, welche aus der Physiologie und Pathologie für die Therapie gezogen wurden, sie will das Spekulative aus der Therapie verdrängen, und eine unschätzbare Sicherheit und Untrüglichkeit an ihre Stelle setzen. Interessant und wichtig findet es auch der Homöopath, der vorurtheilsfreie, ruhige Beobachter der Natur, den Krankheitsursachen, der Entstehung und Fortbildung einer Affekzion durch ihre verschiedenen Stufen, und ihrem Ausgange, ihren Verhältnissen zum Organismus und zu an-

dem Krankheiten nachzuspüren, und so der Natur in ihre innersten Tiefen zu folgen, und es freut ihn, wenn die therapeutischen Erfahrungen mit denen der Pathologie übereinkommen und sie bestätigen; aber unzweckmäßig, ja schädlich muß er es nennen, wenn man willkürliche und unsichere Schlüsse von der Pathologie auf die Therapie macht, wenn man die Natur in das Joch eines Systemes zwängt, und diesem zu Gunsten Erfahrungen verdreht und wegläugnet, welche als ein unverletzliches Heiligthum betrachtet werden sollten.

Wir wollen daher die Pathologie als ein Archiv betrachten, in welches alles, was uns Physiologie und Anatomie Passendes a priori, die Therapie aber a posteriori darbieten, niedergelegt, und zu rechter Zeit und am rechten Orte benutzt werden kann. Dagegen kann die materia medica unmöglich in der gewohnten Form bestehen, wie ein jeder, der die reine Arzneimittellehre nur eines Blickes würdigte, nur eine einzige Erfahrung in derselben machte, gern zugeben wird. Bisher war die materia medica eine Sammlung einzelner, weniger und unreiner Wirkungen der Arzneimittel auf den *kranken* Organismus, und deshalb immer dürftig, unzureichend und trügerisch; jetzt soll sie eine reichhaltige Sammlung aller möglichen Wirkungen und Kräfte der Arzneien auf den *gesunden* Organismus werden, und zugleich gewissermaßen die Semiotik nicht nur aller Krankheiten, sondern aller einzelnen Krankheitsfälle abgeben. Auf diese Weise wird sie den Aerzten freilich nicht mehr gestatten, von dem Nutzen eines Mittels bei der einen Krankheit auf denselben bei einer anderen ähnlichen zu schließen, sie wird ihnen ab

Statt einer oberflächlichen Kenntniß der Arzneikräfte eine äußerst genaue und deshalb freilich schwer zu erwerbende zur Pflicht machen, sie wird ihnen aber auch anderer Seits unendlich schneller und sicherer hülfreich erscheinen, und für jeden einzelnen Fall das Spezifikum darbieten.

Erwägen wir die allopathische Therapie genau, so können wir nicht umhin zu gestehen, daß sie höchst mangelhaft war, und durch den so unsicheren, so ungleichmäßigen Erfolg ihrer Anwendung die sogenannten razionellen Ansichten nur zu oft zu Schanden macht. Wie oft läßt sie nicht Heilungen von Krankheiten durch Mittel geschehen, welche den gewöhnlichen Ansichten nach ganz entgegengesetzte Wirkungen hervorbringen und in dem gegebenen Falle hätten schaden sollen, wie oft läßt sie die Ansichten von Reizbarkeit, Krampf, Plethora, Schwäche, u. s. w. zu Schanden werden und stößt eine Reihe von Schlüssen mit einem Male um, welche das Werk langer Spekulazionen waren! Wie ganz anders ist's dagegen in der Homöopathie! was diese einmal erfahrungsmäßig für gewiß und wahr anerkannt hat, das bleibt fest auf ewig und kann durch nichts umgestoßen werden, und daher rührt die große Sicherheit der Heilungen, daher das unbedingte Zutrauen, welches der Arzt ihren Wahrheiten schenken darf.

Der alte erfahrungsmäßige Satz bei Behandlung der Krankheiten nach der allopathischen Methode: tolle causam, ist ein andrer Stein des Anstoßes, welcher die Mehrzahl der Aerzte von der Prüfung und Annahme der Homöopathie zurückhält. Dieser Grundsatz enthält freilich so viel einfache und evidente Wahrheit, daß es unmöglich scheint, ihn fahren zu lassen, daß sich gar kein vernünfti-

gerer und zweckmäßigerer heilen läßt, so daß eine Beeinträchtigung desselben von der Homöopathie gar nicht zu erwarten steht; welche gleichwohl von dem der Sache Unkundigen vermuthet wird, weshalb sie denn lieber das Kind mit dem Bade ausschütten. Will denn aber Hahnemanns Lehre wirklich auch diesen zweckmäßigen und oft bewährten Grundsatz umstoßen? Nein, Nein! das will sie nicht; das alles, was das Gepräge der Wahrheit und Gründlichkeit trägt, ist ihr Eigenthum und ihr willkommen; aber einen bessren, sicherern, kürzeren Weg will sie uns zeigen, um zur Hebung der Krankheitsursache und so zur Heilung der Krankheit zu gelangen, und das kann nur sie einzig und allein. Das Folgende soll dies deutlicher erklären.

Daß die Krankheit als die Wirkung weichen müsse, wenn die Ursache derselben entfernt wird, ist gewiß, allein sie ist bei den dynamischen Krankheiten meistens doppelter Art, eine äußere und eine innere, welche letztere von den Lehrbüchern der Pathologie die nächste genannt wird, im Grunde aber die meistens nicht wahrnehmbare Krankheit selbst oder die innere Verstimmung des Organismus durch die äußere Krankheitsursache ist, welche nun die wahrnehmbaren Krankheitssymptome ursächlich erregt. Die äußere Krankheitsursache wirkt in den meisten Fällen vorübergehend, und ist daher nur selten ein Gegenstand der ärztlichen Einwirkung; weit öfter ist dies mit der nächsten oder innern Ursache der Krankheitssymptome der Fall, und wenn diese von dem passenden Arzneimittel getroffen wird, so kehrt der Organismus in seinen gesunden Zustand zurück, und die Spuren seines Leidens ver-

schwinden wie durch ein Wunder. Nun ist es freilich schlimm, daß die Lehrbücher der Pathologie bei weitem nicht immer die Veränderung, welche der ganze Organismus oder eines seiner Systeme durch irgend einen Einfluß erlitten hat, richtig angeben, noch seltner aber sichere Zeichen nachweisen, welche uns davon unterrichten könnten. Daraus folgt, daß der Arzt nicht immer im Stande ist, das passende Heilmittel für die im Organismus vorgegangene Veränderung zu bestimmen, und mithin erst durch lange Umschweife und Versuche, oder nur vermöge der Hülfe der Natur, oder wohl auch gar nicht zu seinem Zwecke gelangt, wovon uns die Praxis täglich Beweise liefert.

Wir kannten also schon lange das Ziel, welches wir erreichen müssen, um glücklich zu heilen, aber der wahre untrügliche Weg dazu war uns unbekannt, deshalb lebten wir im Finstern, gelangten nur selten und durch Zufall dahin, wo wir wünschten, und konnten sehr oft die Erfahrung mit der Theorie nicht vereinigen. Die Homöopathie zeigt uns aber diesen längst ersehnten Weg in der Auffindung des spezifischen Heilmittels für jeden einzelnen Krankheitsfall, sie lehrt uns dadurch gerade den kranken Punkt im Körper treffen, der den Heerd des ganzen Uebels ausmacht, und von dem die Heilung unmittelbar ausgeht, wenn die Kunst zweckmäßige Hülfe leistet. Meiner Ansicht nach ist hierbei der Vorgang im Organismus folgender. So wie natürliche Krankheitsursache den Organismus auf eine gewisse Art verstimmt, und ihn dadurch zur Hervorbringung gewisser pathologischer Zufälle und Symptome disponirt, in welchen sich gleichsam sein inneres Kranksein abspiegelt, so bringen auch die künstlichen Krankheitsreize, die Arznei-

potenzen, eine ähnliche Veränderung entweder im ganzen Organismus oder in seinen einzelnen Theilen hervor, vermöge welcher dieser krankhafte Gefühle und Processe verschiedener Art, die Symptome, erregt. Da nur bei jeder homöopathischen Heilung dasjenige Arzeneimittel gewählt werden muß, welches den schon vorhandenen ganz ähnliche Symptome hervorbringen kann, so wird dieses auch eine der vorhandenen höchstähnliche Krankheitsursache oder Verstimmung des Körpers herbeiführen, deren Folge auch ähnliche Symptome sind, es wird mithin die Verstimmung des Organismus, oder seine innere Krankheitsursache, das Wesen des ganzen pathologischen Zustandes und somit dessen Folgen, die Symptome, heben.

Ist dies nun nicht der razionelle, sichere Weg zur Behandlung und Heilung der Krankheiten? Wer sieht hierin etwas von roher Empirie und symptomatischer Behandlung? Der Homöopath heilt nicht die Symptome der Krankheit, wie viele glauben und dieser Lehre zum Vorwurf machen, nein, er benutzt die Symptome der Krankheit sowohl als die, welche ihm von den Arzneimitteln bekannt sind, nur zu einer sichern Diagnose des ihm unbekannten und nicht wahrnehmbaren Wesens der jedesmaligen Krankheit, und stützt darauf die Wahl seines Heilmittels. Was jetzt noch nicht möglich ist, wird uns künftig bei weiterer Ausbildung der neuen Lehre, bei einer genauen Zusammenhaltung ihrer Wirkungen mit den Lehren und Erfahrungen einer vernünftigen Pathologie gelingen, wir werden durch die Homöopathie die Veränderungen, welche der menschliche Körper durch Einwirkungen von Krankheitsursachen erleidet, kennen und einsehen ler-

nen, und uns allmählig dem ersehnten Ziele nahen. Und wir wollten so undankbar, so kurzsichtig seyn, diese herrliche Lehre, die uns so große Hoffnungen erblicken läßt, und uns die innersten Geheimnisse der Natur zu eröffnen verspricht, von uns zu stoßen, und nicht vielmehr alles mögliche zu ihrer täglichen Vervollkommnung beitragen? Sie will ja nur reine, lautere Wahrheit, unverfälscht aus den Händen der Natur, und tritt keiner schon bestehenden zu nahe, sondern nimmt sie mit Freuden in die Kette derer auf, welche sie selbst ausgesprochen hat.

Beschränkend, fürchten viele, trete die Homöopathie der Allopathie gegenüber; nur in manchen Fällen, meinen die nicht ganz Unterrichteten, sei sie anwendbar, und schließe die wichtigsten und hartnäckigsten Krankheiten von ihrer Hülfe aus. Kein Vorwurf trifft diese Lehre mit weniger Recht, als dieser, keiner fast ist so leicht zu widerlegen, wenn man die tägliche reine Erfahrung zu Hülfe nimmt. Sobald es gewiß ist, was auch die allopathischen Aerzte einstimmig zugeben, daß die Homöopathie sich über das Feld der dynamischen Krankheiten erstreckt, wenn ihre Arzeneien nicht chemisch, sondern blos rein dynamisch wirken, so ist damit auch schon eingeräumt, daß sie sich auch über die organischen Leiden verbreitet und blos die mechanischen ausschließt, welche der Chirurgie anheim fallen. Den Beweis dafür gebe folgendes.

Jede organische Krankheit, als eine solche, die sich durch dem Gesicht und Gefühl wahrnehmbare Veränderung der Substanz zu erkennen giebt, erfordert zu ihrer Bildung eine dynamische Veränderung im Organismus und namentlich in der reproduktiven Sphäre desselben,

woraus erst als Produkt ein organisches Leiden hervorgeht. Die dynamische Verstimmung aber dauert so lange fort, als die organische sich weiter bildet und in ihrem Wachsthum nicht stille steht, also wohl meistens zeitlebens. Wenn nun die organische Affekzion als Produkt, als Wirkung einer dynamischen still stehen oder ganz verschwinden muß, sobald ihre Ursache gehoben ist, so ist ja ganz klar, daß die Homöopathie sie heilen kann und wird, indem sie die dynamische Krankheit zum Schweigen bringt. Während ihrer Ausbildung inhärirt aber eine organische Krankheit dem leidenden Theile noch nicht so fest, daß sie nicht durch Beseitigung ihrer Faktoren zurückgebildet und wirklich geheilt werden könnte; daher kann nur in dem Falle, wo die Krankheitsursache nach und nach von selbst zu wirken aufgehört hat, oder in einem Produkte erloschen ist, welches mehr organisch-mechanischer Natur ist, wie bei krankhafter Knochenbildung, Steinerzeugung u. s. w. die Frage sein, ob die Homöopathie auch heilend eingreifen könne. Für jetzt ist wenigstens so viel gewiß, daß es auch in den letztern Fällen kein besseres Palliativ der davon abhängigen dynamischen Leiden geben kann, als die Homöopathie uns darbietet.

Zu den organischen Krankheiten gehören aber auch manche, welche bisher nicht eigentlich dazu gerechnet wurden, bei denen die dynamische Seite mit eben so wahrnehmbaren Symptomen hervortritt als die organische, und die der letztern gar überwiegt. Ich erinnere hier nur an die verschiedenen Schwindsuchten, oder Vereiterungen wichtiger Organe, an manche Verbildungen der Haut durch Exantheme, wobei die Homöopathie sich so sehr hülfreich zeigt,

und wo doch ein wirklicher Verlust an Substanz nicht geläugnet werden kann.

Wenn nun aber auch die Homöopathie wirklich manche Krankheiten noch nicht zu heilen im Stande wäre, so dürfte dies niemand als einen Beweis von Ohnmacht betrachten und deshalb an ihrer ausgebreiteten Anwendbarkeit zweifeln, denn, da bei ihr alles von der möglichst genauen und umfassenden Kenntniß aller Kräfte der gesammten Arzneikörper abhängt, so ist leicht einzusehen, daß bei der geringen Anzahl geprüfter Arzneien, welche wir bis jetzt besitzen, es eben kein Wunder ist, wenn sich darinnen manche Krankheiten unvollständig, manche gar nicht finden. Das raubt aber der Homöopathie nichts von ihrer Allmacht, deren Vervollständigung nur von der fortgesetzten Prüfung der Medikamente abhängt.

Aber auf die Chirurgie, sagen alle, erstreckt sich doch die Homöopathie nicht, in dieser kann sie nicht wirksam seyn, da ihre Krankheiten örtliche, äußerliche sind! O ja, diene ihnen zur Antwort, sie erstreckt sich nicht nur darauf, sondern wird ihr künftig eine ganz andere Gestalt geben, sie wird den größten Theil der sogenannten chirurgischen Krankheiten ihr entziehen und der allgemeinen Therapie einverleiben, sie wird eine Menge gefährlicher und schmerzhafter Operazionen und Behandlungen entbehrlich machen und der Chirurgie nur das Gebiet manueller Hülfe, nur die Heilung des rein mechanisch Verletzten überlassen, wozu sie auch, wie ihr Name zeigt, vom Anfange an, bestimmt war. Und das ist meines Erachtens nicht schwer einzusehen. Wenn wir unbefangen und vorurtheilsfrei die chirurgischen, vermeintlich äußerlichen Krankheiten, welche

nicht von mechanischen, die organische Substanz verletzenden Einflüssen entstanden sind, untersuchen, so finden wir, daß sie nichts anders sind, als eines Theils örtliche Produkte allgemeiner Krankheiten, sekundäre, organische, topische Affekzionen, in denen sich eine im ganzen Organismus haftende Krankheit abspiegelt, andern Theils aber primäre örtliche Leiden, durch örtlich wirkende Einflüsse erzeugt. Ferner weiß jeder einigermaßen gebildete Wundarzt, daß auch nach der allopathischen Methode viele chirurgische Krankheiten durch innere Mittel ohne gleichzeitige Applikazion äußerer geheilt werden können, ja daß es in mehreren Fällen ungleich zweckmäßiger ist, sie nach der genannten Weise zu heben, als mit äußern Mitteln zu behandeln, weil nicht selten üble Folgen daraus entspringen; wir wissen, daß die Natur bisweilen absichtlich eine topische Krankheit hervorbringt, um einen edlen, zum Leben nöthigen Theil davon zu befreien, und daß hier die einseitige Heilung des örtlichen Uebels durchaus nicht zulässig ist, oft auch gar nicht gelingt, dagegen leicht und ohne äußere Beihülfe vollbracht wird, wenn das innere Leiden gehoben ist.

Beobachten wir nun ferner auch die Wirkungsart der Arzneimittel auf den gesunden menschlichen Körper, so finden wir, daß sie nicht nur immer Krankheiten zu erzeugen im Stande sind, sondern, wenn sie lange genug ihren Einfluß ausüben können, auch topisch wirken und örtliche Leiden an den kleinsten Stellen des Körpers hervorzurufen vermögen. Sie agiren in diesem Fall eben so spezifisch als im entgegengesetzten, und bringen immer nur an dem bestimmten Theile und an der genau begränzten Stelle

desselben die lokale Affekzion hervor, wie sich ein jeder selbst leicht überzeugen kann.

Wenn nun die chirurgischen Krankheiten meistentheils dynamische, aber lokale sind, die homöopathischen Arzneimittel aber auch ähnliche lokale Leiden erzeugen können, so ist erwiesen, daß dieselbe auch chirurgische Krankheiten dynamischer Art heilen könne, wie es denn auch die Erfahrung genugsam bewährt. Sogar auf die hartnäckigsten topischen Uebel, welche der allopathischen Hülfe stets widerstanden, wie z. B. der graue und schwarze Staar, Knochenfraß, gewisse Arten von Ueberbeinen oder Knochenauftreibungen, Warzen u. dgl. m. wirken sie bewundernswürdig schnell und kräftig ein. Wie viele Leiden werden wir also künftig unsern Kranken ersparen, wie viel schneller sie von den einmal vorhandenen befreien, und sicherer, ohne die beständige Furcht einer frühern oder spätern Rückkehr derselben, heilen können, als bisher! Beschränken wird also die Homöopathie die Medizin auf keinen Fall, wohl aber unendlich erweitern das Gebiet der dynamischen Heilkunde, dagegen bedeutend verengern das der mechanischen, gewiß zum großen Gewinn für die Menschheit. Ich sehe die Zeit im Geiste, wo die meisten chirurgischen Lehrbücher nur dem Namen nach gekannt, wo die Menge der oft fürchterlichen Operazionen auf wenige reduzirt, wo die bis jetzt größtentheils unheilbaren Leiden dieser Art sanft und schnell gehoben werden, und wo Medizin und Chirurgie, welche bisher immer getrennt geblieben sind, Hand in Hand gehen und wirken werden.

Wollen wir denn übersehen, welche schöne, langersehnte Aussichten uns die Homöopathie in Rücksicht der Vereini-

gung der innern Heilkunde und Chirurgie und der Ausbildung eines jeden Arztes darbietet? Macht sie es nicht möglich, sich bei ausharrendem Fleiße und vorurtheilsfreiem, ruhig beobachtendem Geiste zum Arzte im ganzen Umfange des Wortes auszubilden, und innere Heilkunde, dynamische Chirurgie und Geburtshülfe und Augenheilkunde in sich zu vereinen, und zwar auf eine viel leichtere und einfachere Art und Weise, als es bisher der Fall war? Läßt sie nicht auf einmahl und auf die natürlichste Weise von der Welt die Scheidewand fallen, welche bisher Chirurgie und innere Medizin eben so unzweckmäßig und nachtheilig als gezwungen und eigensinnig von einander schied, läutert sie nicht unsere Ansichten von so manchen Krankheiten der einen und der andern Classe auf dem sichern Wege der Erfahrung und füllt sie uns nicht die Lücken aus, welche wir, geschlagen mit allopathischer Blindheit, bis jetzt lassen mußten? Ihre Schuld ist's nicht, wenn nicht bald der Tag anbricht, wo die Medizin nur ein großes Ganzes bildet, wo es nur eine Heilmethode, nur eine Theorie giebt, und wo vielfache Ansichten von dem Wesen der Krankheiten ihre Heilung nicht mehr stören, und kein Kranker mehr als Opfer dieser vielfach verschiedenen Hypothesen fällt.

Ein neuer Punkt, welcher den allopathischen Aerzten die Homöopathie in einem ungünstigen Licht erscheinen ließ, und sie von der Prüfung derselben abhielt, war Hahnemanns Ausspruch: Similia similibus curentur! im Gegensatze mit dem alten Contraria contrariis. Die allopathischen Aerzte verstanden dies falsch, nahmen diesen Satz in einem andern Sinne als der Urheber, oder

wendeten ihn wenigstens unrichtig an. Wenn man freilich das Similia similibus an Statt des Contraria contrariis in die allopathische Therapie einschieben und in Verbindung mit den übrigen Grundsätzen der alten Lehre anwenden wollte, so würde daraus ein ganz unbrauchbares und unsinniges Gemisch hervorgehen, welches allerdings den Nachtheil haben würde, welchen man davon befürchtete. Die ungegründete Ansicht nun, als ob Hahnemann dies beabsichtige, verbunden mit dem Bewußtseyn, daß sie nicht immer nach dem Satz Contraria contrariis bei ihren Heilungen verführen, sondern öfterer, und wo es sich nur thun ließe, das Tolle causam in Anwendung brächten, stimmte die Aerzte so ungünstig für die Homöopathie.

Das ist aber Hahnemanns Wille keineswegs. Im Gegentheil, streng getrennt soll dieser, so wie seine übrigen Lehrsätze dastehen und der Allopathie gegenüber treten. Vereinigung der Grundsätze beider Methoden wäre Zerstörung des Wesens der einen wie der andern, und darf gar nicht beabsichtigt werden; nur die Mißverständnisse müssen wir zu heben und Licht und Klarheit über alles zu verbreiten suchen. Hätten die Aerzte sich genauer mit der Homöopathie bekannt gemacht, so würden sie gefunden haben, daß durch die Befolgung des Similia similibus keineswegs eine Krankheit, wie es bei einer oberflächlichen Ansicht scheint, verschlimmert, sondern im Gegentheil schnell und sicher gehoben wird, ja, noch mehr, sie würden bemerkt haben, daß bei manchen Arzneimitteln eine Uebereinstimmung zwischen der homöopathischen und allopathischen Anwendung Statt findet, woraus sich schließen läßt,

daß das Wesentliche bei beiden nicht verschieden sey, sondern die ganze Abweichung nur in der Art und Weise, die Wirkung zu erklären, liege. So hatte man von jeher die China gegen Krankheiten, die entweder in wirklicher Schwäche, Mangel an Kräften, bestanden oder daraus entsprangen, mit entschiedenem Nutzen gebraucht, und sie deshalb als ein stärkendes, Kräfte gebendes Mittel betrachtet, eben so hatte man dieselbe zur Hebung der Wechselfieber mit dem besten Erfolge angewendet und daher ein febrifugum genannt. Dieselben Heilwirkungen entfaltet sie auch bei ihrer homöopathischen Anwendung, aber, wie uns Hahnemann lehrt, nicht, weil sie a priori stärkt und das Fieber verscheucht, sondern weil sie selbst ganz ähnliche Zustände im Körper hervorzubringen vermag. Und so verhält sichs mit mehrern andern Mitteln. Wir sehen in beiden Fällen ihres Gebrauchs Heilung, aber verschiedene Erklärungsarten, und daß von diesen die Hahnemannische die beste sey, beweist die Erfahrung, denn die Ansicht, welche die Allopathie von der Wirkungsart der Medikamente giebt, schwankt oft, enthält Widersprüche in Menge, und wird sehr häufig durch den von dem erwarteten ganz verschiedenen Erfolg ihres Gebrauches widerlegt, die Hahnemannische Ansicht aber bewährt sich in allen Fällen einer homöopathisch zweckmäßigen Arzneibenutzung als richtig.

Daß sich nur diese Uebereinkunft nicht überall findet, daß die Homöopathie sehr viele Mittel in ganz andern Krankheitsfällen anwendet, als sonst geschehen ist, kömmt daher, daß wir den größten Theil der Arzneiwirkungen gar nicht kannten, auch nicht erfuhren, wenn uns nicht der Zufall darauf leitete, daß wir sie in Ermangelung des obersten

Naturheilgesetzes nicht naturgemäß anzuwenden verstanden, und daß wir mehrere Arzneisubstanzen, welche die genannte Methode mit dem größten Nutzen gebraucht, gar nicht in unsern Offizinen besaßen, weil wir keine Heilkräfte in ihnen vermutheten, ferner daher, daß die Homöopathie mit Erstwirkungen, die Allopathie mit Nach- und Gegenwirkungen heilt, woraus natürlich eine große Verschiedenheit hervorgehen muß. Vielleicht werden wir künftig bei fernerer Ausbildung der Homöopathie noch oft davon überzeugt werden, daß sie eben so wohl als die Allopathie das Wesen der Krankheiten hebt, vielleicht werden wir noch manche interessante Punkte der Uebereinkunft beider Arten die Medikamente zu benutzen, entdecken, wenn unsere Pathologie besser kultivirt und wohl auch das Wie mancher Arzneiwirkung ausgemittelt seyn wird.

Aber wir würden doch nicht so viele Kranke seit Jahrhunderten geheilt und dauerhaft geheilt haben, wenn wir sie nach einer falschen Methode behandelt hätten, und die Homöopathie der einzig richtige Weg dazu wäre, wenden hier die allopathischen Aerzte ein. Sie pochen gegen Hahnemann auf ihre Erfahrung, welche freilich auch gar nicht wegdemonstrirt werden kann. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß wir auch nach der alten Heilmethode gar viele Kranke auf eine sichere, oft sogar schnelle Art hergestellt haben, allein wir wollen hören, wie dies zuging. In vielen Fällen wissen wir ganz bestimmt, daß die Allopathie Mittel anwendete, welche ihr unbewußt homöopathisch und nur der übermäßigen Gaben wegen mit Erregung vieler Beschwerden und langsam wirkten, da aber, wo sie in verringerter Gabe gereicht wurden, oft auch recht

schnell heilten, wie sich von der China, der Ipekakuanha, dem Quecksilber, dem Schwefel und andern Medikamenten leicht erweisen läßt. Wo dies aber nicht der Fall war und dennoch die Gesundheit allmählig herbeigeführt wurde, da leistete theils die Naturhülfe große Dienste, theils ward aber auch der Organismus so lange genöthigt, einen seinem kranken und der Primärwirkung des gereichten Arzneimittels entgegengesetzten Zustand hervorzubringen und sich darin zu erhalten, bis die Krankheit entweder dadurch unterdrückt, oder ihrer Natur nach von selbst abgelaufen war. Natürlich mußte diese gewaltsame Abnöthigung eines dem vorhandenen entgegengesetzten Zustandes dem Organismus sehr empfindlich und oft nachtheilig werden, wie auch die nicht selten unglücklichen allopathischen Kuren zur Gnüge beweisen.

Wenn man sich mit der Homöopathie bekannt gemacht hat, so sieht man oft mit Verwunderung ein, warum in diesem oder jenem allopathisch behandelten Falle das angewandte Mittel nicht half, warum dagegen ein andres so ungemein gute und schnelle Dienste leistete; man erkennt, warum oft ein Mittel gegen einen bloßen Krankheitsnamen als Spezifikum gepriesen, von vielen andern Aerzten aber in demselben Falle ganz unwirksam gefunden wurde; es wird deutlich, wie die Arzneikörper bisweilen verschiedene, einander entgegengesetzte Wirkungen zeigen konnten, je nachdem sie in größerer oder kleinerer Gabe angewandt wurden, wie z. B. Ipekakuanha Brechen erregen und Magenkrampf stillen, wie sie die Katamenien befördern und Mutterkrämpfe heben, wie Rhabarber in kleiner Gabe magenstärkend, Durchfall beseitigend wirken,

in grossen purgiren, wie Opium betäubend, Schlaf machend, und doch auch reizend, das Gefäßsystem in beschleunigte Thätigkeit versetzend wirken, wie Moschus reizen, stärken und doch auch Krämpfe stillen konnte. Alle diese unerklärbaren Widersprüche beruheten nur darauf, daß bei den kleinern Arzneigaben die Erstwirkungen derselben hervortraten, bei großen aber sogleich dem Organismus eine Nachwirkung abgezwungen wurde, wenn sie nicht etwa zufällig genau homöopathisch paßten und dann, ohne Nebenwirkungen zu erzeugen, sogleich die Krankheit heilten.

Geblendet und gefangen von den Grundsätzen und Wirkungen der allopathischen Schule wähnen viele, die kleinen und einfachen Arzneigaben könnten unmöglich wirksam seyn, weil es ihnen an Macht dazu gebreche, und sie doch unmöglich ausrichten könnten, was die ungeheuren Gaben, welche die alte Lehre vorschreibt, oft nicht zu bewerkstelligen im Stande wären. Diese irrigen Ansichten gingen lediglich aus den materiellen Begriffen der Aerzte von der Wirkungskraft der Arzneimittel hervor, deren Kraft blos in ihrer Quantität liegen und mit dieser wachsen und fallen sollte. Da sie sahen, daß, wenn der Organismus eine Zeitlang eine bestimmte Gabe dieses oder jenes Mittels erhalten hatte, größere nöthig wurden, um künftig gleiche Wirkungen zu äußern, da sie bei Brech- und Purgir-, Schweiß- und Harntreibenden und andern Mitteln mehr, von größern Quantitäten auch größere Effekte sahen, da sie größtentheils von der Idee ausgingen, als werde ein Arzneimittel wie ein Nahrungsmittel verdauet und gehe in die allgemeine Säftemasse über, so war es kein Wunder, daß die rein dynamische Seite der Arzneimittel

von ihnen übersehen und so sehr zurückgesetzt wurde. Dazu kam noch, daß sie glaubten, Hahnemanns Lehre von der Wirkung der kleinen homöopathischen Gaben gehe dahin, daß sie in dieser imponderablen Menge dieselben Effekte hervorbringen sollten, als in ungleich größern Quantitäten, weil sie sich aus der reinen Arzneimittellehre eines Bessern nicht belehrt hatten. Der einfachste Versuch an sich selbst mit irgend einem Arzneikörper würde sie auf das Sicherste von der Wahrheit des Hahnemannischen Satzes überführt haben, aber es ist auch gar nicht schwer einzusehen, daß ein Stoff, je mehr er verkleinert, vertheilt, verflüchtigt ist, auch um so viel kräftiger und eindringlicher wirken müsse. Gehört es nicht unter die ersten Grundsätze der Chemie, daß ein Körper nur bei hinreichender Verkleinerung und Auflösung seine geistigen Kräfte entfalten könne? Und wird nicht ein Arzneistoff, da, wo er für die gegebene Krankheit spezifisch ist, selbst in der kleinsten Menge heilkräftig wirken, indeß im entgegengesetzten Falle selbst größere Gaben wenig oder nichts, am wenigsten Gesundheit bewirken? Und überall das Passendste, Spezifische zu wählen und anzuwenden, lehrt und strebt ja die Homöopathie. Die eigene Erfahrung ist hier die beste Lehrmeisterin; man überzeuge sich selbst durch Versuche an Gesunden und Kranken von der Richtigkeit dieses Satzes, und glaube nach dem Schauen, wenn das Umgekehrte zu schwer wird.

Bisweilen hört man auch wohl, daß die von Hahnemann selbst so sehr gepriesene Leichtigkeit, mit welcher die Homöopathie zu erlernen sey, dieser zum Vorwurf gemacht und als unverträglich mit Razionalität und Wis-

senschaftlichkeit betrachtet werde. Diese Aeußerung schmeckt aber nur gar zu sehr nach Unbekanntschaft mit der getadelten Sache. Man fange nur an, nach mehrjähriger allopathischer Praxis die Homöopathie zu ergreifen, und man wird bald sehen, wie viele Schwierigkeiten sich entgegenstellen und wie viele Festigkeit dazu gehört, um sich nicht irre machen zu lassen. Die im Verhältnisse zu den allopathischen Lehrbüchern wenigen Grundsätze des Organon sind freilich bald begriffen, bald ins Gedächtniß gefaßt, aber die Arzneimittellehre ist es, welche hier die meisten, wie in der allopathischen Praxis die wenigsten Hindernisse in den Weg legt. Bei dieser Methode lernt man fühlen, was man früher fast nur dem Namen nach kannte, daß Individualisiren die größte, die wichtigste Kunst des Arztes sey, daß ohne diese kein Arzneimittel richtig gewählt und mit Erfolg gegeben werden könne, und eben diese Fertigkeit, das Krankheitsbild mit den dazu passenden Arzneisymptomen zusammenzuhalten, erfordert so viel Uebung, welche nur in der Praxis erworben werden kann, daß eine Pathologie und Therapie der allopathischen Schule in weit kürzerer Zeit zum Geisteseigenthume gemacht werden kann.

Man glaube aber auch ja nicht, daß der Homöopath der Pathologie, der Physiologie und Diagnostik gar nicht bedürfe. Im Gegentheil, nur der, welcher sich diese Grundlehren zu eigen gemacht hat und im Stande ist, die beiden jetzt mit einander streitenden Heilmethoden gehörig zu vergleichen und gegen einander abzuwägen, kann ein glücklicher Arzt seyn. Wer nicht wirklich Medizin studirt hat, den Werth der einzelnen Organe des Körpers, das

Verhältniß der einzelnen Krankheiten zu den letztern, die verschiedenen Zeiträume der Krankheiten, die größere oder geringere Gefahr, welche diese mit sich bringen, und so manche andre hierher gehörige Momente zu würdigen gelernt hat, der wird zwar mit Dreistigkeit ans Krankenbette treten, aber nie im Stande seyn, zu bestimmen, ob der Kranke geheilt werden kann oder nicht, und daher manchen unerwartet verlieren. Und interessant muß es doch wohl für einen jeden, der die Medizin nicht als bloße Brodwissenschaft betrachtet, seyn, zu wissen, welche Veränderung des Organismus eine Krankheit ihm darbietet, wie weit sich die Macht seiner Kunst erstreckt, höchst wichtig kann ja auch der Besitz dieser Kenntniß für die größere Ausbildung unserer Ansichten von dem Wesen der Krankheiten werden, welche jetzt noch so schwankend und oft unrichtig sind. Hat die Homöopathie nicht schon einen Anfang mit der Verbesserung der Pathologie dadurch gemacht, daß sie uns vermöge der rein dynamischen Wirkungsart der Arzneimittel von der Richtigkeit der Humoralpathologie überführt und dagegen die Solidarpathologie bestätigt hat?

Endlich gehört auch das nicht zu den kleinsten Verdiensten, welche sich Hahnemann um die Medizin und noch mehr um die Kranken erworben hat, daß er uns zeigte, wie nöthig es sey, dem eigenen Gefühle des Körpers eines Pazienten gehörige Aufmerksamkeit zu schenken und die Winke zu benutzen, welche er dem Arzte bisweilen in Rücksicht der Wahl eines Arzneimittels gibt. So gut der menschliche Körper im zoo-magnetischen Schlafe im Stande ist, seinen geistigen Antheil zu einer exaltirten Thätig-

keit zu bestimmen, so kann auch in manchen Konstituzionen eine jede Krankheit diesen Effekt, wenn auch in einem ganz niederen Grade haben. Der Mensch wird alsdann, ohne sich deutlich des damit verbundenen Heilzweckes bewußt zu seyn, durch ungewöhnliche und sehr starke Neigung zu diesem oder jenem Genusse gereizt, und heilt sich oft dadurch ohne es zu wollen, wovon ich mehrere Beispiele aus meiner eigenen Erfahrung aufführen könnte. So entgegengesetzt nun bisweilen die Wünsche eines solchen Kranken den Ansichten seines Arztes seyn mögen, so ist es doch, wenn sie nicht offenbar aus Laune und Eigensinn entspringen, der Klugheit gemäß, ihnen mit Vorsicht Genüge zu leisten, da der Erfolg oft sehr günstig seyn wird.

Mögen die geehrten Leser dieser Blätter meinen darin ausgesprochenen Willen anerkennen, und versichert seyn, daß Verbreitung des Wahren und Guten sein Zweck ist.

Noch etwas über die Blutentziehungen *),

von

Dr. W. Groß.

Erwägt man alles das, was die Allopathie durch das Blutlassen beabsichtiget, so muß man mit Recht über den Umfang seiner Wirkungssphäre erstaunen. Hier soll es das Uebermaß der Blutmasse (Plethora) beseitigen, dort die unnatürliche Wallung derselben (Orgasmus) mäßigen; wo sie ungleich vertheilt ist, soll es das Gleichgewicht wieder herstellen, wo sie eine ungewöhnliche Cohärenz zeigt, dieselbe vermindern; den Blutdrang nach einzelnen Organen (Congestio) soll es ableiten, aktive Blutungen verhindern oder zum Stehen bringen und jeden abnorm erhöhten Lebensproceß bis zur Norm herabstimmen u. s. w. u. s. w. Fast in allen akuten und wohl in den meisten chronischen Krankheiten hat man die Blutentziehungen als

---

*) Dieser Gegenstand ist so reich an Stoff zu Betrachtungen und so werth der vielseitigsten Beleuchtung, daß es nicht überflüssig und unwillkommen seyn kann, selbst nach den, im vorigen Heft des Archivs von Hrn. Dr. Wislizenus gegebenen geist- und kenntnißreichen Andeutungen die vorliegenden weitern Erörterungen desselben zu vernehmen.

Anmerk. d. Redact.

Hauptmittel oder wenigstens als kaum entbehrliche Beihülfe zur Heilung angewendet.

Die Vielnützigkeit eines Heilmittels setzt immer auch eine große Vielseitigkeit seiner Wirkung voraus. So hat die sorgfältige und redliche Prüfung in den Krähenaugen, dem Quecksilber, der Belladonne, Pulsatille u. a. eine ungemein reiche Anzahl von eigenthümlichen Wirkungen entdeckt, wodurch sie geschickt werden, den verschiedenartigsten Leiden des menschlichen Organismus heilkräftig zu begegnen. Sollte man nicht dem Blutlassen — nach den vielfachen Anwendungen zu urtheilen, welche die Allopathie davon macht — eine noch vielseitigere Wirkung zutrauen? — Und doch würde man sich gewaltig irren. Denn keinesweges vielgestaltig, vielmehr höchst einförmig, nur gewaltig und eingreifend ist seine Wirkung. Es berührt alle Sphären des Organismus und verletzt sein Leben unmittelbar, recht in seinen innersten Tiefen. Wie kann es auch anders seyn? Jede Verstümmelung eines Organes, sey dieses auch im Verhältniß zu den übrigen von minderer Bedeutung, beeinträchtiget mehr oder weniger das Leben aller oder doch der meisten organischen Gebilde, und selbst die schnelle Absetzung (Abmeisselung) eines Fingers kann nicht ohne einige Folgen für das organische Ganze bleiben. Nun werden aber durch die Verminderung der Blutmasse alle Theile des Organismus zugleich verletzt, da sie die Quelle ist, welche jedem die zum Fortbestehen unentbehrliche Nahrung giebt, — eine Eigenschaft, die ihren höchsten Werth für die ganze thierische Oekonomie deutlich bezeichnet. Demnach muß das Blutlassen in der letzteren eine allgemeine pathologische Veränderung be-

wirken. Ein niederer Lebensprozeß — Erschöpfung — ist das Erste, was nothwendig auf die Verringerung der normalen Quantität des Blutes erfolgt; alle organischen Gebilde tragen sie gemeinschaftlich, nur das Gefäßsystem empfindet sie doppelt, weil ihm nicht allein ein Theil des nährenden Principes, sondern auch des natürlichen Reitzes für die Fortsetzung seiner eigenthümlichen Funkzionen verkümmert wird. Unter diesen Verhältnissen kann das Leben nicht bestehen und die organische Kraft strebt deshalb, das Verlorene durch häufigere Blutbereitung wieder zu ersetzen; weil aber dieser Ersatz immer nur auf Kosten des organischen Ganzen geschieht, so werden die schädlichen Folgen der allgemeinen Beeinträchtigung auch dem vorher kräftigen Organismus eine Zeitlang fühlbar bleiben. — Der an sich schwächere oder durch wiederholtes Blutlassen verletzte wird unter den natürlichen Bestrebungen, seine verlorene Integrität wieder zu gewinnen, nicht selten erliegen.

Keine Arzneipotenz beeinträchtigt so unmittelbar und auf ein Mal das ganze Leben, als das Blutlassen; jede nimmt in ihrer Wirkung eine eigenthümliche Richtung nach dieser oder jener besonderen organischen Sphäre und verletzt — bei übermäßiger Einwirkung — dann erst sekundär auch die übrigen; selbst vom Arsenik und der Blausäure (?) läßt sich nicht eigentlich behaupten, daß sie das ganze Leben unmittelbar vernichten — nur der Blutverlust ist dazu fähig. Diese große, allgemeine Einwirkung mag auch der Grund seyn, warum das Blutlassen in den meisten Krankheiten angewendet wird; denn wenn die eigentlichen Arzneisubstanzen immer nur theilweise und oft langsame Ver-

änderungen in dem gesunden und kranken Befinden des Organismus veranlassen, so hat dagegen das Blutlassen eine plötzliche und durchgängige Umstimmung zur Folge. Nun fragt sichs nur, ob diese schnelle allgemeine Umstimmung auch die vorhandenen Heilabsichten stets reell zu erfüllen geeignet sey — und gewiß sollte man dies um so eher vermuthen, da die Häufigkeit des Blutlassens sehr natürlich zu dem Schlusse führt, daß die Nachtheile seiner heftigen Einwirkung bei weitem durch die spätern Vortheile überwogen werden und seine Heilkraft in Krankheiten durch kein anderes Mittel zu ersetzen sey. Dem ist aber in der That nicht also, wie eine genauere Beleuchtung dieses Gegenstandes aufklären muß.

Man sucht durch Aderlassen ein Uebermaaß von Blut zu beseitigen. Die Erkennung dieses Zustandes ist, so allgemein man sie anerkannt, dennoch sehr problematisch. Allerdings ist das quantitative Verhältniß der Blutmasse zu den gesammten übrigen organischen Theilen in verschiedenen Individuen vielfach abweichend und eines zeichnet sich durch einen blutreichern Körper aus, während ein anderes dagegen als blutarm erscheint: dessen ungeachtet kann man immer noch nicht behaupten, daß jenes absolut mit Blutmasse überfüllt sey. Ein so bedeutendes Mißverhältniß zwischen den flüßigen und festen Theilen müßte ganz gewiß in auffallenderen, gefahrdrohenderen Erscheinungen sich kund thun, als wir bei sogenannter Vollblütigkeit wahrzunehmen pflegen, mit der wir zwar ein Vorherrschen des Gefäßsystemes in einzelnen Organismen bezeichnen, das aber immer noch als innerhalb der Gränze der Gesundheit bleibend gedacht werden kann — wie denn überhaupt

in den unendlich verschiedenen Organisationen (die sich alle, da ihnen eine absolute unerreichbar ist, einer relativen Harmonie ihrer Kräfte erfreuen) ein Uebergewicht bald dieser, bald jener Sphäre angetroffen und eben dadurch die Verschiedenheit der Temperamente mit begründet wird. Wenn nun in einem gesunden Organismus irgend eine Sphäre prädominirt, so wird diese, sobald er erkrankt, natürlich ebenfalls eine Hauptrolle spielen und der Krankheit ihren Character aufdrücken; auf gleiche Weise wird demnach das, in gesunden Individuen prädominirende, Gefäßsystem auch in Krankheiten und selbst schon bei einer geringfügigen (äussern oder innern) pathogenetischen Einwirkung zu lebhafterer Reaction sich erheben und dem sich ausbildenden Leiden seine eigenthümliche Richtung bestimmen. So kann z. B. schon eine körperliche Anstrengung, eine geringfügige Gemüthsbewegung in solchen Subjecten das Blut in Wallung und Unruhe bringen. Aber wir wollen es unentschieden lassen, ob eine wahre Plethora existiren könne, oder nicht, ja wir wollen sogar ihre Existenz unbedingt zugeben und annehmen, daß bisweilen abnormer Weise die Masse Blutes bis zu einem gefahrdrohenden Grade wirklich vermehrt werde: so fragt sich's, ist die Aderlaß gegen diesen (krankhaften) Zustand spezifisch? — Das ist sehr zu bezweifeln. Die allopathische Heilkunst, welche sich rühmt, die Krankheiten dadurch radikal zu heilen, daß sie ihre nächste Ursache ausforscht und dann vernichtet, begeht eine auffallende Inkonsequenz, wenn sie, in der Absicht, die krankhaften Erscheinungen der Plethora zu heben, das Volumen des Blutes verringert. Warum

legt sie denn hier, ganz wider ihre Grundsätze, so viel Gewicht auf Zufälle, welche nach ihrer eigenen Ansicht nur Symptome eines Symptomes (der Plethora) und folglich keiner Beachtung werth sind? — Warum erforscht und hebt sie nicht die nächste Ursache der Plethora, die ja nicht durch sich selbst entstehen kann, sondern nothwendig einen eigenthümlichkrankhaften Zustand, durch welchen eine übermäßige Blutbereitung bedingt und wirklich wird, zum Grunde haben muß? Würde man wohl die, nach einem eingedrungenen Splitter in den muskulösen Theilen entstandene langwierige und profuse Eiterung und die, davon abhängige, schmerzhafte Empfindlichkeit des leidenden Gliedes dadurch schnell und radikal zu heben meinen, daß man das Eiter aus der Wunde drückte, und nicht vielmehr durch Aufsuchung und Ausziehung des Splitters? — Oder hätte vielleicht die Allopathie in diesem Falle sich es darum erlaubt, eine Ausnahme von der Regel zu machen, weil sie durch Erfahrung gefunden, daß, ihrer Theorie zuwider, das Blutlassen hier, radikal heilend, von spezifischem Erfolge sey? Dann hätte sie sich in der That geirrt und wäre ihren Ansichten ohne Noth untreu geworden. Denn der Nutzen des Blutlassens in (wahrer oder eingebildeter) Vollblütigkeit ist rein palliativ und momentan, nie von Dauer; die eigentliche Ursache der übermäßigen Blutbereitung — ein eigengearteter pathologischer Zustand des Organismus — wird dadurch nicht beseitigt, vielmehr, wie nach den meisten Palliativkuren geschieht, noch erhöhet; die Plethora kömmt nun noch häufiger und heftiger wieder, weshalb man denn bei diesen Subjekten Schnepper und Lanzette stets zur

Hand haben muß *). Man verfährt dabei eben so einseitig und symptomatisch, als wenn man einen Wassersüchtigen durch die Paracentese zu heilen versucht. Auch hier ist die Wasseransammlung mehr Nebensache, nur Symptom eines tiefer liegenden Zustandes, nach dessen Hebung das Wasser resorbirt und auf natürlichen Wegen aus dem Körper geführt wird. Man wird nicht leicht eine Wassersucht auf solche Weise heilen, am wenigsten, wenn sie von altem Datum ist; im Gegentheile — man wird sie hartnäckiger, gefährlicher machen. Denn je öfter man durch Wasserabzapfen sie palliativ zu beseitigen sucht, desto schneller und bedeutender sammeln sich auch wieder Feuchtigkeiten an und der Kranke wird nicht gesund, sondern kränker und unheilbarer. Warum sucht man nun die Vollblütigkeit durch ein Mittel zu heben, das durchaus unfähig dazu ist, ja dem Organismus direkt und indirekt schadet — das letztere, indem es sein Uebel in der Folge vermehrt, das erstere, indem es ihn, wie kein anderes, erschöpft? — Kennt man vielleicht den, der Vollblütigkeit zum Grunde liegenden, pathologischen Zustand

*) So dürfen auch diejenigen, welche jährlich regelmäßig mehrmals zur Ader lassen, ihre gesetzliche Zeit nicht übergehen, wenn sie nicht alle Folgen der Vollblütigkeit erleiden wollen; eine neue Aderlaß heilt sie wieder palliativ — ein, der Ursache ihrer Vollblütigkeit spezifisch entsprechendes, Heilmittel würde sie radikal heilen. Eben so unzulässig ist, aus denselben und noch einigen andern, von der Physiologie der Gravidität hergenommenen Gründen, in dem, einer übermäßigen Blutbereitung noch am ersten ähnlich sehenden, Zustande mancher Schwangern die Aderlaß, welche hier von den Aerzten als einziges Heilmittel, ohne Beihülfe anderer, angemessener Medikamente wiederholt angewendet zu werden pflegt.

oder die, demselben spezifisch angemessenen, Heilmittel, oder beide noch nicht? — Anschauen freilich oder auch nur sich deutlich erklären kann man weder jenen, noch die angemessenen Heilkräfte dieser errathen; wohl aber nimmt man die eigenthümlichen Aeußerungen von jenem wahr — und dahin gehört jede pathologische Veränderung im Befinden des Organismus, sowohl die sichtbaren Zeichen der sogenannten Vollblütigkeit, als auch, was der Kranke sonst noch für Beschwerden führt — und diese (die Kräfte der spezifischen Heilmittel) lernt man durch ihre Prüfung an Gesunden kennen. Auf solche Weise gelangt man zum erwünschten Ziele, wenigstens geht die homöopathische Heilkunst diesen untrüglichen Weg, und nie kömmt sie in den Fall, ihr Verfahren bereuen oder auch nur als unvollkommen betrachten zu müssen. So heilt sie nicht selten durch sehr kleine Gaben von Röstschwamm, Quecksilber, Sturmhut u. s. w. — je nachdem die Eigenthümlichkeit des Falles für dieses oder jenes Mittel vorzüglich paßt — alle, die sogenannte Vollblütigkeit begleitenden Beschwerden, auch bei Schwangern, folglich die Vollblütigkeit selbst, leicht, schnell und dauerhaft. Unbekümmert darum, ob die Kranke an einer wahren Plethora oder an Orgasmus leide — für beide kann aus den angeführten Gründen die Aderlaß nicht das wahre Heilmittel seyn — nimmt sie den Fall stets nach allen seinen Eigenthümlichkeiten und findet dann leicht und sicher den rechten Weg zu seiner dauerhaften Beseitigung. —

Nicht anders ist es mit der **ungleichen Vertheilung der Blutmasse und ihrem Andrange nach einzelnen Organen** (Congestio); durch das Aderlassen

wird in denjenigen organischen Theilen, wo des Blutes zu viel ist, eine momentane Erleichterung — gar nicht reeller, als die allgemeine Erleichterung der Vollblütigkeit — entstehen, während in den übrigen ein noch fühlbarer Blutmangel eintritt, und wenn auch durch die allgemeine Umstimmung, welche das Blutlassen bewirkt, eine gleichmäßigere Vertheilung der Blutwelle herbeigeführt werden sollte, so kann sie doch ebenfalls nicht von Dauer seyn, da ja nicht der pathologische Zustand, welch er derungleichen Vertheilung zum Grunde liegt, sondern diese selbst — sein Symptom — nur palliativ gehoben wird. Auch diesem Zustande begegnet die Homöopathie leicht, schnell und dauerhaft durch angemessene Heilmittel, z. B. nicht selten durch Krähenaugen, China u. a. m.

So kann ferner das Blutlassen keine Art qualitativer Veränderung der Blutmasse (wenn sie wirklich existirt), wie z. B. ungewöhnliche Cohärenz und Zähigkeit — Vorherrschen des Kohlenstoffes — oder andere Abweichungen von der Norm dauerhaft heilen, vielmehr nur momentan beseitigen. Die Blutwelle wird durch Verminderung ihres Volumens auf kurze Zeit an Kruor ärmer, später aber desto reicher, da die dynamische Ursache eines qualitativen Mißverhältnisses nicht gehoben, sondern dieses selbst blos palliativ abgeändert wird. Radikal beseitiget wird dasselbe nur durch, seiner Ursache entsprechende, spezifische Heilmittel, unter andern bisweilen durch Safran, bisweilen durch andere angemessene Heilstoffe, wie die homöopathische Heilkunst sicher ausgemittelt hat.

Ganz dasselbe kann von allen aktiven Blutungen behauptet werden, die nur als weitere Ausbildung akti-

der Kongestionen zu betrachten sind. Denkt man sie durch die bloße Verminderung der Blutmasse zu beseitigen, so stehen dem Gelingen dieses Verfahrens dieselben Gründe entgegen, welche die Unstatthaftigkeit desselben bei den letzteren klar machten; sucht man aber die Ursache dieses abnormen Zustandes in einer krankhaft erhöheten Reizbarkeit desjenigen Organes, welches gegenwärtig durch die Kongestion vorzugsweise beeinträchtiget wird, und meint man dieselbe antagonistisch dadurch zu heben, daß man an einem entfernten Theile zur Ader läßt, und so eine künstliche Kongestion in diesem erregt, welche stark genug ist, die natürliche zu suspendiren, so wird man dem Kranken ebenfalls keinen reellen Nutzen verschaffen. Die palliative Unterdrückung der natürlichen Kongestion (oder Blutung) dauert nicht länger, als die künstliche besteht, und kehrt nach dem Aufhören der letzteren nur heftiger zurück. Auch hier kann nur die, durch spezifische Mittel erzielte Heilung des Urleidens — der eigenthümlich pathologischen Affekzion des, an Blutandrang leidenden Organes oder des ganzen Organismus — von wahrem Nutzen seyn.

Eben so ist auch der Erfolg des Aderlassens in allen pathologischen Zuständen, die sich durch einen (allgemein oder parziell) a b n o r m e r h ö h e t e n L e b e n s p r o z e ß auszeichnen, nur palliativer Art und kann niemals gründliche Heilung bewirken — es müßte denn seyn, daß der vorhandene Krankheitsfall gerade eine sehr geringe Bedeutung und so kurze Verlaufszeit hätte, daß er von der pathogenetischen Wirkung des Blutlassens überdauert würde, wo dann aber der Leidende länger künstlich krank seyn müßte, als er es natürlich gewesen seyn könnte.

Die pathologischen Erscheinungen (Symptome) kommen nicht allein durch die pathogenetischen (Krankheit erregenden) Einflüsse zu Stande, sondern der Organismus selbst trägt zu ihrem Entstehen ebenfalls das Seinige bei, indem er der Einwirkung jener eine angemessene Reakzion entgegensetzt; der Konflikt beider erzeugt die Gruppe der Symptomen. Wenn nun diese das Gepräge eines erhöheten Lebensprozesses an sich tragen, so sucht man den letzteren durch Verminderung der Energie des Organismus zu einem natürlichen Grade herabzustimmen, und bedient sich, um diese Absicht, vorzüglich in akuten Krankheiten, wo schleunige Hülfe nöthig ist, desto schneller zu erreichen, der Blutentziehungen, durch welche man mit einem Male den ganzen Organismus seines Wirkungsvermögens zum größten Theile beraubt. „Das kräftige und reichliche Blut, das bei den Akzionen der Organe mitwirkt, sie nährt und dadurch ihre Kräfte immer wieder herstellt, muß vermindert werden," sagt Reil*). Man befolgt auf solche Weise denselben Grundsatz, nach welchem man bei eingewurzelten (hauptsächlich mit Substanzveränderung, abnormen Wucherungsprozessen u. s. w. verbundenen) Uebeln methodische Hungerkuren einleitet und dadurch, daß man dem Organismus die volle Nahrung vorenthält, auch dem, in ihm wurzelnden, Krankheitsprozesse seine Nahrung zu entziehen gedenkt.

Auf diese Art giebt man freilich der Szene stets eine veränderte, keineswegs aber vortheilhaftere Gestalt. Man belästiget nämlich den Organismus mit einer neuen Krank-

---

*) S. Fieberlehre 1. Bd. S. 283.

heit — Verminderung seiner Energie, Erschöpfung, die, je nachdem sie dem ursprünglichen Leiden an Stärke gleich kömmt oder überlegen ist, den Organismus entweder momentan oder anhaltend beschäftiget und zum Widerstande anregt. Denn da derselbe nach einem festbegründeten Naturgesetze nicht von zwei verschiedenartigen Uebeln zugleich affizirt werden kann, sondern das schwächere stets von dem stärkeren suspendirt wird, so pflegt im letzteren Falle die Erschöpfung nach Blutentziehungen, welche das ursprüngliche Leiden an Stärke überwiegt, fortwährend, so lange sie ihrer Natur nach dauert, im Organismus die Oberhand zu behalten; im ersteren Falle, wenn sie dem ursprünglichen Leiden nur an Stärke gleich ist, streitet sie gleichsam mit diesem um die Oberherrschaft und wir sehen dann bald dieses, bald jenes, stets wechselnd, in eigenthümlichen Erscheinungen hervortreten. So lehrt die Erfahrung, daß das Blutlassen bis zur Ohnmacht die Paroxysmen der Wasserscheu zwar schwächer, vielleicht auch seltener macht, keineswegs aber im Stande ist, den Kranken zu retten, vielmehr ihn noch schneller der Auflösung entgegenführt, da es, unfähig, ihn zu heilen, seine Lebenskraft, wenn gleich auf andere Weise, eben so sehr erschöpft, als das ursprüngliche Leiden selbst *). Auf gleiche

*) Wenn demnach die Allopathie den Kranken nach dem wirklichen Ausbruche der Hydrophobie gewöhnlich unrettbar verloren erklärt, so beginnt dann gerade erst die rechte Wirkungssphäre der Homöopathie. Die sämmtlichen Erscheinungen, die ihr der Paroxysmus darbietet und welche bei verschiedenen Individuen verschieden gestaltet sind, und deshalb auch verschiedene Heilmittel verlangen, faßt sie treulich auf

Weise können Krämpfe, heftige Schmerzen u. s. w. überhaupt Krankheiten, welche den Character eines abnorm erhöheten Lebensprozesses an sich tragen (dahin gehören alle unter Synocha begriffenen pathologischen Zustände*), nie durch Blutentziehungen naturgesetzlich geheilt werden; sie kehren gewöhnlich etwas gemäßigter, bisweilen

und wählt alsdann die, denselben am meisten als naturgesetzliches Heilmittel entsprechende, Arzneipotenz zu ihrer Beseitigung. Die kleinste Gabe derselben, nach dem ersten Paroxysmus gereicht, wird den nächsten Anfall, wo nicht ganz aufheben, doch sicher ungemein lindern und abkürzen; ein dritter kann schwerlich erfolgen. Wenn die Belladonne, welche wahrscheinlich fast öfters noch, als Bilsenkraut und Stechapfel, für die pathologischen Aeußerungen der Hydrophobie als spezifisches Heilmittel paßt, bisher nur selten half, öfters sich unnütz erwies, so ist dies nicht zu verwundern; vielmehr ist es ein Wunder, daß sie nicht stets den tödlichen Ausgang beschleunigte, und man kann wenigstens annehmen, daß sie in den meisten Fällen, wo sie nicht half, offenbar schadete — einzig durch die Größe der Gabe, welche, wenn man erwägt, daß die Belladonne dem furchtbar heftigen Uebel durch Aehnlichkeitswirkung — und nur durch diese kann sie Wasserscheu gründlich heilen, nicht nach hypothetischen Voraussetzungen — als spezifischer Heilstoff entsprach, wahrlich mit Recht ungeheuer zu nennen ist. Vergl. Klinischer Commentar über die Behandlung der Wasserscheu. Eine Denkschrift des Ritter V. L. Brera. Uebersetzt von J. L. F. Maier u. s. w. Vier Heilungen der Wasserscheu, mit 3 Drachmen in 24 Stunden, 8 Unzen überhaupt Belladonnenpulver für einen Kranken! Man erstaune! wenn das Wahrheit ist, so war die Belladonne weit unwirksamer als unsere deutsche und das, ihr freilich größtentheils antidotisch entgegenwirkende und ebenfalls in enormen Porzionen beigebrauchte, Quecksilber kräftiger, als sie; anders ist's undenkbar.

*) Vergl. Reils Fieberlehre 1. Bd. Seite 255 u. ff.

auch mit der früheren Heftigkeit zurück und alterniren gleichsam mit der nach dem Blutlassen entstandenen allgemeinen Erschöpfung, wenn sie dieser die Wage halten, oder werden von derselben suspendirt, sobald sie ihnen an Heftigkeit überlegen ist, und repetiren dann, wenn sich der Organismus wieder in etwas erholt (die Erschöpfung überwunden) hat, falls nicht auch indessen ihre Verlaufszeit schon geendigt ist, häufiger und bedeutender, weil die Lebenskraft nicht mehr stark genug ist, ihnen den ehemaligen Widerstand entgegenzusetzen.

Wenn man indessen in den eben genannten Krankheitsfällen das Blutlassen nicht als ein unentbehrliches Heilmittel, sondern mehr als ein nützliches Hülfsmittel zur Vorbereitung und Unterstützung der Kur betrachtet, so hält man es dagegen für vollkommen unerläßlich, ja fast spezifisch in allen Entzündungen. Reil sagt: „die Blutausleerungen wirken nicht durch Verminderung der Vollblütigkeit, die durch eine Aderlaß entfernt wird und während des (Entzündungs-) Fiebers nicht wieder entstehen kann, nicht durch die Entledigung der Gefäße und eine dadurch veranlaßte Abspannung, sondern direkt dadurch, daß sie den Saft ausleeren, der bei den Akzionen der Organe mitwirken muß." *)

Wenn man aber auch die Möglichkeit zugiebt, daß das in Entzündungen hochgereitzte Gefäßsystem selbst den natürlichen Reitz des Blutes nicht mehr verträgt, sondern dadurch zu noch höherer Thätigkeit angeregt werde, so ist dadurch noch keinesweges die Nothwendigkeit der

*) S. Fieberlehre 1 Bd. S. 450.

Blutentziehungen erwiesen; vielmehr ist das Natürlichste, was der Arzt in diesem Falle thun kann, daß er die krankhafte Reitzbarkeit der Gefäße direkt durch angemessene Heilmittel auf den natürlichen Grad herabzustimmen sucht. Dem durch Entzündung ungemein gereitzten Auge pflegt man wohl das Licht, welches ihm in diesem Zustande als widernatürlicher Reitz verderblich wird, zu entziehen, und thut dieß mit dem besten Erfolge; ganz anders ist es jedoch mit dem Blute, das die gesammte thierische Oekonomie erhält und nicht ohne die wesentlichsten Nachtheile vergeudet werden kann, wenigstens werden diese letzteren nicht von den Vortheilen aufgewogen, wenn durch das Aderlassen hier nur eine parzielle Reitzverminderung für das Gefäßsystem beabsichtiget wird. Ueberdieß kann aber der Nutzen der Blutentziehung in Entzündungen kaum in der Beseitigung eines nachtheiligen Reitzes begründet seyn: denn wäre dieß, so müßte eine einzige Aderlaß die Akzionen der Gefäße nicht bloß auf einen natürlicheren Grad herabstimmen, sondern auch auf demselben erhalten, da ja jener Reitz, ein Mal durch Verminderung der Blutmasse beseitiget, eben so wenig in kurzer Zeit wiederkehren kann, als eine, auf dieselbe Weise entfernte, Vollblütigkeit. Wir sehen jedoch in den meisten Fällen diesen Zweck nicht durch Eine Aderlaß erreicht; vielmehr kehren die Akzionen der Organe sehr bald nach einiger Ruhe zu der vorigen Heftigkeit zurück und gewöhnlich werden deßhalb zwey bis drey Aderlässe, oft noch mehrere nöthig. Demnach müssen die Blutentziehungen wohl noch auf eine andere Weise wirksam seyn, wenn ihr Nutzen in Entzündungen erklärlich werden soll. Oder meint man vielleicht,

eine, durch die Entzündung bewirkte, qualitative Veränderung der Blutmasse (die sich nach dem Aderlassen in Folge der Krankheit leicht wieder erneuere) bedinge ihre widernatürlich reitzende Eigenschaft? — Wenn eine solche Veränderung in vielen Fällen wirklich statt findet, so hat man einen Grund mehr, die ganze Krankheit auf direktem Wege baldigst zu beseitigen und nicht die Entfernung ihrer Wirkungen zum Ziele seiner Bemühungen zu machen. Die sogenannte Entzündungshaut kann wohl schwerlich eine sichere Indikazion für das Blutlassen abgeben. Denn erstlich ist sie an sich ein sehr trügliches Merkmal der Entzündung (Hewson, Parmentier und Deyeux bemerkten, daß bey abgeschlachteten Thieren in dem Maße die Gerinnbarkeit des Blutes und seine Entzündungshaut stärker wurde, als sie ihr Blut verloren *); sodann aber, wenn sie in der That eine entzündliche (und deßhalb reitzende) Beschaffenheit des Blutes anzeigt, beweist ihre öftere Wiedererzeugung nach dem Aderlassen und die Rückkehr aller übrigen pathologischen Erscheinungen, daß nicht die Verminderung der Blutmasse als solche geeignet sey, die qualitative Abnormität der letzteren zu beseitigen, vielmehr wird es offenbar, daß sie nur, insofern sie den ganzen Organismus umstimmt und zunächst namentlich den eigenthümlichen Zustand des Gefäßsystems dahin abändert, daß es weder die bisherige abnorme Beschaffenheit des Blutes ferner wiedererzeugen kann, noch für seine Einwirkung dieselbe abnorme Empfänglichkeit behält, der Absicht des Arztes entspreche. Sonach scheint

*) S. Reils Fbrlehre, 1. Bd. Seit. 309 und 310.]

es auch hier die, durch das Blutlassen bewirkte, allgemeine Erschöpfung zu seyn, welche, indem sie den Organismus stärker affizirt, als das ursprüngliche Leiden — die Entzündung — dieses theils enantiopathisch, theils allopathisch unterdrückt und suspendirt und die Akzionen der Gefäße gewaltsam und vollkommen herabstimmt. —

Das Blutlassen wird in allen Entzündungen mit dem Charakter der Synocha für das erste und heilsamste Mittel angesehen. — Allein die Erkenntniß des wahren Charakters einer Entzündung ist oft ungemein schwer, wie die besten Aerzte aller Zeiten laut bekennen und oft vorgefallene Täuschungen zur Genüge beweisen. Huxham sagt: „— peripneumonia grassabatur epidemica, in qua post alteram (et interdum quoque post unicam) sanguinis emissionem pulsus et vires aegroti mirum in modum prosternebantur; et quae in febris mutabatur speciem nervosae, cum qua magni tremores, tendinum subsultus, profusi sudores, aut diarrhoea atrabiliosa cum lingua nigra, comate vel delirio erant coniuncta; quamquam in principio pulsus plenus et celeriter tremens, dolor, tussis et oppressio ita urgere videbantur, ut sanguinis emissionem quammaxime indicarent"*). Auf der andern Seite giebt es wieder Fälle, wo alle krankhaften Erscheinungen für den Charakter des Typhus sprechen und erst nach dem Blutlassen ch in die Kennzeichen der Synocha umwandeln. So bemerkt Reil: „Zuweilen ist große Schwäche, ein kleiner, blutleerer und intermittirender Puls, große Dyspnöe, Angst, blasse Gesichts-

*) V. Ioann. Huxhami Opera physico-medica. T. II, p. 168.

farbe und Kälte der Extremitäten vorhanden und doch die Aderlaß dringender, als bei einem stechenden Schmerze, angezeigt"*). Wie soll man hier den wahren Charakter ausmitteln? Es leuchtet ein, daß die Erwägung des „Temperamentes, Alters, Geschlechtes, der Leibesbeschaffenheit, Gewohnheit des Kranken, der blutigen Sputa desselben und der herrschenden Constituzion" immer sehr trügliche Auskunftsmittel seyn werden und Reil selbst giebt diese Wahrheit zu, wenn er die Bestimmung nach den ebengenannten Zeichen eine „muthmaßliche" nennt und dann den Rath giebt, „in ganz zweifelhaften Fällen zu Probeaderlässen seine Zuflucht zu nehmen und sich auf den praktischen Takt und auf ein glückliches Ungefähr zu stützen"**). Mit dem praktischen Takte ist es leider eine gar mißliche Sache, wie auch dem erfahrensten Praktiker nicht unbekannt seyn kann, und höchst übel ist der Kranke berathen, dessen Wohl und Wehe von diesem betrüglichen Talente abhängig gemacht werden muß, welches mit einem glücklichen Ungefähr in Parallele steht. Ein Heilmittel, das in manchen Krankheitsfällen, die, wiewohl ganz für dasselbe geeignet, durch ihre höchst abweichenden Erscheinungen den Arzt zaghaft machen und zu dem Entschlusse veranlassen, des Blutes zu schonen, wenigstens negativ — in anderen, die bei allen Zeichen für seine Anwendbarkeit dennoch dadurch ungemein verschlimmert, bisweilen tödtlich werden, positiv schadet, dessen Wirkung sich nicht immer voraus berechnen läßt und das deßhalb mitunter

*) S. Fbrlehre, 2. Bd. Seit. 534.

**) Ebendaselbst Seit. 491.

am Kranken erst probirt werden muß, um zu erfahren, ob es nützlich oder verderblich seyn werde — ein solches Mittel, sey es auch in tausend andern Fällen spezifisch hülfreich und ohne Gefahr anwendbar, muß man vernünftiger Weise wenigstens als unsicher und gefährlich betrachten.

Fast zu allen Zeiten hat man auf das äußere Ansehen und die Beschaffenheit des eben aus der Ader gelassenen Blutes ein großes Gewicht gelegt. Eine rechte Entzündungshaut sollte immer für die Nothwendigkeit des Blutlassens sprechen; doch haben wir bereits gesehen, daß diese ein trügliches Merkmal sey, und ältere und neuere Aerzte erfuhren dasselbe. So sagt Huxham an dem bereits angeführten Orte weiter unten, nachdem er die abnorme Beschaffenheit des Blutes in der von ihm beobachteten Lungenentzündung, welche nach dem Aderlassen tödtlich ausfiel, wie sie in den meisten Individuen sich zeigte, angegeben hat: „Interdum quidem crusta erat crassior et tenacior, sed colore pallide rubicundo, baccis corni vel dilutae ribesiorum rubrorum gelatinae simili. — Quod phaenomenon saepius in veris pleuroperipneumoniis observavi.“ Wenn aber die rechte Entzündungshaut des Blutes wirklich in den meisten Fällen die Nothwendigkeit des Blutlassens, und dagegen ein andersartiger Zustand des Blutes seine Unzulässigkeit beweist, so ist der Kranke abermals sehr übel berathen, da man die Beschaffenheit des Blutes nicht eher beurtheilen kann, als bis man ihm zur Ader gelassen hat. Zwar würden die Folgen eines solchen Probirens vielleicht nicht eben erheblich werden, wenn die allerkleinste Quantität weggelassenen Blutes hin-

reichte, um sich von dem wahren Stande der Krankheit völlig zu überzeugen: allein dem ist keinesweges also, wie wir unter andern vom Baglivius hören, wenn er sagt: „In pleuritide, peripneumonia et huiusmodi inflammatoriis pulmonum morbis, si in sanguine, e vena secta extracto, non appareat in superficie crusta alba, quae necessario apparere debet, pessimum; — si vero in altera sanguinis missione incipiat apparere, bonum: contra si in secunda ne quidem apparebit, abstineto statim a sanguinis missione, aliter interficies aegrotantem"*). Ich meine, der Kranke ist schon halb getödtet nach diesen Experimenten. Es gehört wahrlich eine ungeheure Dreistigkeit dazu, eine zweite Aderlaß zu unternehmen, wenn bereits die erste eine höchst schlechte Prognose giebt, bloß um zu sehen, ob die andere vielleicht von glücklicherem Erfolge seyn werde. Wird nicht der Kranke auf solche Weise offenbar durch die Kunst seiner Auflösung entgegengeführt? — Indem man sein Vertrauen fast hauptsächlich auf die normale Beschaffenheit der Entzündungshaut setzt, läßt man beinahe allen Entzündungskranken mehr oder weniger stark zur Ader und schreibt den tödtlichen Ausgang, welcher sehr häufig bey denen, deren Blut keine normale Entzündungshaut zeigt, nach dem Aderlassen beobachtet wird, einzig dieser Anomalie zu. So erzählt uns Huxham: „Quamquam in febribus pulmonicis, si in sanguine satis tenax et crassa apparet crusta, in genere non malum est symptoma; quando tamen eius tenacitas insignior et color summe lu-

*) S. Baglivii Opera. Lugduni 1710. 4to. Cap. de Pleurit. p. 37.

teus aut pallide plumbeus est, periculum subest" und setzt dann weiter unten hinzu: „Quod aliquoties in pleuro-peripneumonia vidi, ubi post quartam aut quintam sanguinis emissionem tam violenter, ut antea, continuabat dolor et pars sanguinis globularis ita erat diminuta, ut crassamentum vix sextam totius sanguinis voluminis partem efficeret, tamen firmitate, quanta carnis frustum, erat praeditum. — Qui casus plerumque sunt mortiferi"*). Wenn in den meisten Fällen dieser Art der Tod erfolgte, so ist dadurch noch keineswegs ihre Tödtlichkeit an sich erwiesen, vielmehr wird nur die Unzulässigkeit des Aderlassens dadurch in's hellste Licht gesetzt und die Zusammenstellung aller Umstände macht es mehr als wahrscheinlich, daß die Kranken, welche offenbar nicht bloß nach der Aderlaß, sondern durch dieselbe umkamen, bey der gänzlichen Unterlassung derselben und mittelst der Anwendung eines naturgesetzlich entsprechenderen Heilmittels hätten gerettet werden können. Hier erscheint das Aderlassen nicht allein unsicher und gefährlich, sondern tödtlich.

Bisweilen kommen auch Fälle vor, wo der Kranke bey dem entzündlichen Zustande eines einzelnen Organes zugleich an allgemeiner Schwäche und Erschöpfung leidet, wie z. B. manche chronisch entzündliche Leiden der Brust oder sthenische Entzündungen, die sich mit asthenischen Leiden in andern Organen complizirt haben. Was hier der Pazient durch die gewöhnlich kleinen, aber desto häufigeren Aderlässe auf der einen Seite — und leider doch fast immer nur momentan und palliativ — gewinnt, das ver-

*) a. a. O. p. 171 und 172.

liert er auf der anderen dauerhaft durch dieselben, weil sie nur dem ersteren krankhaften Zustande antipathisch oder allopathisch entsprechen, den letzteren wesentlich verschlimmern. Doch auch das entzündete Organ wird bald die Asthenie der übrigen theilen und wo früher noch etwas von der Energie des Organismus für eine, wiewohl langsame, Wiedergenesung zu erwarten war, wird nun jede Hoffnung schwinden müssen. In diesem Falle also wird der Arzt, wenn er nichts Besseres zu thun weiß, als Blut wegzulassen, seinem Kranken unendlich mehr schaden, als nützen.

Wie man die Aderlaß überhaupt für das vorzüglichste Heilmittel in sthenischen Entzündungen ausgiebt, so behauptet man auch, durch kein anderes die üblen Ausgänge derselben besser verhüten zu können. Allein erstlich pflegt nicht jede Entzündung ihren Ausgang in Verhärtung, Verwachsung oder Eiterung u. s. w. zu nehmen, da man Beispiele hat, daß namentlich in höchst akuten Lungenentzündungen, wo eigentlich sogleich zur Ader gelassen werden soll, wenn man Nutzen davon sehen will, die erste Blutentziehung nach dem 7., 9., 11. und 14. Tage noch nicht unnütz gewesen ist*), wo man dann wohl schließen kann, daß die bis dahin nicht eingetretenen, üblen Entzündungsausgänge vielleicht auch ohne eine Aderlaß weggeblieben wären; sodann aber ist es ja eine bekannte Sache und kann von keinem erfahrenen Arzte geleugnet werden, daß, ungeachtet des reichlichsten und wiederholten

*) Vergl. unter andern auch Reils Fieberlehre 2. Bd. Seit. 535.

Blutlassens, jene Ausgänge nicht selten dennoch erscheinen — wie wollte man auch sonst dieselben so häufig in der Praxis beobachten, da ja die herrschende ärztliche Schule jedem Entzündungskranken lege artis tüchtig zur Ader läßt! — Endlich aber führt gerade die Aderlaß einen eigenthümlichen und zwar den gefährlichsten Ausgang der Entzündung — Brand — am leichtesten herbey; wenigstens erhält auf diese Weise dessen nicht so gar seltenes Entstehen in robusten, vollsaftigen und jugendlichen Körpern seine ungezwungenste Erklärung. Denn da, wie wir bereits sahen, der Charakter der Sthenie von dem der Asthenie oft so schwer zu unterscheiden ist — da beyde bisweilen fast unmerklich in einander übergehen und selbst die ausgebildetste Synocha durch die erschöpfende Wirkung des Blutlassens dem Typhus sichtbar genähert wird: so leuchtet es ein, wie wenig oft dazu gehören kann, das rechte Maß des Aderlassens zu verfehlen und durch den kleinsten Schritt über die feine Gränzlinie zwischen dem Zuviel und Zuwenig Synocha in Typhus und Lähmung zu verwandeln *). Sonach erscheint das Blutlassen in

*) Hierher gehört von den, von Reil dem Walsch nacherzählten, beyden Fällen besonders der letztere, wo ein Arzt einem, an sthenischer Leberentzündung krank liegenden Edelmanne, nachdem er durch eine Aderlaß Erleichterung erhalten, am Abend, weil ihm der Puls noch eine entzündliche Spannung verräth, nochmals eine Ader schlägt, und, nachdem schon hierauf merkliche Verschlimmerung eingetreten ist, durch eine dritte Blutentziehung den Kranken dem Tode nahe bringt, der dann, seinem eigenen Schicksale überlassen, durch reichlichen Genuß des Portweines seine Genesung selbst bewirkt — wider Erwarten seines Arztes (S. Reils Fieberlehre, 2. Bd. Seite 542). Nur, indem der, ohne ärztliche

vielen Fällen als ein unzureichendes, ja, als ein sehr bedenkliches Heilmittel.

Doch abgesehen von allen zweydeutigen Erfolgen, welche das Aderlassen, wie wir bereits sahen, ohne Widerrede in vielen Fällen hat, abgesehen von der Mißlichkeit, hier und da über seine Anwendbarkeit zu entscheiden — läßt seine Wirksamkeit selbst in den ganz für dasselbe geeigneten Entzündungen noch unendlich viel zu wünschen übrig. Es beseitiget fast nie allein — weder in ihrem ganzen Umfange, noch für die Dauer — die entzündlichen Zufälle: „— dolor — maior vel minor saepius febre prorsus cessante speciatim post pleuropneumoniam per longum temporis spatium continuat," gesteht Huxham,*) und weiter unten sagt er: aliquam sanguinis viscidi, obstruentis, inflammatorii partem detrahere, parum prodest, nisi residuum eius refrigeretur, diluatur et attenuetur, ac generatio lentoris inflammatorii maior nitrosis, attenuantibus, refrigerantibus, saponaceis medicamentis, diluentibus, relaxantibus, emollientibusque potionibus, emulsionibus, caeterisque avertatur etc." Wenn man gleich mit den Mitteln, welche neben der Aderlaß in Entzündungen nothwendig werden, seit Huxhams Zeiten etwas gewechselt hat, so sind doch die damaligen Ansichten ziemlich dieselben geblieben — man

---

Einmischung sich selbst überlassene, Pazient hier seine durch das Aderlassen fast bis zur Lähmung erschöpfte Lebenskraft — wenn gleich nur palliativ — mittelst des reizenden Weines (welcher den fehlenden Blutreiz ersetzte) wieder erregte, war es ihm möglich, sein Daseyn zu erhalten.

*) a. a. O. S. 178 und S. 180.

will noch heute die entzündlichen Säfte verdünnen und abkühlen — kurz man braucht eine Menge von Nebenärzneien, weil man mit der Aderlaß allein nicht ausreicht. Ein Mittel, das nicht umfassend und dauerhaft hilft, dessen Wirkung durch mehrere andere Arzneipotenzen unterstützt werden muß, darf wenigstens keinen Anspruch auf den Ruhm einer vorzüglichen Wirksamkeit machen.

Auch die gelungensten Heilungen entzündlicher Leiden durch Aderlassen bieten bedeutende Unvollkommenheiten dar. So kann z. B. keine Pneumonie ohne Auswurf geheilt werden*). Indem man die kritische Naturbewegung, deren Produkt der lösende, gut beschaffene Auswurf (sputum coctum) ist, — als die Bedingung einer heilsamen Krankheitsentscheidung — zum Ziele seiner Bemühungen macht, gewinnt man, wenn's hoch kömmt, kein anderes Resultat, als was die Natur in nicht seltenen Fällen ohne unsere Hülfe selbst zu bewirken im Stande ist; man läßt die Krankheit ihren natürlichen Verlauf halten, ohne dessen Dauer im Mindesten abzukürzen. Diese Nachahmung der Natur, deren Selbstheilungen nichts weniger als vollkommen und musterhaft sind, ist darum, auch wenn sie ganz nach Wunsche gelingt, durchaus verwerflich und mit dem Wirken einer razionellen Heilkunst auf keine Weise in Parallele zu stellen. Die letztere pflegt jede Entzündung,

*) Paucae vel nullae peripneumoniae vel pleuropneumoniae sine libera et copiosa exscreatione bene terminantur; haec enim est crisis horum morborum naturalis etc." bemerkt Huxham a. a. O. Seite 180.

wenn ihre Hülfe nicht zu lange nach dem Beginne derselben in Anspruch genommen wird (und auch durch das Blutlassen kann nur in diesem Falle der möglichst beste Ausgang erzielt werden) durch das ihr zunächst naturgesetzlich entsprechende Heilmittel schnell, vollkommen und dauerhaft zu beseitigen, so, daß der Kranke gewöhnlich schon den dritten oder vierten Tag sich ziemlich oder völlig genesen fühlt; sie löscht so mit einem Male die ganze Krankheit aus, ohne irgend eine kritische Entscheidung durch Auswurf, Schweiß, Urin, Stuhlgang u. s. w. abzuwarten oder zu bewirken, und beurkundet auf diese Weise unwidersprechlich die Vorzüglichkeit ihres Wirkens. War die Krankheit schon von längerer Dauer und die kritische Naturbewegung bereits vorbereitet und eingeleitet, so erhält sie wenigstens dem Organismus seine auf jene Heilbestrebungen verwendete Kraft, indem sie dieselben erleichtert, abkürzt und ihnen die angemessenste Richtung giebt, daß auch in diesem Falle dann die volle Genesung weit schneller, vollkommener und beschwerdeloser erfolgt, als wenn sie der Natur allein überlassen geblieben wäre. Ueberhaupt wird der natürliche Verlauf der Entzündungen durch das Aderlassen nicht nur niemals abgekürzt, sondern gewöhnlich noch weit hinaus verlängert; denn das Erstere ist allenfalls dann möglich, wenn auf eine einzige, nicht zu starke Blutentziehung die entzündlichen Symptome schweigen — ein Fall, der sich nur selten zu ereignen pflegt; das Letztere muß nothwendig geschehen, wenn, wie gewöhnlich, 2, 3 bis 5 und mehr starke, oft ungeheure Aderlässe nothwendig werden, um die Entzündung zu mäßigen. Hier muß natürlich die Erschöpfung des ganzen Organismus sehr groß werden und

von langer Dauer seyn. So finden wir ja auch fast die meisten Entzündungskranken, selbst in der Blüthe der Jahre — nachdem sie den Zustand der Synocha durch das Blutlassen überwunden haben, — so ungemein entkräftet und erschöpft, daß sie nicht im Stande sind, sich selbst von ihrem Lager zu erheben; ihr jetziger pathologischer Zustand ist bei weitem bedeutender, als der frühere, sonst würde er ja diesen bei seiner eigenen Heftigkeit nicht so ganz unterdrückt haben; er ist umfassender und langwieriger — sonst würde jener seine Verlaufszeit nicht so still und ohne laute Aeußerungen seines Daseyns beendigen; die Kranken erleiden ein wochen- und monatelanges Siechthum und können sich nur schwer davon erholen *). Darf man

*) Selbst wenn man diese langwierige, beschwerliche Rekonvalescenz durch China, welche man unwissend als das einzig beste Specificum gegen diese Art von Schwäche (vergl. R. Arzneimittellehre von S. Hahnemann, 3 Thl.) anwendet, abkürzt, und so endlich die völlige Genesung wirklich herbeiführt, so beurkunden doch die Umwege, welche man zu diesem Ziele genommen hat, eine höchst unvollkommene Kurart. Treffend paßt hierher jene, wiewohl eigentlich in etwas andrer Beziehung gemachte Bemerkung Sydenhams (S. dessen Opuscula omnia, Genevae 1684. p. 35.) „Quamquam haud me latet, aegros, temeraria sanguinis missione mulctatos, convenientium cardiacorum usu aliquando servari — *sed praestiterat plagam non infligi, quam sanari.*“ Der homöopathisch geheilte (Entzündungs-) Kranke bewegt mit Leichtigkeit alle seine Glieder, sobald die schmerzlichen Empfindungen von ihm gewichen sind; man sieht, die (akute) Krankheit hatte seine Lebenskraft weniger erschöpft und verletzt, als unterdrückt und gefesselt. So wird es ihr möglich, ohne Verzug ihre rege Thätigkeit wieder fortzusetzen, sobald sie durch ein, der Krankheit spezifisch entsprechendes Heilmittel ihrer Fesseln frei und ledig geworden ist.

sich unter diesen Verhältnissen noch wundern, daß die meisten Individuen, welche während dieser mühsamen Rekonvalescenz einen Rückfall erleiden, ein Opfer desselben werden? Novo violenti doloris, spirandi difficultatis et suppressae exscreationis in impetu iterum haud secus, ac in novo morbo, maxima vero cum cautione et temperantia incipere debemus; quum omnis recidua his praecipue in casibus sit periculosa, aegrotus quotidie magis debilitetur et eo minus ullam sanguinis insignem perferre valeat evacuationem," sagt auch Hurham (p. 178.). Die Kranken können freilich keinen Blutverlust mehr ertragen, da sie den vorigen noch nicht überwunden haben, und die Tödtlichkeit des Rückfalles liegt sicher nicht in diesem selbst, vielmehr in den Folgen des Blutlassens. Auch findet man nicht leicht, daß der Rückfall in eine durch spezifische Heilmittel schnell und gefahrlos beseitigte Pneumonie gefährlicher sey, als diese ursprünglich war — nicht selten sogar das Gegentheil.

Die topischen Blutausleerungen durch Schröpfköpfe und besonders Blutigel schwächen nicht ganz so allgemein, sind also auch weniger nachtheilig für den Gesammtorganismus (wiewohl durch die letzteren und hinterdrein durch die Nachblutungen, wenn sie einige Zeit unterhalten werden, bisweilen doch die ganze Säftemasse bedeutend vermindert und der Verlust sehr fühlbar wird); indessen kann auch durch diese höchst selten gründliche Heilung eines Uebels bewirkt werden, daß sie ebenfalls bald antipathisch, bald allopathisch einwirken — das Erstere nämlich, wenn z. B. Blutigel oder Schröpfköpfe nahe an ein entzündetes Organ gesetzt werden; das Letztere, wenn

man sie fern von den leidenden Theilen applizirt. Dort schwächen sie das entzündete Organ unmittelbar durch Blutverlust und unterdrücken so die Entzündung palliativ; hier leiten sie die Blutmasse von den affizirten organischen Gebilden ab und zu einem anderen hin, wirken also antagonistisch. In beiden Fällen ist ihre Hülfe blos momentan und nur dann erfolgreich und bleibend, wenn ihre Wirkungszeit die der Krankheit überdauert*). —

---

*) Bei keinem vernünftigen Arzte wird schon aus diesem Grunde das System des Broussais Eingang finden, das sich durch die höchste, auffallendste Einseitigkeit vor allen bisher erschienenen auszeichnet. Schon in physiologischer Hinsicht tritt ihm ein wichtiger Einwurf entgegen, insofern es eine vorzüglich leichte Erregbarkeit des Magens und Darmkanals voraussetzt. Wenn nämlich diese hohe Rezeptivität (Reizbarkeit) eines einzelnen Organes oder einer organischen Sphäre bei einzelnen Subjekten leicht anzutreffen seyn mag — wie denn der, nur einer relativen Gesundheit fähige menschliche Organismus sich überhaupt wohl nie einer vollkommenen Integrität aller seiner Organe und Kräfte erfreut, sondern an einer besonders leisen Empfänglichkeit (pathologischen Disposizion) bald in diesem, bald in jenem seiner verschiedenen Gebilde leidet —, so ist es dagegen Thorheit, sie bei allen Individuen anzunehmen, eine Idee, die sich mit jenen natürlichen Begriffen von relativer Gesundheit nicht vereinbaren läßt. Die Natur hätte dann in der Bildung des Menschen absichtlich etwas Abnormes, Unvollkommenes geliefert. Uebrigens darf man nur noch an die Behauptung denken, daß Scharlach, Masern, Blattern und selbst Lustseuche u. s. w. — die Kleinigkeit abgerechnet, daß diese Krankheiten von verschiedenen spezifischen Giften, die ihnen ihre eigenthümliche (aber nach Hr. Broussais ganz unwesentliche) Gestalt geben, erzeugt werden — ihrem Wesen (gastro-enteritis) nach dieselben seyen und zu ihrer radikalen Heilung einerlei Mittel (Blutigel) verlangen, um das ganze System keiner Widerlegung werth zu finden.

Ueberzeugten wir uns nun bisher, daß die Blutentziehungen für alle die abnormen Zustände, deren Quelle man in dem Blute ganz oder wenigstens theilweise sucht — z. B. sogenannte Vollblütigkeit, Wallungen, qualitative Veränderungen des Blutes, aktive Kongestionen und wirkliche Blutungen — nur eine vorübergehende Hülfe darbieten und wirklichen Heilmitteln durchaus nicht an die Seite zu setzen seyen; fanden wir ferner dieselben nicht geeignet, in (nicht entzündlichen) Krankheiten mit dem Charakter eines erhöheten Lebensprozesses eine wahre Heilung zu vollbringen und erschienen sie uns endlich selbst in sthenischen Entzündungskrankheiten — angeblich der eigentlichen Sphäre ihres Wirkens — theils unsicher und gefährlich, weil sich, da sie nur dem schwer auszumittelnden Charakter der Krankheit entsprechen können, ihre Nützlichkeit oder Verderblichkeit nicht immer vorausbestimmen läßt und dieser Umstand zu den verderblichsten Experimenten verleitet; theils mehr schädlich, als nützlich in Krankheitsfällen mit doppeltem (sthenischem und asthenischem) Charakter; theils unzureichend und bedenklich, indem sie die mißlichen Ausgänge der Entzündung oft nicht verhüten, den gefährlichsten bisweilen selbst herbeiführen; theils von sehr unvollkommener und einseitiger Heilwirkung, da sie gewöhnlich weder allein, noch schnell, umfassend und dauerhaft helfen und im besten Falle den natürlichen Krankheitsverlauf nicht aufzuhalten vermögen; — erschienen uns die Blutentziehungen aus allen diesen Gründen und endlich noch darum, weil sie die Genesung des Kranken fast immer durch bedeutende Erschöpfung verzögern und jeden Rückfall für ihn gefährlich machen, von ganz zwei-

heutigem Nutzen: so wird es begreiflich, warum der Arzt ihren Gebrauch als Heilmittel in den genannten Krankheiten unbedingt verwerflich finden muß*).

Gewiß hat auch jeder gewissenhafte Praktiker oft Gelegenheit, sich von der Unzuverlässigkeit der Blutentziehungen zu überzeugen — eben so gewiß würde sie jeder längst aus der Reihe seiner Heilmittel verbannt haben, wenn er bisher etwas Besseres an ihrer Stelle zu setzen gewußt hätte. Viele freilich bezweifeln selbst die Möglichkeit, sthenischen Entzündungen durch spezifische Mittel heilkräftig zu begegnen, und sehen deshalb die Blutentziehungen gewissermaßen für ein nothwendiges Uebel in der Medizin an; die abnorme, oft ungeheure Erhöhung des Lebensprozesses in rein entzündlichen Leiden, das Dringende und die Gefährlichkeit aller Zufälle scheint ihnen eben so gewiß jedes bedächtigere Einwirken von ärztlicher Seite auszuschließen und eine augenblickliche Hülfe, wie sie nur Palliativmittel gewähren können, zu erheischen, als der Zustand eines durch Erstickung u. s. w. Verunglückten. Auf der andern Seite

*) Man wird wenigstens ihren Wirkungskreis unendlich einschränken müssen und sie nur als nützliches, ja bisweilen unentbehrliches Palliativmittel in solchen Fällen beibehalten können, wo die Eigenthümlichkeit der Umstände die dringendste Hülfe erfordert und jeder Verzug den Tod bringen würde, z. B. in gewissen Arten von blutigen Schlagflüssen, einigen Ohnmachten, Erstickungen durch Stranguliren, Einathmen irrespirabler Gasarten u. s. w. u. s. w. Hier ist ein Palliativmittel unerläßlich, um schnell das unterbrochene Spiel der Lebensthätigkeiten wieder in Gang zu bringen, den sie alsdann aus eigener (nicht verletzter, nur unterdrückter) Energie normal fortsetzen oder den die spätere Anwendung spezifischer (nicht palliativer) Heilmittel wieder ins rechte Gleis bringt.

ist die Anzahl der bekannten spezifischen Heilmittel noch so unendlich geringe und, die man etwa besitzt, sind immer nur für chronische und so wenig für akute Krankheiten angemessen, daß man selbst der Idee nicht abhold ist, es seyen überhaupt für die letzteren keine spezifischen Mittel möglich. — Allein in beiden Fällen irrt man sich. So dringende Hülfe auch die rein entzündlichen Leiden bisweilen erheischen mögen, so sind sie doch auf keine Weise, oder doch nur in den allerseltensten Fällen (wo denn zur Abwendung offenbarer Todesgefahr, nicht zur Heilung, allerdings eine einzige, kleine Blutentziehung angezeigt seyn dürfte) mit dem Zustande durch Erstickung u. s. w. Verunglückter zu vergleichen, da wir sie ja, sich selbst überlassen, nie augenblicklich tödtlich ausfallen sehen; es bleibt demnach immer noch Zeit genug für die Einwirkung des eigentlichen Heilmittels. Wenn aber bisher nur wenige spezifische Medikamente für gewisse Krankheiten existirten, so lag der Grund dieser Erscheinung einzig darin, daß man ihre Auffindung stets dem Zufalle überlassen mußte, da man den Weg, sie selbst mit Absicht zu suchen und zu finden, nicht kannte; für chronische Zustände waren sie darum fast alle nur geeignet, weil diese am öftersten sich in ihren Eigenthümlichkeiten gleich bleiben (und nur für solche unveränderliche, feststehende, aus einem sich gleichbleibenden Miasma entsprungene Uebel, wie Wollarbeiterkrätze, Syphilis u. a., konnte ein Mittel immer hülfreich — spezifisch — seyn), während die akuten (mit Ausnahme einiger wenigen ebenfalls miasmatischen, z. B. Menschenblattern, für deren Heilung und Verhütung — was völlig Eins ist — durch Kuhblattern ebenfalls der Zufall sorgte) in so

höchst veränderlichen Gestalten aufzutreten pflegen, daß kaum je einer zwei Mal unter denselben Eigenthümlichkeiten angetroffen werden kann*). Darum konnte sich hier der Zufall nicht nützlich erweisen; das Heilmittel, welches sich ein Mal spezifisch hülfreich gegen einen akuten Krankheitsfall erwies, that es künftig nicht wieder, weil derselbe Fall nicht zurückkehrte**).

Erforschen wir genau die vielfach eigenthümlichen Kräfte der Arzneimittel (und ohne diese sorgfältige, gewissenhafte Erforschung können wir ja nie über ihre Wirkungstendenz ein gültiges Urtheil fällen, sind sie für uns gar keine Heilmittel, vielmehr nur verderbliche Stoffe), so machen wir die merkwürdige Erfahrung, daß alle die Heilstoffe, welche uns das Ungefähr als Specifica kennen lehrte, in ihren Wirkungen eine auffallende Aehnlichkeit mit den Krankheitserscheinungen haben, gegen welche sie sich nach

*) Vergl. Organon der Heilkunst, §. 87.

**) So lehrte auch der Zufall die spezifische Wirkung der Chinarinde in einem Wechselfieber kennen und schnell ward sie mit dem Namen eines febrifugum belegt. Da sie aber in anderen Fällen von Wechselfieber — das man fälschlich für eine sich stets gleichbleibende Krankheit ansah — nichts nutzen wollte, so griff man zu den vielfachen Surrogaten. Das erste Wechselfieber, welches China heilte, kehrt schwerlich jemals ganz so wieder, und wenn die China dennoch mehrmals hülfreich war, so ist das theils dem Umstande, daß das für sie geeignete Fieber, weil es meist durch Sumpfluft erregt wird, wenigstens unter ziemlich gleichbleibenden Haupterscheinungen wiederkehrt, theils ihrer umfassenden Wirksamkeit zuzuschreiben, die sie für verschiedene Krankheitszustände zum spezifischen Heilmittel erhebt. Eine genaue Kenntniß aller ihrer Kräfte macht den Arzt geschickt, ihre Anwendbarkeit in diesem oder jenem Falle mit Gewißheit vorauszubestimmen.

allen Beobachtungen bisher immer als die besten, schnellsten und sichersten (spezifischen) Heilmittel erwiesen. Jeder, der sich nicht durch Vorurtheil oder Eigensinn abhalten läßt, diesen reinen Erfahrungssatz genau nachzuprüfen, wird denselben vollkommen bestätiget finden und den natürlichen Schluß zu machen bewogen werden, daß die Spezifizität aller Heilmittel einzig in der Aehnlichkeit ihrer Wirkungen mit den Symptomen der zu heilenden Krankheiten begründet sey *), und auf diese Weise den sichern Weg entdeckt haben, den spezifischen Wirkungskreis jedes Heilstoffes in Krankheiten mit Genauigkeit voraus zu bestimmen.

Ist man nun auf diese Weise zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt, daß im Allgemeinen jede (nicht absolut unheilbare) Krankheit einer spezifischen Heilung fähig und jeder Arzneistoff für gewisse pathologische Zustände ein spezifisches Heilmittel sey und von dem aufmerksamen Beobachter leicht als solches benutzt werden könne, so läßt sich gar nicht absehen, was den gewissenhaften Arzt noch ferner hindern könnte, auch die Entzündungen sämmtlich mit spezifischen Mitteln zu behandeln und die Blutentziehungen gänzlich aus der Reihe wahrer Heilmittel zu verweisen **). Kaum wird er sich damit entschuldigen dürfen,

---

*) Vergl. Organ. d. Heilk. und: Ueber specif. Mittel, ihre Bedeutung und Auffindung v. Dr. E. Stapf, im Archiv für die hom. Heilk. 1. Bd. 1. Heft. 1822.

**) Es ist eine höchst merkwürdige und durch vielfache und sorgfältige Beobachtungen bestätigte Thatsache, daß da, wo die Allopathie, auch ohne eigentlichen aktiven Entzündungszustand vor sich zu haben, Ader zu lassen pflegt, und dadurch freilich nur sehr palliative Erleichterung zu schaffen im Stan-

daß eine Neuerung, die das Menschenleben betrifft, immer mißlich sey — da er ja nach den Grundsätzen der herr=

de ist, z. B. bei sogenannten Blutwallungen, Herzklopfen, Angst, bei gewissen Kongestionen nach einzelnen Theilen, selbst bei schnell entstehenden und oft sehr bedeutend werdenden Entzündungen einzelner Organe, die homöopathische Anwendung des Sturmhuts die bestimmteste, schnellste und dauerhafteste Hülfe leistet. Ich habe mehrfach Fälle beobachtet, wo obengenannte Zufälle Jahre lang durch öfters Blutentziehungen palliativ, nie radikal bekämpft worden waren, und wo sie sich, bei Unterlassung der nun zur andern Natur gewordenen Blutentziehung, aufs heftigste und gefahrdrohendste an den Tag legten. Einige sehr kleine Gaben Akonit beseitigten nicht nur für den Augenblick die krankhaften Erscheinungen, sondern sie vernichteten auch die Disposizion zu dergleichen, sie führten die pathologisch gesteigerte Arteriellität zur Norm zurück, so daß die sonst daran Leidenden völlig von ihnen verschont blieben. — Eine Dame von 33 Jahren litt seit längerer Zeit an Zufällen dieser Art. Es entstanden auf die geringfügigste Veranlassung sehr heftige Blutwallungen mit hoher Röthe im Gesicht, Angst, Unruhe; meistentheils bildete sich in Zeit von einigen Stunden eine akute Entzündung irgend eines edlen Organs, am häufigsten des Halses, der Brust oder auch des Unterleibes aus, ja sogar fanden sich nicht selten entzündliche Affekzionen des Gehirns ein, welche sich durch die heftigsten Kopfschmerzen mit Delirien kund thaten. Mehrere Jahre lang hatte man diesen oft sehr gefahrdrohenden Anfällen Aderlässe entgegen gesetzt, bisweilen mit momentaner, aber leider nur palliativer Erleichterung. In Einem Jahre war ihr 7 mal zur Ader gelassen worden. Das Uebel ward aber dem ohngeachtet nicht gemindert, vielmehr bedeutend erhöht. Sie vertraute sich nun homöopathischer Behandlung an, und nächst naturgemäßer Diät, wurden diese Anfälle durch einige Gaben quadrillionfacher Verdünnung des Akonits so gründlich beseitigt, daß sie nachher nie wiederkehrten, und überdem die allgemeine Gesundheit sich herrlich befestigte. — Ein junger, sehr sanguinischer Mann von 18 Jahren litt seit 2½ Jahren am fürchterlichsten und schmerzhaftesten Herzklopfen, mit oft da=

schenden ärztlichen Schule kein Bedenken trägt, die meisten Heilstoffe ohne alle wahre Kenntniß ihrer Wirkungen in den wichtigsten Krankheiten anzuwenden, ja mit ganz neuen (etwa von England her in ungeheuren Dosen empfohlenen) Arzneipotenzen an (oft gefährlich) leidenden Individuen Heilversuche — man könnte sie bisweilen wahrlich Tödtungsversuche nennen — anzustellen; er wird um so weniger einen Mangel an Erfahrung über die Heilbarkeit entzündlicher Leiden durch spezifische Mittel vorschützen und einen ersten Versuch, sich jene zu verschaffen, als ein gefährliches Wagestück scheuen dürfen, da ihm die ältere und neuere Geschichte der Medizin gelungene Heilungen der Art aufstellt, die er auch zum Theil selbst schon (wiewohl halb unwissend) verrichtet hat. Wem wäre z. B. nicht die spezifische Wirksamkeit der Arnika in, durch

---

zu sich gesellendem allgemeinem Gefäßfieber, Ohnmachten und eigenthümlichen Schmerzen der Gelenke. Zwei Jahre lang war er mit unzählichen Blutentziehungen vergebens behandelt worden; die vermeintliche periodische Herzentzündung war diesem beliebten Mittel nicht gewichen, ob der Kranke gleich dadurch gar sehr entkräftet worden war. Nachdem er sich der homöopathischen Behandlung anvertraut hatte und alle arzneilichen Schädlichkeiten von ihm entfernt worden waren, empfing er einige ungemein kleine Gaben Akonit und das sonst so stürmische, in ewiger Entzündlichkeit befindliche Arteriensystem wurde nun so beruhiget, daß er seit langer Zeit keinen Anfall des ihn sonst fast wöchentlich heimsuchenden Uebels empfindet. Auf diese Weise und zu diesem Zwecke angewendet, wird der Napellsturmhut zu einem der heilsamsten und kräftigsten Heilmittel; heilsamer als in jenen gewöhnlichen großen Gaben als antirheumaticum und antarthriticum im gemeinen Sinne.

Anmerk. d. Redakteurs.

Stoß, Fall und Quetschung entstandenen entzündlichen Leiden, aus eigenen Beobachtungen, wie aus den ältesten Zeiten her bekannt! Wie diese die leichteste Kontusion mit allen Folgen schneller, als alle äußern Umschläge, Einreibungen und Waschwasser beseitiget, so heilt sie auch, zeitig angewendet, gewisser, als jedes andere Medikament die lebensgefährliche Gehirnerschütterung. Man komme hier ja nicht auf den Gedanken, diesen großen, wichtigen Heilerfolg den oft gleichzeitig mit angewendeten Blutentziehungen zur Hälfte beizumessen; im Gegentheile sind diese der Heilung eher hinderlich, als förderlich, wie mich vielfache Erfahrungen überzeugt haben und jeder Ungläubige sich von dem schlichten Landmanne belehren lassen kann, welcher in solchen Fällen zuerst nach dem Thee des von ihm sogenannten Fallkrautes greift, ohne sich auch nur eines Tropfens Blutes zu berauben, und sich so schnell vollkommen herstellt, da man doch glauben sollte, daß für seinen, in der Regel vorzüglich robusten und vollsaftigen, also zu sthenischen Entzündungen vorzugsweise geneigten Körper in solchen Fällen eine Aderlaß gerade am unentbehrlichsten wäre.

Neuer sind die schätzbaren Erfahrungen über die spezifischen Wirkungen der Belladonne gegen Scharlach und des Sturmhuts gegen Purpurfriesel, welche wir ursprünglich den Bemühungen des für Menschenwohl unermüdlich thätigen Hahnemann verdanken und gegenwärtig von mehreren Aerzten wiederholt sehen. Wenn indessen die letzteren nur, was sie mit ihren Augen gesehen haben — die Schutzkraft der Belladonne gegen Scharlach — als wahr anerkennen, hingegen die spezifische

Heilkraft derselben gegen wirklich vorhandenen Scharlach noch in Zweifel ziehen, so dürfen sie wenigstens nicht behaupten, für ihre Ungläubigkeit vernünftige Gründe zu haben. Wie hartnäckig sie es auch bestreiten, daß nur dadurch ein Arzneistoff spezifisches Schutz- (und Heil-) Mittel für eine Krankheit werden könne, daß er einen ähnlichen Zustand schon an Gesunden zu erzeugen vermöge — ein Naturgesetz, auf welchem auch die Schutz- (und Heil-)Kraft der Belladonna gegen Scharlach einzig beruhet —; so bleibt es doch eine unwidersprechliche Wahrheit, und unnütz sind alle ihre Bemühungen, die selbst beobachtete Thatsache nach gelehrten Vermuthungen und mühsam erdachten Hypothesen anders zu erklären. Jeder Arzneistoff nun, der vor einer eigenthümlichen Krankheit spezifisch schützt, muß sie aus demselben Grunde auch spezifisch heilen. Dieser Satz steht ebenfalls unerschütterlich fest und die Gegner desselben thäten weit besser, ihn erfahrungsmäßig zu prüfen, als sich über seine theoretische Widerlegung fruchtlos abzumühen, da er selbst reines Resultat einer reinen Erfahrung, keineswegs das Ergebniß einer leidigen Theorie ist *).

Wenn nun also Scharlach und Purpurfriesel — diese höchst akuten Entzündungszustände — ohne Blutausleerung, allein durch die Kraft spezifischer Heilmittel schnell,

*) Man muß den Ungläubigen nur Zeit lassen, sich zu bekehren. Wenn sie 20 Jahre nöthig hatten, um die Schutzkraft der Belladonne gegen Scharlach einzusehen und anzuerkennen, so darf man ihnen ja wohl keine kürzere Frist zugestehen, um sich auch von ihrer Heilkraft gegen wirklich vorhandenen Scharlach zu überzeugen.

leicht und dauerhaft (zu verhüten und) zu beseitigen sind, so läßt sich davon ein sehr günstiger Schluß auf die spezifische Heilbarkeit aller übrigen entzündlichen Leiden machen und man hat keinen Grund weiter, sich ferner mit den in ihrem Erfolge so zweideutigen Blutentziehungen zum Schaden der Kranken nothdürftig zu behelfen.

Die homöopathische Heilkunst, welche, allen leeren Spekulazionen abhold, nur die reine Erfahrung zu ihrer Führerin wählt, hat schon längst aus der Reihe ihrer Heilmittel, wie jede unnütze Säftevergeudung, so ins Besondere auch die Blutentziehungen gänzlich verwiesen. Auch kann sie ja ihrem innersten Wesen nach nicht anders und erträgt die tausendfachen Anfeindungen, welche ihr von Unkundigen widerfahren, im Bewußtseyn ihrer vorzüglichen Wirksamkeit für Menschenwohl, mit ruhiger Nachsicht. Denn ein Mittel, dessen Wirkung weder vielseitig, noch eigenthümlich ist, sondern mit dem Erfolge jeder Säftevergeudung im Wesentlichen übereinkömmt, das die verletzte Integrität des Organismus, statt sie naturgesetzlich wiederherzustellen, durch direkte Trennung eines Theiles vom Ganzen unmittelbar noch härter verletzt, das demnach keine einzige Entzündung wirklich heilen, vielmehr alle nur durch den palliativen Gegensatz einer allgemeinen Erschöpfung der Lebenskraft unterdrücken kann, und von dem sich in vielen Fällen gar nicht einmal vorherbestimmen läßt, ob es palliativ nützen, oder reell schaden werde — ein so unvollkommenes, zweideutiges und unsicheres, nicht selten sogar gefährliches Mittel achtet sie mit Recht der Aufnahme in ihren Arzneischatz um so mehr für unwerth, da es ihr nicht an Heilstoffen fehlt, welche den viel-

fach verschiedenen Entzündungszuständen — jeder einem andern eigenthümlich gestalteten — spezifisch entsprechen, und, indem sie ungemein schnelle, leichte und dauerhafte Heilungen bewirken, sie der Verlegenheit entreissen, zu leidigen Palliativmitteln ihre Zuflucht nehmen zu müssen.

Beiträge zu einer nöthigen Beleuchtung der bisherigen Gesammtchirurgie,

von

Dr. Joh. Adolph Schubert,

ausübendem Arzte und Wundarzte zu Leipzig.

Man hat den reinen Wirkungskreis der Chirurgie von jeher nicht genau gekannt. Man hat sich nie, wie es doch seyn soll und muß, in dieser Kunst damit begnügt, die nöthige Manual- und Instrumentalhülfe bei den geeigneten Krankheitsfällen zu leisten, und alles Uebrige, was nicht mechanisch beseitigt werden kann, sondern dynamische Hülfe fordert, der eigentlichen Medizin zu überlassen. Man hat das wahre Gebiet dieser Kunst, zum Nachtheile der leidenden Menschheit, immer mehr erweitert und so am Ende ein wahres Chaos, welches man Gesammtchirurgie nennt, geschaffen.

Es ist an der Zeit, diesen Theil der Gesammtmedizin genau zu revidiren und von dem Fremdartigen, welches ihm anklebt, zu reinigen.

Ich will es versuchen, hier, wo ohnehin der Raum es nicht gestattet, tief einzudringen, einige Beiträge zu einer solchen Revision zu liefern.

Der wahre und einzige Wirkungskreis der Chirurgie besteht in der bey Krankheiten und bey einigen angebornen Abnormitäten erforderlichen mechanischen Hülfsleistung. Dahin gehören: Einrenkungen exartikulirter Theile und Befestigung derselben in ihrer wiedererlangten natürlichen Lage mittelst Verband; Zurückbringung dieses oder jenes, aus seiner normalen Lage gewichenen, Theils, z. B. eines Augapfels, der Gebärmutter, eines Darmes, oder eines andern in den größern Körperhöhlen enthaltenen Gebildes; Vereinigung widernatürlich getrennter Theile, wie gebrochener Knochen durch Verband, Wundlippen durch die (trockne oder blutige) Nath, und, wenn es erforderlich ist, auch zugleich durch Verband; Trennung widernatürlich verwachsener Gebilde, als eines verschlossenen Afters, einer verwachsenen, verschlossenen Mutterscheide, zusammengewachsener Finger, Zehen u. s. w.; Erweiterung eines verengerten Kanals, z. B. der Harnröhre, auch anderer Kanäle, wo eine mechanische Hülfe angebracht werden kann; Ausziehung fremder Körper, welche in die lebenden Theile gedrungen sind; Oeffnung der oder jener größern oder kleinern Körperhöhle, um eine belästigende Substanz herauszunehmen, wie einen Stein aus der Harnblase, die verdunkelte Crystalllinse aus dem Auge, oder um Ergießungen ausgetretener, ergossener Flüssigkeiten einen Ausweg zu bahnen; Oeffnung mancher äußern Abszesse, um dem Eiter oder der Jauche

einen wünschenswerthen Ausgang zu bereiten; Wegnehmung α) überflüssiger Theile, als überzähliger Finger und Zehen, β) gänzlich untauglich gewordener, abgestorbener, wie eines grössern oder kleinern Gliedes, eines Zahnes, eines Knochenstücks, γ) höchst bösartig gewordener Gebilde, sobald, wie jedoch selten, deren Heilung und Erhaltung unmöglich ist, und man darauf bedacht seyn muß, daß durch sie wichtige Nachbartheile nicht leiden oder gänzlich in Gefahr kommen; nicht zu festes Verbinden eines Geschwürs, um es vor der reizenden atmosphärischen Luft, welche der Heilung durchaus nicht günstig ist, zu schützen, und dergleichen mechanische Verrichtungen mehr.

Sehr von diesem wahren Wirkungskreise verschieden war dagegen der bisherige, über dessen Ausdehnung man sich in der That wundern muß. Denn außer der Manual- und Instrumentalchirurgie, ohne welche doch keine weiter zulässig und denkbar ist, und von denen letztere alle bey Krankheitsfällen nöthige Verrichtungen mittelst Instrumenten, erstere aber die mittelst Verbänden u. s. w. kurz alle übrige, wo kein Instrument an dem erkrankten Organismus angewendet, wo nicht operirt wird, in sich faßt, gab es bis jetzt noch eine sogenannte medizinische Chirurgie, deren Wirkungskreis „Heilung der sogenannten äußern Uebel des menschlichen Körpers durch Anwendung bloß äußerer, oder äußerer und innerer Heilpotenzen zugleich“ seyn soll. Und eben dieser Theil der Gesammtchirurgie, der auf einen reinen Irrthum sich gründet, hat unendlichen Schaden gestiftet und verdient daher ganz vorzüglich eine strenge Revision.

Man sollte gar nicht glauben, daß es möglich gewesen wäre, die meisten *) der an den äußern Theilen des lebenden Körpers vorkommenden Beschwerden für rein äußere Krankheiten, oder für solche Leiden zu halten, welche nicht mit einer allgemeinen, innern Krankheit in genauer Verbindung ständen, also nur diesen äußern Theil afficirten, während der übrige Organismus gesund bliebe. Und doch hat man so gelehrt, und dieser Theorie gemäß auch bisher gehandelt.

Rein äußere oder örtliche Uebel giebt es aber nur wenige. Man kann dahin zählen: außer den angebornen Abnormitäten, wie Hasenscharte, Muttermähler u. s. w., einige Krankheiten des Augapfels und der ihn umgebenden Theile, die aber meist Folge eines andern vorausgegangenen Leidens sind, namentlich heftiger Entzündungen; dann Verbrennungen und Erfrierungen einzelner, besonders kleiner und nicht sehr empfindlicher Theile; Hühneraugen; ein durch mechanische Ursache entstandener Kropf,

*) Nicht alle. Denn manche hält auch die bisherige Medizin für bloße Lokalsymptome oder einzelne Zeichen allgemeiner, innerer, akuter oder chronischer, sogenannter exanthematischer und anderer Krankheiten. Nur Schade aber, daß sie auch von ihnen die meisten örtlich, wie die, nach ihrer Ansicht, rein äußern Krankheiten, behandelt; also auch hier glaubt, daß die innere, gegen die allgemeine Krankheit gerichtete Arznei diese äußern, doch zum Ganzen gehörigen Symptome entweder gar nicht, oder nicht gründlich und schnell genug mit beseitigen könne. Der Nachtheil, welcher daraus erwächst, ist in den meisten Fällen dem gleich, welcher durch die falsche Behandlung der sogenannten Lokalübel, die auf den folgenden Seiten näher beurtheilt werden soll, erzeugt wird.

welcher nicht beträchtlichen Umfang erhält, und wenn sich nicht mehrere von ihm bedingte Beschwerden hinzugesellen; Hernien, welche plötzlich auf eine heftige mechanische Ursache entstehen, sind es nur, so zu sagen, im ersten Moment, da sehr bald viele andere Symptome sich einstellen; eine unbedeutend hohe Schulter, aber ebenfalls von mechanischer Ursache; Klumpfüße, und so noch einige wenige andere Krankheitsfälle an den äußern Theilen des Organismus, welche meist Rückbleibsel von allgemeinen Leiden sind, die blos von der Natur bekämpft werden mußten, oder die falsch ärztlich behandelt wurden. Zuletzt gehören noch dahin diejenigen Uebel, welche erst ganz kürzlich blos durch eine äußere Beschädigung erzeugt worden und von geringer Bedeutung sind. Alle übrige Leiden hingegen, woran der Körper durch eine äußere Ursache erkrankt, ziehen, wenn sie von nur einiger Beträchtlichkeit sind, gewöhnlich schnell den ganzen Organismus in Mitleidenschaft, so daß Fieber und verschiedene andere Beschwerden entstehen. Diese sind daher gewöhnlich nur bei ihrer Entstehung reine Lokalübel, werden aber bald, ja oft in der kürzesten Zeit Krankheiten, an denen der ganze lebende Körper Theil nimmt.

Die meisten an den äußern Theilen erscheinenden Uebel entstehen aber, wie bekannt, gar nicht durch äußere Ursachen, sondern beruhen auf innern Leiden, können und dürfen mithin auch nicht für rein örtliche, äußere Krankheitsfälle, sondern müssen für einzelne, aber gewöhnlich bedeutungsvolle Symptome einer allgemeinen Krankheit

angesehen, und ganz anders behandelt würden, als es der bisherigen medizinischen Chirurgie gefiel *).

Man beobachtet dergleichen Uebel meist bei chronischen, seltner bei akuten Krankheiten, und ihre Erzeugung scheint eine Nothhülfe der Natur zu seyn, welche sich ohngefähr so möchte erklären lassen. Der Organismus sucht, wenn er an einer beträchtlichen chronischen Krankheit leidet, die er durch seine eigene Kraft nicht besiegen kann, ein neues Symptom an irgend einem äußern Theile hervorzubringen, um durch Krankmachung und Krankerhaltung dieses, zum Leben nicht unentbehrlichen, Gebildes das innere lebensgefährliche Leiden zu beschwichtigen. Und es glückt ihm auch in der That oft, durch so ein äußerlich geschaffenes Uebel die innere Krankheit zum Schweigen zu bringen, oder doch wenigstens deren Beschwerlichkeit zu lindern. Heilung des ganzen Leidens wird jedoch nie dadurch bezweckt; es ist und bleibt immer nur eine palliative Hülfe **); das innere Uebel vergrößert sich dabei allmählig immer mehr, und die sorgsame Natur ist genöthigt, das Lokalsymptom in gleichem Verhältnisse zu vergrößern und zu verschlimmern, wenn es zur Beschwichtigung des all-

---

*) S. Organon der Heilk. v. S. Hahnemann, 2te Aufl. §. 196.

**) In der gewöhnlichen Medizin ahmt man bei mehrern chronischen Leiden diese Nothhülfe der Natur nach, indem man künstliche Geschwüre an den äußern Theilen hervorbringt. Auch sie beschwichtigen bisweilen das innere, allgemeine Leiden eine Zeit lang, heilen es aber nicht und entziehen dem Körper viel Säfte. — Eine ähnliche Bewandtniß mag es bisweilen auch mit den sogenannten rothmachenden Mitteln bey akuten Krankheiten haben.

gemeinen Uebels hinreichen soll. Die alten Schenkelgeschwüre lehren uns dies am auffallendsten; sie vergrößern und verschlimmern sich, so wie die innere Krankheit, welche ihnen zum Grunde liegt, mit der Zeit wächst *).

Und da nun jedes solches Uebel, wie eben erörtert worden ist, nichts als ein einzelner, wenn auch beträchtlicher Theil einer allgemeinen Krankheit ist, so muß es auch einleuchten, daß man es nicht für sich behandeln darf, weder durch bloß äußere, noch äußere und innere Heilpotenzen zugleich, sondern daß man das ganze Leiden am sichersten, gründlichsten und sanftesten nur durch innere, für die Gesammtkrankheit ganz geeignete Heilmittel beseitigen kann, und daß also um dieser schätzbaren Sicherheit willen die bloß innere Behandlung aller Krankheiten mit einem sogenannten äußern, oder örtlichen Uebel, mit Ausnahme nur einiger wenigen, stets sowohl der bloß äußern, als auch der doppelten vorgezogen werden muß. Der razionelle Arzt strebt nach Heilung des Gesammtleidens durch die passendsten innern Heilmittel. Und daß dies wirklich der sicherste Weg ist, hat die Erfahrung den Stifter der homöopathischen Heilkunst und alle ächte Homöopathen hinlänglich gelehrt.

Mehrere Freunde der gewöhnlichen Medizin werden hier freilich entgegnen: — „Es ist schon so manches nicht durch eine äußere Beschädigung entstandene Lokalübel bloß durch äußere Arzneien gründlich gehoben worden.“ Allein solcher Fälle mag es doch nicht viele geben, und dann ist eine wirklich vollständige Heilung auf diesem

---

*) S. Sam. Hahnemann a. a. O. §. 212.

Wege blos unter der Bedingung denkbar, daß das ange-wendete Heilmittel nicht blos dem äußern Symptome, sondern zugleich allen übrigen, mit ihm gewichenen Beschwerden, also der Gesammtkrankheit ächt homöopathisch entsprach, und daher dieselbe Heilung auch dann, und noch gewisser würde bewirkt haben, wenn man es blos innerlich angewendet hätte. Die Erfahrung hat überdem sattsam bestätigt, daß die äußern, richtig gewählten, Mittel in den in Rede stehenden Krankheitsfällen nur selten so günstig wirken, wie die innern, und nur unter nachstehenden, nicht allezeit zu vereinenden Bedingungen: — α) „Das Mittel, welches äußerlich angewendet werden soll, muß das auch von innen allein helfende, das für die Gesammtkrankheit ächt homöopathische Heilmittel seyn; β) es muß in der kräftigsten, so wie eindringlichsten Form und auf einer großen Fläche, an empfindlichen, oder von der Oberhaut entblößten Stellen angebracht werden" *). In vielen Fällen bleibt es aber, selbst bei diesen vereinten Vortheilen, immer noch ungewiß, ob auf diesem Wege eine völlige Heilung der ganzen Krankheit, also nicht blos des Lokalsymptoms, sondern auch aller übrigen Beschwerden erreicht worden sey. Nur wenn ein langes allgemeines Wohlbefinden nachfolgt, ist man darüber gewiß. In den meisten Krankheiten der Art muß man also bei der äußern Anwendung der homöopathischen Arznei immer fürchten, daß das Lokalsymptom, der beste und sicherste Führer des Arztes bei der Kur des Gesammtleidens, vor der völligen Vernichtung des übrigen Uebels geheilt werde, da

*) S. Sam. Hahnemann a. a. O. S. 275.

das passende Heilmittel, wenn man es an dem äußern Symptome selbst anwendet, auch weit schneller und stärker, als bei der blos innern Anwendung, heilkräftig auf dasselbe einwirkt, während dagegen die innere, oft sehr hartnäckige und vieljährige Krankheit der Einwirkung dieser äußern Heilpotenz weniger ausgesetzt ist, und auch überhaupt, eben wegen ihrer Hartnäckigkeit und ihres Alters, fast stets einer weit längern nnd angemessenern Behandlung bedarf. Ist nun aber das Hauptsymptom vorzeitig hinweggenommen, d. h. ehe noch die übrige, innere Krankheit gänzlich vernichtet war, so wird dem Arzte die gründliche Beseitigung der letztern sehr erschwert, weil die übrigen Symptome fast immer weniger charakteristisch und bleibend als das äußere Uebel sind, also kein so deutliches Bild der Krankheit mehr liefern, auf die innere Anwendung des gefundenen homöopathischen Mittels vielleicht bald verschwinden, aber auch nicht selten, früher oder später, entweder unter derselben, oder unter einer mehr oder weniger veränderten Gestalt wieder zum Vorschein kommen; der Arzt kann daher leicht in dergleichen Fällen die passendste Arznei entweder nicht lange genug, d. i. nicht bis zur völligen Ausrottung, oder zu lange, d. i. über die Heilung der Krankheit hinaus geben; und geschieht dies, so muß der Kranke Nachtheil davon haben. Am schlimmsten ist es aber dann für den Leidenden und für den Arzt, wenn das äußere Uebel schon vor Auffindung des, der ganzen Krankheit entsprechendsten, Mittels durch Wegbeizung, Austrocknung, oder wohl auch durch chirurgische Instrumente vernichtet worden ist, und die übrigen ungetilgten Symptome zu uncharakteristisch

und unfähig sind, als daß sie den Arzt bei der Wahl der spezifischen Heilpotenz richtig leiten könnten *). Ist aber das Lokalsymptom bei der blos innern Kur noch unverändert vorhanden, so kann das für die Gesammtkrankheit passende Heilmittel leichter gefunden werden, und weicht gedachtes Symptom bei dessen innerer Anwendung nicht, so ist dies ein deutlicher Fingerzeig, daß die Heilung der innern Krankheit noch nicht vollendet sey; verschwindet es aber, so ist auch das ganze Leiden geheilt.

Nicht selten beobachtet man auch, daß, wenn durch äußere unpassende Mittel das Lokalleiden, während dessen ungestörter Gegenwart die innere Krankheit weniger lebensgefährlich war, vernichtet worden ist, sich diese (die übrige Krankheit) entweder schnell, oder erst später und somit allmählich ungemein vergrößert, verschlimmert, oder wohl gar das Leben in Gefahr bringt **). Der Leye, und selbst manche Aerzte sagen gewöhnlich in dergleichen Fällen: „das Lokalübel ist durch die äußern Mittel in den Körper, auf die Nerven u. s. w. getrieben worden." Man nimmt also an, daß alle übrige, auf Unterdrückung oder unkluge Vernichtung des sogenannten Lokalübels, wie eines alten Geschwüres an einem Schenkel oder andern äußern Theile, einer alten Krätze, alter Flechten, eines vieljährigen Kopfgrin-

---

*) S. Sam. Hahnemann a. a. O. S. 210 u. fg.

**) Ein großes Glück ist es für den Leidenden, wenn es, wie bisweilen, der Thätigkeit des Organismus gelingt, das vernichtete Lokalsymptom an seinem Orte wieder herzustellen und dadurch das Leben aus der ihm drohenden Gefahr zu retten. Künstliche Hülfe, wie Fontanelle, Einimpfung u. s. w. vermögen es weit seltner.

des, auf Vernichtung eines Schankers durch äußere Mittel u. s. w., sich deutlich zeigenden, hervorbrechenden Beschwerden ihre Entstehung dem durch Einsaugung bewirkten Rücktritte dieser oder jener fingirten Krankheitsmaterie verdanken. Ein großer Irrthum! Denn die innere Krankheit ist stets schon vorhanden vor Entstehung eines so beträchtlichen Lokalsymptoms. Und daß dem so sey, beweiset deutlich der Umstand, daß man in sehr vielen Fällen vor Bildung des äußern Symptoms mehrere innere Beschwerden beobachtet. In mehrern andern sehen wir, wenn das Lokalsymptom auf eine Veranlassung, wie Erkältung, heftige Gemüthsbewegungen, grobe Diätfehler, große Anstrengung u. a. m., sich vermindert, mehrere der übrigen Zeichen der ganzen Krankheit deutlich hervortreten, obgleich nie mit der Heftigkeit, wie nach unkluger gänzlicher Vertreibung des äußern Uebels, des Hauptsymptoms des Gesammtleidens. So lange das äußere Symptom unangetastet und unverändert bleibt, erscheint in den meisten Fällen das innere Leiden mild, ist leichter zu ertragen oder schweigt, schlummert gänzlich.

Die zweite so beliebte Behandlungsart vieler sogenannter Lokalübel, ich meine die äußere und gleichzeitige innere, ist in den allermeisten Fällen eben so unsicher, und daher auch eben so verwerflich, wie die blos äußere. Man sucht durch die doppelte Anwendung der geeigneten Arznei die Heilung eines Uebels zu beschleunigen. Und es kann auch in der That nicht fehlen, daß es so weit eher und schneller, als bei der blos innern Behandlung des Gesammtleidens beseitigt wird, da man von innen sanft, von außen aber stark, oft stürmisch auf dasselbe einwirkt.

Ob es aber auf diese Weise nicht ebenso, wie durch die blos äußere Kur, vor der völligen Heilung des innern Leidens, wovon es doch nur ein Theil ist, beseitigt, geheilt, und dadurch der Kranke wie der Arzt in dieselbe Lage versetzt werde, wie dort, ist eine Frage, welche wohl fast überall mit Ja beantwortet werden muß.

Ganz sicher und razionell verfährt man daher, wenn man, mit Ausnahme einiger wenigen, alle Krankheiten mit einem vorherrschenden Lokalübel blos durch innere Anwendung eines ihrem ganzen Symptomenkomplex (in welchem allerdings das äußere Zeichen als das ausgezeichnetste und charakteristische oben an steht,) homöopathisch angemessenen Heilmittels bekämpft, da vielfältiger Erfahrung gemäß mit allen übrigen Symptomen auch das äußere verschwindet und die ganze Krankheit nicht wiederkehret.

Sollten nun aber bei solchen äußern Uebeln, wie bisweilen der Fall ist, namentlich bei mehreren von denen, welchen alte innere chronische Leiden zum Grunde liegen, außer dem örtlichen starken Symptome alle übrigen dem minder fein beobachtenden Kranken unkenntlich geblieben seyn, so muß ihn der Arzt zu einer genauen, sorgfältigen Beobachtung seines ganzen Befindens ermahnen und nach allem, was zur Entstehung dieser Krankheit wohl hätte Anlaß geben können, sowohl bei dem Kranken, als bei dessen nächster Umgebung genau forschen. Gewöhnlich läßt sich dadurch die Schwierigkeit, zur genauen Kenntniß des Gesammtleidens zu gelangen, recht bald glücklich beseitigen. Die meisten Kranken der Art heften nämlich ihre Aufmerksamkeit blos auf das lästige Lokalsymptom,

auf das größere Uebel, so daß ihnen, unerinnert, die übrigen kleinen und gewöhnlich weniger lästigen Beschwerden, die aber doch zur Vervollständigung des Krankheitsbildes gehören, und den Arzt bisweilen eben so gut, wie das äußere Symptom, bei der Wahl des spezifischen Mittels leiten können, unbemerkt bleiben. Bis zur vollständigen Kenntniß der Gesammtkrankheit verschiebt man, wo möglich, die Kur. Will aber der Kranke in der ihm zur genauen Beobachtung seines ganzen übrigen Befindens verstatteten Zeit nichts weiter bemerkt haben, oder will er sich wohl gar keinen Aufschub der Behandlung gefallen lassen, dann nehme man zu einer unschuldigen List seine Zuflucht, man lasse ihn mehrere Tage hindurch bloße Scheinarzneien einnehmen, und schärfe ihm hierbei die strengste Aufmerksamkeit auf alle, größere und kleinere, Veränderungen in seinem ganzen Befinden, auf alle im gesunden Zustande ihm nicht erschienene Zufälle ein. Sodann thut man auch sehr wohl, wenn man ihn und seine Angehörigen sich auf die Zufälle besinnen läßt, an welchen er während dieser ganzen Krankheit zuweilen gelitten hat, besonders da, wo das äußere Uebel sich verminderte und, dem Anscheine nach, auf kurze Zeit sich besserte. Denn zu diesen Zeiten zeigen sich gewöhnlich alle übrige, vom örtlichen Hauptübel, so lange es ungestört und unverändert bleibt, verdunkelte und beschwichtigte Symptome der Krankheit. Endlich hat man sich auch nach der erregenden Ursache des ganzen Leidens genau zu erkundigen. Nicht selten rührt es von einer spezifischen Ansteckung her. Wenn aber, wie bei der venerischen und der Krätzkrankheit, die auffallendsten und charakteristischen äußern Symptome, dort vorzüglich der

7 *

Schanker, hier der Krätzausschlag, durch Anwendung äußerer Mittel verscheucht worden sind, so wird in beiden genannten Krankheitsfällen, von denen jeder sein spezifisches Heilmittel fordert, das übrige Leiden oft sehr unkenntlich. Erfährt man aber die erregende Ursache und das ganze ursprüngliche Krankheitsbild, so wird die Kur weit leichter und sicher *). Gleiche Vorsicht, wie hier, ist auch bei mehreren andern ganz eigenthümlichen Krankheiten, wie Flechten-, Weichselzopf-, Kopfgrindkrankheit, nöthig, so bald das eigenthümliche äußere, auffallende und den Arzt vorzüglich leitende Symptom durch falsche Behandlung vernichtet worden ist und die Natur kein gleiches, vielleicht gar keins, oder ein weniger eigenthümliches wieder hervorgebracht hat.

Hat man nun, wie hier gelehrt worden ist, alle übrige Zeichen der Krankheit genau erforscht, die Beschaffenheit des Uebels, und in mehrern Fällen auch die erregende Ursache des ganzen Leidens seiner vollen Aufmerksamkeit gewürdigt, so kann man dann auch den richtigen Heilweg nicht verfehlen.

Und alles, was bis jetzt in Hinsicht der razionellen Behandlung der auf innere Krankheiten beruhenden äußern Beschwerden im Allgemeinen vorgetragen worden ist, gilt auch bei den meisten von den Leiden, welche man rein örtliche oder äußere nennen kann, und deren ich mehrere p. 90 verzeichnet habe. Auch sie werden in der Regel sicherer, gründlicher und sanfter geheilt, wenn man die an-

*) S. Sam. Hahnemann a. a. O. §. 221 u. ff.

gezeigte Heilpotenz blos innerlich dem Kranken reicht. Nur wenige verlangen äußere dynamische Hülfe, und noch wenigere können durch bloße Instrumentalhülfe gründlich beseitigt werden. Die frischen, von einer äußern Beschädigung entstandenen, Lokalübel machen fast alle zunächst eine mechanische Hülfe nöthig; ziehen sie aber, wie nicht selten, den ganzen Organismus in Mitleidenschaft, so tritt dann zugleich das Wirken des dynamischen Arztes ein.

Da ich vermuthen kann, daß mancher Leser es mir zum Vorwurf machen würde, wenn ich mein Augenmerk blos auf die allgemeine bisherige Gesammtchirurgie richten wollte, so will ich nun noch, so weit es der Raum dieser Zeitschrift erlaubt, Einiges über bestimmte Fälle mittheilen, und im allgemeinen zeigen, wie sie theoretisch und praktisch gewürdigt werden müssen.

Unter die gewöhnlichen Krankheitsfälle, womit sich bisher die sogenannte Gesammtchirurgie beschäftigt hat, werden folgende gerechnet: — alle Arten von Wunden, Quetschungen; Knochenbrüche, reine und komplizirte; Luxazionen, freiwillige und die von einer plötzlich und heftig einwirkenden mechanischen Ursache; Geschwülste aller Art, Gelenkverwachsungen, Knochenfraß und viele andere Knochenleiden, Entzündung, Geschwüre jeder Art, Polypen, Warzen, Hernien, Frostballen, Erfrierungen überhaupt, Hühneraugen, Verbrennungen, Verhärtungen in den drüsigen Gebilden und andern weichen Theilen, fast alle Krankheiten des Auges und seiner umgebenden Theile, mehrere Leiden der äußern Theile des Gehörwerkzeuges, mehrere Krankheitszeichen an den Zähnen und dem Zahnfleische,

angeborne Abnormitäten, wie Hasenscharte, Muttermähler, überzählige Finger, Zehen u. s. w.; verwachsene Kanäle, Vorfälle, sogenannte Salzflüsse, Schwäre u. m. a. Uebel an den äußern Theilen, welche Jeder in den verschiedenen Werken über Gesammtchirurgie selbst nachlesen mag.

Von den Wunden, um von diesen zuerst zu sprechen, bleiben nur die rein örtlichen Uebel, welche von geringer Bedeutung sind, und daher auch gewöhnlich blos mechanische Hülfsleistung, selten nebenbei äußere dynamische Hülfe, z. B. durch Arnica mont., oder ein anderes passendes Mittel, fordern. Alle übrigen ziehen bald, oft sehr schnell, den ganzen Organismus in Mitleidenschaft, es entstehen Fieber und folgen mehrere andere, sowohl örtliche, als allgemeine Beschwerden. Daher reicht auch fast nie die blos äußere, die mechanische Hülfe hin, sie bald und glücklich mit allen übrigen dazugetretenen Leiden zu heilen, sondern wird gewöhnlich zugleich innere dynamische Hülfe nöthig. Oertlich kann nichts weiter geleistet werden, als Stillung der Blutung, Befreiung der Wunde von allem Fremdartigen, Vereinigung der getrennten Theile durch die trockne oder blutige Naht, oder auch durch beide zugleich, kann aber wirkliche Vereinigung nicht bezweckt werden, Annäherung der Wundränder und endlich Verwahrung vor dem Zutritte der frischen, reizenden atmosphärischen Luft durch Charpie und die nöthigen Verbandstücke. Daß zur letzten Klasse auch diejenigen Wunden gehören, welche durch den Biß wilder und besonders solcher Thiere verursacht werden, welche ein Gift bei sich führen, versteht sich von selbst. Das Ausschneiden der von einem wirklich tollen Hunde gebissenen Fläche, dann das Brennen und die

künstlich erregte Eiterung dieser Stellen sind nicht nur barbarische und den Kranken quälende Handlungen, sondern haben auch nicht den geringsten Nutzen. Der Kranke wird dadurch vor der Hundswuth um keinen Preis geschützt. Denn ein großer Theil des vom kranken Hunde örtlich mitgetheilten Giftes theilt sich schnell dem ganzen Organismus mit, ohne daß es nöthig ist, daß auch das Vehikel desselben gleich aufgesogen und der allgemeinen Säftemasse beigemischt wird. Jede Ansteckung ist ein dynamischer Akt, mithin auch diese. Die sicherste Verhütung dieser schrecklichen Krankheit ist aber nach Herrn Hofrath Hahnemanns Erfahrung diese, daß man der verletzten Person alle 3, 4 Tage eine kleine Gabe Belladonne reicht, und dabei die nöthige Diät beobachten läßt. Durch zwei Gaben wird gewöhnlich dem Ausbruche der dem Organismus schon inwohnenden Krankheit vorgebaut und sie zugleich völlig geheilt *). Jedem, der behaupten wollte, durch die äußern barbarischen Handlungen einen oder mehrere von einem tollen Hunde Gebissene vor dem Ausbruche glücklich geschützt zu haben, entgegne ich: „das Ganze hat auf einer Täuschung beruht, der Hund ist blos für toll gehalten worden, es aber nicht wirklich gewesen. Solcher Täuschungen kommen nicht wenige vor. Mir selbst sind mehrere Fälle der Art bekannt, wo man bei kaltem Blute deutlich sich überzeugte, daß der Hund nichts weniger als toll war. Wäre übrigens diese äußere Kur wirklich hülfreich, so müßte sie es in jedem Falle

*) S. Sam. Hahnemanns r. A. Ml. Thl. I, pag. 15. (der zweiten Auflage.)

seyn. Allein ich selbst habe mehrmals zu der Beobachtung Gelegenheit gehabt, daß trotz der schleunigsten äußern Behandlung die Krankheit doch früher oder später ausbrach. Hier war also das verletzende Thier wirklich krank, toll gewesen, und ebendeshalb vermochte hier auch die äußere verkehrte Behandlung nichts.

Von den Quetschungen gilt im Allgemeinen dasselbe, was von den Wunden gesagt worden ist. Sind sie erst kürzlich erzeugt worden, so thut man wohl, wenn man sogleich örtlich dynamische Hülfe leistet, und zwar durch arnica montana, ein Heilmittel, welches überhaupt bei mehrern äußern Uebeln von einer mechanischen Ursache eine bedeutende Rolle spielt. Ob aber diese Heilpotenz auch gegen alle übrige, besonders schon mehr oder weniger alte, durch eine Quetschung bedingte Leiden spezifisch sey, oder ob nicht vielleicht eine andere den Vorzug verdiene, muß den Arzt das ganze Krankheitsbild lehren.

Die Luxazionen, durch Fall, Stoß, Schlag, Verdrehung, oder eine andere starke äußere mechanische Ursache erzeugt, sind ursprünglich alle rein örtliche Leiden und verlangen zuvörderst die sattsam bekannte mechanische Hülfe. Gesellen sich aber, wie meist, verschiedene andere Beschwerden dazu, verwandelt sich also das Lokalübel in ein allgemeines Leiden, dann muß zugleich innere Hülfe geleistet werden. Gleich auf frischer That wird man äußerlich die Arnica mit vielem Vortheile in Gebrauch ziehen und dadurch nicht selten einer innern Kur ausweichen können. — Sogenannte freiwillige Luxazionen dagegen verlangen eine von dieser ganz verschiedene Behandlung. Sie werden nicht durch äußere Ursachen bedingt, sondern verdanken

ihre Entstehung immer einem andern, schon vorhandenen Leiden des Organismus. Daher ist auch bei ihnen gleich innere dynamische Hülfe neben der äußern mechanischen erforderlich.

Mehrere reine Knochenbrüche, namentlich an den Extremitäten, sind und bleiben nicht selten blos örtliche Leiden und erheischen dann auch blos äußere Hülfe, d. i. mechanische. Zur Beseitigung der Geschwulst, wenn sie sich schon gebildet hat, und vielleicht noch einiger andern Beschwerden von geringer Bedeutung kann man entweder äußerlich Arnica anwenden, oder auch blos innerlich eine kleine Gabe davon nehmen lassen. Andere, selbst reine, besonders aber komplizirte Knochenbrüche ziehen dagegen bald den ganzen übrigen Organismus in Mitleidenschaft, und da ist äußerlich blos mechanische Hülfsleistung angezeigt, innerlich aber zugleich die passendste dynamische Hülfe erforderlich. Zur letzten Klasse gehören vorzüglich die Brüche des Hirnschädels, der Rippen und des Brustbeines.

Von den verschiedenen Arten von Geschwülsten können nur wenige für ein örtliches Uebel gehalten werden. Die allermeisten sind nichts als einzelne, jedoch fast stets sehr charakteristische Symptome allgemeiner Krankheiten, und fordern daher auch keine dynamische äußere, sondern mit der übrigen Krankheit zugleich die innere Kur. Selbst die Mehrzahl von denen der ersten Klasse wird man am sichersten auf dem innern dynamischen Wege beseitigen. Nur wenige verlangen die äußere und gleichzeitige innere Anwendung der geeignetsten Heilpotenz, und noch weit

wenigere erheischen eine Instrumentalhülfe. Einige Beispiele werden dies alles deutlicher machen und beweisen.

Manche Speckgeschwülste, welche ohne ein inneres Leiden entstehen, oder, wenn sie auch, wie man wohl leichter annehmen könnte, ursprünglich durch ein solches bedingt worden sind, doch wenigstens späterhin in geraumer Zeit und auf verschiedene Veranlassungen keine Nebenbeschwerden zu Begleitern haben, die auf einen Zusammenhang mit ihnen schließen lassen, mögen rein örtliche Uebel genannt werden können, und, so bald passende innere Heilmittel gegen sie nichts ausrichten, mechanische Hülfe nöthig machen, wenn sie den Kranken sehr belästigen. Die meisten Geschwülste dieser Art sind aber nicht nur unverkennbar durch ein allgemeines Leiden hervorgebracht, sondern bestehen auch mit demselben fort, sind und bleiben also ein einzelnes Symptom derselben und dürfen daher auch um keinen Preis zum Nachtheile des Kranken und des Arztes weder durch äußere Arzneien, noch durch das Messer vernichtet, sondern müssen mit der übrigen Krankheit zugleich auf dem innern Wege behandelt werden.

Ein Kropf, der nicht auf einem innern Leiden beruht und nicht einen beträchtlichen Umfang hat, auch nicht mehrere Nebenbeschwerden erregt, ist ebenfalls für ein Lokalübel anzusehen, aber nie anders, als durch den Gebrauch innerer Heilpotenzen zu beseitigen, wenn er noch Heilung zuläßt. — Alle übrige Arten von Lymph- und Balggeschwülsten, welche unverkennbar auf innern allgemeinen Krankheiten beruhen, verbieten die Anwendung der Instrumente und können nur als einzelne Theile einer Gesammtkrankheit durch das passendste innere Heilmittel

mit dem übrigen Leiden zugleich beseitigt werden. Sollte jedoch, nach gründlicher Heilung aller übrigen Beschwerden, worüber dem Arzte ein langes allgemeines Wohlbefinden Gewißheit giebt, das Lokalsymptom der dynamischen Hülfe hartnäckig und gänzlich widerstehen, wie dies bisweilen, besonders bei den vieljährigen der Fall seyn wird, so kann es nun ohne Schaden für den Kranken mechanisch vernichtet werden.

Eine äußere Wassergeschwulst ist nie ein rein örtliches Uebel, sondern stets ein bloßes Symptom einer allgemeinen Krankheit, darf daher auch nie örtlich behandelt werden, sondern verlangt als ein Theil die innere Behandlung des Gesammtleidens.

Dasselbe gilt von den Knochengeschwülsten.

Der sogenannte Gliedschwamm ist ein einzelnes, oft aber bedeutendes, charakteristisches Symptom einer innern allgemeinen Krankheit und muß um deswillen durch ein dem Gesammtleiden homöopathisch entsprechendes Mittel beseitigt werden.

Eine Pulsadergeschwulst an den äußern Theilen kann zwar nicht blos in Folge einer allgemeinen Krankheit entstehen, sondern auch, wie bekannt, durch eine äußere mechanische Ursache erzeugt werden. Allein auch im letztern Falle bewirkt sie bald, oft sehr schnell, ein allgemeines Leiden und macht daher auch hier innere dynamische Hülfe erforderlich. Oertlich leistet man diejenige mechanische Hülfe, welche die Art und Beschaffenheit des Aneurisma anzeigt. — Ist es ein Aneurisma verum von geringem Umfange, so kann man oft auf dynamische Beseitigung desselben noch rechnen. Und bei diesem Uebel ist es auch

zuverlässig rathsam, das ihm und den sämmtlichen Nebenbeschwerden entsprechende Heilmittel nicht blos innerlich, sondern zugleich auch äußerlich anzuwenden, um dies einzelne Symptom, da es gewöhnlich das gefährlichste unter allen ist, schleunigst zu entfernen, und nach dessen glücklicher Bekämpfung das passendste Mittel gegen die übrigen Beschwerden innerlich noch fort anzuwenden, bis auch diese völlig geheilt sind. In den Fällen, wo das übrige innere Leiden durch das ursprüngliche, blos örtliche Uebel das Aneurisma erzeugt worden ist, weicht es nicht selten gleich nach gründlicher Heilung des letztern. Ist nun aber gegen ein solches schreckliches Uebel von innerer oder äußerer Ursache die innere oder äußere Anwendung des geeignetesten Heilmittels fruchtlos, so suche man der Vergrößerung und Berstung desselben durch die Operazion vorzubeugen.

Die alten Varices an den verschiedenen äußern Theilen, so wie die Hämorrhoidalknoten, sind nichts als Symptome einer allgemeinen Krankheit. Nur auf dem innern dynamischen Wege vermag man sie mit dem übrigen Leiden gründlich zu beseitigen, wie die Erfahrung hinlänglich bestätigt hat. Es ist daher ein äußerst unkluges Verfahren, wenn gegen genannte Knoten örtlich Heilmittel angewendet werden, noch unkluger aber, wenn man sie durch die Instrumente entfernt. — Alte Varices, z. B. an den Schenkeln, welche dem Bersten nahe sind, kann man, bis diese Besorgniß beseitigt ist, mit demselben Mittel, welches innerlich gereicht wird, auch äußerlich behandeln.

Geschwulst eines Testikels, z. B. auf Unterdrückung eines Trippers, auf Quetschung, oder eine andere äußere oder innere Ursache, darf nie äußerlich behandelt werden,

sondern erheischt blos innere Hülfe, und weicht dieser gewöhnlich bald. In den allermeisten Fällen ist sie mit mehrern andern Beschwerden verbunden, also kein rein örtliches Uebel, sondern blos ein einzelnes Symptom.

Die meisten Gelenkverwachsungen sind ebenfalls nichts weiter, als einzelne Symptome einer innern Krankheit, mit welcher zugleich sie durch die blos innere Anwendung der geeignetsten Heilpotenz gehoben werden können und müssen. Die wenigsten verdanken ihre Entstehung einer äußern Beschädigung, können aber auch, wenn Hülfe noch möglich ist, nur durch den innern Gebrauch der homöopathischen Arznei geheilt werden. Und eben so die, welche als Rückbleibsel einer innern schlecht behandelten, oder blos von der Natur bekämpften Krankheit angesehen werden müssen.

Die sämmtlichen Leiden der Knochen, mit Ausnahme einiger wenigen von einer äußern Ursache, beruhen auf innern allgemeinen Krankheiten, sind also nur einzelne Theile derselben, und dürfen mithin auch nicht für sich, d. i. örtlich behandelt werden, wenn man auf sichere und gründliche Heilung derselben rechnen will. Mit der Heilung des übrigen Leidens durch ein für die Gesammtkrankheit geeignetes Mittel weicht auch das örtliche Symptom und der ganze Organismus erhält seine volle Gesundheit wieder.

Entzündung an den äußern Theilen, mag sie zu der oder jener Gattung gehören, ist ebenfalls nichts, als ein, aber beträchtliches, charakteristisches Zeichen einer allgemeinen Krankheit. Sehr unklug handelt man daher, wenn man, wie dies z. B. bei den verschiedenen Arten von

Fingerentzündung der Fall ist, ein solches Uebel für ein rein örtliches Leiden hält und deshalb auch örtlich behandelt. Der gewöhnlich unglückliche Erfolg dient zum deutlichen Beweise, daß man falsch handelt. Nie ist äußerlich etwas nöthig, wie vielfältige Erfahrung gelehrt hat. Ich selbst habe alle mir vorgekommene, gutartige und höchst bösartige Fälle der Art durch die blos innere Anwendung des passendsten Heilmittels schnell und gründlich geheilt. — Von der rosenartigen Entzündung gilt ganz dasselbe.

Ich komme zu dem Kapitel von den verschiedenen Geschwüren. Hier hat man sich von jeher ganz besonders getäuscht und zum größten Nachtheile der Kranken und zur Schande der Kunst die gröbsten Fehler sich zu Schulden kommen lassen. Man hat die meisten für rein örtliche Uebel gehalten, und, was das Schlimmste war, alle, mithin selbst die, deren Verbindung mit innern allgemeinen Leiden man nicht verkannte, entweder blos äußerlich, oder äußerlich und innerlich zugleich behandelt. Nie ist aber ein natürliches Geschwür, nur wenige frische, ganz unbedeutende und von einer äußern Ursache erzeugte ausgenommen, ein reines Lokalübel, sondern steht stets mit einer allgemeinen innern Krankheit in der genauesten Verbindung, ist ein, gewöhnlich aber sehr beträchtlicher, Theil derselben. Viele chronische dienen zuverlässig einer bedeutenden, gefährlichen innern Krankheit zur Beschwichtigung. Heilt man sie nur äußerlich zu, oder entfernt man sie wohl gar durch austrocknende oder wegbeizende Mittel,

so hat man alle die Nachtheile zu fürchten, von welchen früher ausführlich gesprochen worden ist.

Da man stets mehrere üble, oft die schrecklichsten Zufälle, von welchen mehrere bei der ungestörten Gegenwart dieses äußern Krankheitszeichens entweder noch gar nicht, oder nur selten, auf gewisse Veranlassungen, nie aber in der Stärke hervorgebrochen waren, schnell oder allmählig auf die unkluge Zuheilung oder Vernichtung des Geschwüres entstehen sahe, selbst meist dann noch, wenn man vorher ein künstliches Geschwür in der Nähe hervorgebracht hatte *), so gaben Theoretiker und Praktiker die Regel: „Alte Geschwüre dürfen nicht zugeheilt werden, wenn man den damit Behafteten nicht in Gefahr bringen will.“ Daß aber ein solches altes Geschwür kein rein örtliches Uebel, sondern ein wichtiger Theil und der Beschwichtiger eines allgemeinen Leidens sey, mithin nur mit diesem zugleich auf dem innern Wege durch das der Gesammtkrankheit entsprechendste Heilmittel beseitigt werden müsse, wenn der Kranke seine volle Gesundheit wieder erhalten soll, daran dachte man nicht. Die auf seine Vernichtung schnelle oder allmählige Entwickelung verschiedener innerer Beschwerden erklärte man sich ziemlich grobsinnig folgendermaßen: die krankhafte Feuchtigkeit, oder die und die (rein fingirte) Schärfe, welche dieser äußere Theil zeither absonderte und deren er sich nach aussen entlud, hat sich

*) Was kein Wunder ist. Denn so ein kleines künstliches Geschwür kann den Dienst eines alten und großen nicht ersetzen, nicht zur genügenden Beschwichtigung eines schrecklichen innern Leidens dienen.

nun auf die innern, auf die edlern Gebilde geworfen und alle diese neuen Leiden erzeugt. Oder man philosophirte, wenn man ja in dem oder jenem Falle zugleich eine allgemeine Krankheit annahm, so: „— der ganze Organismus kann sich nun nicht mehr der in ihm wohnenden materia peccans, der oder jener (eingebildeten) Schärfe, von der er sich bis jetzt durch das alte Geschwür befreite, entladen, sie bleibt also nun im Körper zurück, verirrt sich, wirft sich auf edle Theile und bringt so die verschiedenen neuen Leiden, welche wir nach Vernichtung des Geschwüres beobachten, hervor." Eine sehr weise Vorstellung! Alle auch noch so alte Geschwüre, deren wahre Bedeutung schon angeführt worden ist, können gründlich geheilt werden, aber nicht auf dem zeitherigen falschen Wege, sondern durch ein inneres Mittel, welches nicht blos mit dem äußern Hauptsymptome, dem Geschwüre, sondern auch mit allen übrigen Leiden (welche, wenn sie gerade zu der Zeit, wo die Kur beginnen soll, schweigen, nach der schon gegebenen Anleitung aufgesucht werden müssen) in der genauesten homöopathischen Verwandschaft steht. Um die Wahl dieses Mittels ganz richtig zu treffen, muß man allerdings die Beschaffenheit des Geschwüres ganz besonders ins Auge fassen. Man hat dabei zu berücksichtigen, 1) die Qualität der Feuchtigkeit, welche die kranke Fläche bedeckt: ob es ächtes, mildes Eiter, oder ob es scharfe, ätzende Jauche, von dem oder jenem Ansehn und Geruch ist, ob sie sich nicht zu den verschiedenen Tageszeiten und in verschiedenen Verhältnissen des Körpers, so wie des Geistes und Gemüthes, auf gewisse Genüsse u. s. w. qualitativ und quantitativ verändert; 2) die Beschaffenheit des Grundes

und der Ränder; 8) die Eigenthümlichkeit der Schmerzen in demselben und im ganzen Umkreise, und zwar in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen, sowohl des Gliedes oder des Theiles, woran es sich befindet, als auch des ganzen übrigen Organismus. — Aeußerlich verlangt ein Geschwür blos reine weiche Charpie und einen, jedoch nicht festen, Verband, um dadurch vor dem Zutritte der Luft und der Einwirkung anderer ihm nachtheiliger Potenzen gesichert zu seyn. — Nur diejenigen Arten von Gesichtskrebs, deren spezifisches Heilmittel der Arsenik ist, werden, der Erfahrung gemäß, mit demselben innerlich und äußerlich zugleich mit dem besten Erfolge behandelt. Alle übrige Geschwüre dagegen, mithin auch die venerischen, fordern die blos innere Anwendung der homöopathischen Heilpotenz. — Man irrt sich sehr und stiftet viel Schaden, wenn man einen Schanker für ein rein örtliches Uebel hält und äußerlich behandelt, da er doch nichts als ein Theil der allgemeinen venerischen Krankheit, ein einzelnes, aber vorzügliches, unter allen das bleibendste, und die übrige Krankheit, so lange es äußerlich unangetastet bleibt, oft gänzlich beschwichtigendes Symptom ist. Wird er mit dem übrigen Leiden zugleich blos innerlich durch das passendste Quecksilberpräparat, in kleinen, und nicht öfter, als nöthig, wiederholten Gaben gereicht, behandelt, so heilt er, ohne alles äußere Zuthun, völlig, und die Stelle, wo er seinen Sitz hatte, erhält ihre gesunde Farbe wieder, behält kein krankhaftes Ansehn, wie nach der äußern Behandlung stets der Fall ist. Und ist einmal der Schanker auf diese Weise geheilt, so kann man auch sicher darauf rechnen, daß die Gesammtkrankheit ausgetilgt ist. Wird er dage-

gen blos äußerlich, oder auch äußerlich und innerlich zugleich mit Quecksilber, oder auch andern Mitteln bestürmt, so verschwindet er, ehe noch die innere Krankheit völlig geheilt ist. Der Nachtheil, welcher daraus erwächst, ist in den meisten Fällen von der größten Wichtigkeit, nicht blos für den Arzt, sondern auch und ganz besonders für den Kranken *).

*) So eben befinden sich zwei Kranke der Art in meiner Behandlung. Bei dem ersten, einem kraftvollen jungen Manne, hatte man gegen einen Schanker äußerlich mehrmals Höllenstein, innerlich aber Merc. sol. H. — in den gewöhnlichen schon bekannten und oft wiederholten Gaben — angewendet. Der Schanker wurde bald vernichtet, weggebeizt, aber die Stelle, wo er seinen Sitz gehabt hatte, blieb etwas wulstig und behielt eine krankhafte Röthe; nebenbei waren kleine, selten und nur wenig schmerzhafte Bubonen entstanden, welche man aber nicht achtete, und die auch an Größe hinterher nicht zunahmen. Nach einigen Monaten brachen neue Geschwüre hinter und an der Eichelkrone hervor. Gegen diese zog man wieder innerlich eine gleiche Quantität Merc. sol. H. und äußerlich den Höllenstein in Gebrauch, und sie wurden abermals vernichtet. Es blieben blos die Bubonen unverändert zurück, nebst etwas Speichelfluß, der sich aber nach und nach verlor. Nach mehrern Monaten zeigten sich zum dritten Male Geschwüre hinter der Eichel und an deren Krone, gegen die man auch wieder innerlich Merc. sol., äußerlich aber Sublimatauflösung anwendete, und die dadurch auch diesmal vertrieben wurden, wenn auch nicht auf immer; denn nach einiger Zeit brachen sie wieder auf. Und nun erst vermuthete man, daß das, was man jetzt vor sich habe, wohl gar nicht mehr venerisches Leiden, sondern Folge der 25 Gr. Quecksilber, welche der Kranke erhalten, seyn könne. Zu diesem Ende, doch mehr versuchsweise, verordnete man dem gemißhandelten Leidenden 4 Wochen hindurch Hep. Sulph. calc. innerlich und in Bädern. Die Geschwüre heilten, doch blieben erhabene rothe Stellen zurück, und die Bubonen veränderten sich nicht. Nach ziemlich geraumer Zeit brachen,

Eben so nachtheilig, wie bei den verschiedenen Geschwüren, ist die äußere Behandlung eines Kopfgrindes

---

zum größten Erstaunen des Arztes und zum Schrecken des Kranken, die rothen Stellen wieder auf und verwandelten sich wieder in Geschwüre aber ganz schmerzlose. Jetzt nahm man seine Zuflucht zum Blattgolde, gab innerlich täglich eine beträchtliche Gabe ($\frac{1}{16}$, dann $\frac{1}{8}$, und so herab bis zu $\frac{1}{2}$ Gr.), äußerlich verordnete man es in Form einer Salbe, welche in die Bubonen eingerieben und auf die Geschwüre gelegt wurde, doch ohne glücklichen Erfolg. Sehr bald darauf erhielten die Geschwüre ein schmutzig gelbes und dann ein käsiges Ansehen; es entstanden Nachtschweiße, weiß belegte Zunge, Speichelfluß, Stuhlverstopfung, Lebensüberdruß und, was am schlimmsten war, mehrere Geschwüre an den Lippen, dem Zahnfleische, an den Zungenrändern, dem weichen Gaumen, an dem Zapfen und an den Tonsillen; die Bubonen blieben und es gesellten sich zuletzt, nach mehrern Wochen, noch Feuchtwarzen zum ganzen Leiden. Der Kranke bestürmte nun in dieser schrecklichen Lage den Arzt unaufhörlich mit Bitten um Hülfe. Dieser befand sich aber in einer nicht viel geringern Verlegenheit; denn er war ungewiß, was er eigentlich vor sich habe, ob venerisches, oder Quecksilber-, oder endlich wohl gar Goldleiden. Zuletzt hielt er es für rathsam, die Goldkur zu wiederholen. Allein der Kranke, der wohl eingesehen hatte, daß das Gold ihm nichts nütze, verlies ihn, vertraute sich der homöopathischen Behandlung an und erfreut sich schon einer nahmhaften Besserung.

Bei dem zweiten hatte man einen Schanker bloß äußerlich behandelt, theils mit Höllenstein, theils mit Sublimatauflösung, und ihn in kurzer Zeit dadurch zwar entfernt, aber, so wie die innere venerische Krankheit, nichts weniger als geheilt. Es blieb eine rothe Wulst zurück, und nach einiger Zeit zeigten sich Feuchtwarzen, Bubonen, Geschwüre am Zapfen und an den Tonsillen, so wie mehrere andere venerische Symptome. Diese Beschwerden würden alle nicht zum Vorschein gekommen seyn, wenn man den Schanker, das wichtigste und feststündigste aller venerischen Symptome,

und mancher Arten von Flechten. Denn auch sie sind blosse, aber wichtige, charakteristische Symptome allgemeiner, innerer Krankheiten. Sie bedürfen keiner besondern, örtlichen Hülfe, sondern heilen bei der blos innern Anwendung des für die Gesammtkrankheit geeignetsten Heilmittels, bei dessen Wahl allerdings die Eigenthümlichkeit des Ausschlags ganz vorzüglich berücksichtigt werden muß, mit den übrigen Beschwerden, welche sie zum größten Theile, bisweilen gänzlich beschwichtigen, zugleich und gründlich. Nimmt man sie aber vorzeitig durch äußere Mittel hinweg, so ist die innere Krankheit, welche jedem dieser eigenthümlichen Ausschläge zum Grunde liegt, ihres Hauptsymptoms beraubt und es entstehen nun alle jene Nachtheile, welche weiter vorn aufgezählt worden sind.

Was von den auf innern Krankheiten beruhenden Geschwüren gesagt worden ist, muß auch auf die sogenannten Salzflüsse angewendet werden. Auch sie dürfen nicht äußerlich durch austrocknende oder andere, sie blos vernichtende, vertreibende, aber nicht mit der übrigen Krankheit, ihrer Quelle, heilende Mittel behandelt, sondern durch die innere Anwendung einer homöopathischen Heilpotenz mit den übrigen Beschwerden zugleich beseitigt werden, wenn der Kranke völlig gesund werden soll und der Arzt sich und der Kunst nicht Schande machen will.

Nicht anders verhält sich's mit den Schwären, welche oft zahlreich und geraume Zeit hindurch hervorbrechen.

---

den Beschwichtiger der allgemeinen Krankheit, nicht örtlich behandelt, sondern auf dem innern Wege durch das wirksamste Quecksilberpräparat mit der übrigen Krankheit zugleich geheilt hätte.

Aeußere dynamische Hülfe ist ganz verwerflich. Zur Oeffnung derselben, welche übrigens die Natur in den meisten Fällen am besten bewerkstelligt, bedarf man höchstens ein wenig Honig mit Waizenmehl.

Brand, sowohl Sphacelus, als Gangraena, ist nie ein rein örtliches Leiden, sondern immer ein einzelnes Symptom einer allgemeinen Krankheit; kann deshalb auch nur mit dem übrigen Leiden zugleich, welches ihn bedingt, durch ein Heilmittel glücklich und gründlich geheilt werden, das mit der Gesammtkrankheit in der genauesten homöopathischen Beziehung steht. Meine eigene Erfahrung und die mehrerer andern Homöopathen spricht sattsam für die Richtigkeit dieses Satzes.

Die Entstehung der Polypen beruht immer auf einem andern Leiden, daher fruchtet in den allermeisten Fällen die mechanische Beseitigung derselben und die gewöhnlich nachfolgende äußere Behandlung der Stellen, wo sie gesessen haben, oder ein Theil derselben noch sitzt, wenig oder nichts. Es werden immer wieder neue erzeugt, bis das andere, sie bedingende Leiden gründlich geheilt ist durch innere homöopathische Heilpotenzen *).

*) In der neuern Zeit hat man versichert, daß, laut vielfältiger Erfahrung, Marum verum ein spezifisches Mittel gegen Nasenpolypen sey. Der Kranke soll, nach der Operazion, von dem Pulver täglich 4, 5, wenn aber Nasenbluten erfolgt, weniger Prisen schnupfen. Da nun aber Marum verum bis jetzt von Gesunden noch nicht geprüft worden ist, und man, wie bekannt, die reinen Wirkungen einer Arznei durch den Gebrauch in Krankheiten nicht genau kann kennen lernen, so vermag ich nicht zu bestimmen, ob dieser Versicherung aus einleuchtenden Gründen Glauben geschenkt werden könne. Denn in der bisherigen Medizin ist schon so manches Mittel gegen bestimmte Krankheitsfälle als spezifisch gepriesen

Mit den Warzen hat es eine ähnliche Bewandtniß. Nur selten können sie für rein örtliche Uebel angesehen werden. Ihre Erzeugung beruht in den meisten Fällen auf einem andern, innern Leiden *).

Die Hernien, mit deren Behandlung sich die Chirurgie einzig und allein bis jetzt beschäftigt hat, sind ein Gegenstand von großer Bedeutung, und sollen daher hier auch in der Kürze der Aufmerksamkeit gewürdigt werden.

---

und dabei auf vielfältige Erfahrung gepocht worden; wenn man aber die Sache genau untersuchte, fand man gewöhnlich, daß noch 10, 12 Mittel nebenbei, innerlich und äußerlich, dem Kranken gereicht worden waren, man also über ein einzelnes gar keine Beobachtung anstellen und mithin auch eigentlich gar nichts über seine Wirkung sagen konnte. Doch ist es wohl möglich, daß Marum verum bei einem Gesunden ähnliche primäre, d. i. der Entstehung eines Nasen= oder auch andern Polypen zum Grunde liegende, und bei fortgesetztem Gebrauche auch dergleichen sekundäre Leiden — Polypen — erzeugen, und so ein ächt homöopathisches Heilmittel für gewisse natürliche Fälle der Art seyn kann. Aber in diesem Falle darf es auch nicht in so starken und oft wiederholten Gaben, nicht in Pulverform und örtlich angewendet, sondern muß dem Kranken blos innerlich und in kleinen und seltnern Gaben der Tinktur gereicht werden.

*) Aus diesem Grunde konnten auch in vielen Fällen an Zahl und Größe sehr bedeutende Warzen an den Händen durch den blos innern Gebrauch der Dulkamara, und mehr noch des Rhus toxikodendron (beide in sehr kleinen und seltenen Gaben angewendet) schnell und dauerhaft beseitiget werden, wie ich zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Durch diese Mittel wurde das den Warzen eigenthümlich zu Grunde liegende Krankhafte zerstört und mithin die Bedingung ihres Daseyns aufgehoben.

Anmerk. d. Redakteurs.

Die meisten Brüche verdanken ihre Entstehung einem andern, meist allgemeinen Leiden, und sind daher sekundäre Uebel. Nur die angebornen, und die, welche plötzlich auf eine mechanische Ursache entstehen, kann man primäre Krankheitsfälle nennen. Allein rein örtliche Uebel bleiben auch letztere nicht lange, oft nur eine höchst kurze Zeit, da sich immer mehrere andere, oft sehr beträchtliche und gefährliche, von dem Primärleiden allerdings bedingte Erscheinungen dazu gesellen und dadurch das Lokalleiden in ein allgemeines verwandelt wird. — Die alten, auf einer andern, meist allgemeinen Krankheit beruhenden Brüche können, wie es Jedem einleuchten muß und auch die Erfahrung schon genug bestätigt hat, nicht anders als dadurch gründlich beseitigt werden, daß man durch den innern Gebrauch des passendsten Heilmittels die Gesammtkrankheit, wovon der Bruch allerdings ein beträchtlicher Theil, nicht selten das auffallendste Symptom ist, auf welches daher auch bei der Wahl des homöopathischen Mittels besonders Rücksicht genommen werden muß, austilgt. Aeußere Mittel fruchten in der Regel nichts, vermehren im Gegentheil oft noch das Uebel. Ist dagegen auf dem empfohlenen Wege alles übrige Krankhafte geheilt, so verschwindet auch das Lokalleiden, sobald es nicht, wie bisweilen ein vieljähriger Skrotalbruch, schon so beträchtlich geworden ist, daß ohne Operazion an Reposizion nicht mehr gedacht werden kann.

Eingeklemmte Brüche erregen, wie Jeder weiß, in kurzer Zeit bedenkliche Beschwerden und haben schon Manchen das Leben gekostet. Die Lehrer der Chirurgie machen es daher ihren Schülern immer zu einer Gewissenssache,

die Reposizion nicht lange zu versuchen, sondern so schnell als möglich zur Operazion zu schreiten, indem man nie zu zeitig, wohl aber zu spät operiren könne. Sie haben nach ihrer Art auch ganz recht. Denn nicht selten widersteht ein Bruch der Reposizion auf dem, oft ziemlich unsanften und die Schmerzen, ja das ganze Lokalübel nur noch mehr verschlimmernden, mechanischen Wege und bei der dabei gewöhnlich zugleich in Gebrauch gezogenen äussern Sudelei ganz hartnäckig, das Leiden wächst zusehends und das Leben kömmt in Gefahr. Operirt man aber schleunigst, d. i. nach einem kurzen vergeblichen Versuche der Zurückbringung, so werden von vielen einzelne Kranke gerettet. Ich sage „einzelne.“ Denn welchem Sachkundigen ist es nicht klar bewußt, daß auch von den, theils wirklich zu spät, theils aber auch schleunigst Operirten die meisten noch sterben? Und dies ist kein Wunder. Durch diese Operazion erhält die ohnehin schon sehr leidende Person eine beträchtliche Wunde, welche schnell den ganzen Organismus in Mitleidenschaft zieht, und, was das wichtigste ist, es wird dabei das vorgefallene und eingeklemmte, kranke, selbst im gesunden Zustande höchst empfindliche und reizbare Gebilde der Unterleibshöhle von der frischen atmosphärischen Luft berührt, ja ihr zu Ende der Operazion sogar das Eindringen in die Höhle selbst verstattet und dadurch, wie allgemein bekannt, fast stets unendlich geschadet. Diese neuen Momente und ein noch fortdauernder beträchtlicher Theil des ersten Leidens sind es also, welche bei gewöhnlich unpassender, nichts fruchtender innerer ärztlicher Behandlung dem Kranken das Leben rauben und seiner Qual ein Ende machen. — Razionell verfährt man dagegen, wenn

man bei diesen lebensgefährlichen Krankheiten die Reposizion nur kurze Zeit und so sanft als möglich versucht, äußerlich weder eine Salbe, noch sonst eine arzneiliche Potenz, innerlich dagegen gleich ein mit dem ganzen Leiden in der genauesten homöopathischen Beziehung stehendes Heilmittel anwendet. Die Erfahrung hat es die Homöopathen gelehrt, daß durch die ächte innere dynamische Hülfe *) in sehr kurzer Zeit eine so schreckliche Krankheit völlig geheilt werden kann; die wüthenden Symptome lassen nach und der Bruch reponirt sich gewöhnlich von selbst. Sollte sich nun aber ja bisweilen der Fall ereignen, daß auf diesem Wege die Einklemmung nicht beseitigt werden könnte, so schreite man zur Operazion, vollziehe sie aber so schnell als möglich, um der äußern Luft den Zutritt zu den entblößten reizbaren, kranken Gebilden nur eine höchst kurze Zeit zu gestatten. Nach der Operazion aber leiste man neben der äußern, bis zur Heilung der Wunde erforderlichen, mechanischen auch zugleich innerlich die nöthige dynamische Hülfe, damit die Cur gelinge und volle Gesundheit wieder hergestellt werde.

Die sogenannten Frostballen hat man ebenfalls zu den rein örtlichen Uebeln gerechnet, und in allen den Fällen, wo der ganze übrige Organismus von der Ein-

---

*) In vielen Fällen war nux vomica angezeigt. Doch wird diese Heilpotenz nicht als überall hülfreich zu empfehlen seyn, denn es kann sich mehrmals treffen, daß gemäß der ganzen Symptomengruppe, welche in jedem Krankheitsfalle, mithin auch hier die Wahl des passendsten, des spezifischen Mittels leitet, einem andern der Vorzug vor diesem gebührt.

wirkung heftiger Kälte nicht mit erkrankt, mit Recht. Allein daß man bisher glaubte, diese Uebel könnten auch nur örtlich behandelt werden, und, wenn durch den Gebrauch äußerer (in der Regel unpassender) Mittel keine Hülfe geleistet würde, müsse sie der Kranke behalten, ist ein gewaltiger Irrthum. Die örtliche Anwendung des Schnees, Eiswassers oder, was Viele auch in Gebrauch ziehen, des gefrornen Sauerkrauts ist gewöhnlich nur dann hülfreich, wenn das Uebel noch neu, noch frisch ist; selten dagegen, und meist nur unvollkommen, wenn der Theil schon vor längerer Zeit auf diese Weise erkrankt ist. In allen diesen Fällen hat man auch von der örtlichen Anwendung aller hochgepriesenen Salben 2c. wenig oder nichts zu hoffen, wohl aber von mehrern innern ächt homöopathischen Mitteln, welche man in der reinen Arzneimittellehre von Sam. Hahnemann leicht finden wird.

Dasselbe gilt von allen andern erfrornen Theilen.

Die Verbrennungen sind zwar ursprünglich alle rein äußere, örtliche Krankheitsfälle, ziehen aber, namentlich die beträchtlichen und die sehr empfindlichen Stellen, den übrigen Organismus, besonders bei schwächlichen und sehr reizbaren Personen, mehr oder weniger in Mitleidenschaft, so daß neben der äußern homöopathischen *) Hülfe

*) Die palliative Hülfe durch kühlende und sogenannte besänftigende Mittel, wobei der Kranke weit länger, als nöthig ist, die Schmerzen behält, in den meisten Fällen eine krankhafte Röthe zurückbleibt, und wodurch häufig Eiterung erzeugt wird, ist verwerflich.

durch angemessene Wärme *), bisweilen zugleich gegen die theils durch die Verbrennung selbst, theils durch den Schreck bei derselben bedingten Beschwerden ein inneres Heilmittel angewendet werden muß.

Die Hühneraugen, ein oft sehr beschwerliches, lästiges Uebel, gehören zu den Lokalleiden und verdanken ihre Entstehung einer äußern mechanischen Ursache, gewöhnlich dem Drucke. Ihre sanfte und gründliche Beseitigung verlangt aber neben der mechanischen, zugleich innere dynamische Hülfe; letztere, um das Entzündliche und die eigenthümlichen Schmerzen zu heben; erstere, der die dynamische voran gehen muß, um die verdorbene, verhärtete Haut nach und nach, und stets auf Erweichung derselben durch ein ganz unarzneilliches Zehenbad zu entfernen. Um nun aber vor Entstehung neuer gesichert zu seyn, ist, außer Entfernung zu enger Schuhe, eine sorgfältige Kultur der Füße, d. i. fleißige Reinigung derselben und fleißiges Verschneiden der Nägel nöthig.

Verhärtungen in drüsigen Gebilden und andern weichen Theilen waren bisher nicht weniger, als mehrere schon genannte Uebel, fast ausschließlich ein Gegenstand der Chirurgie. Selten wendete man innerliche Arzneien an, im Gegentheil man bestürmte sie örtlich mit sogenannten zertheilenden Mitteln; wollte es aber mit der Zertheilung nicht glücken, oder entstanden wohl gar schlimme, bisweilen selbst krebsartige Verschwärungen dadurch, so resolvirte

*) Nicht durch Hitze, da diese eine neue Verbrennung erzeugen und so zum homopathischen, nicht aber homöopathischen Mittel werden würde und müßte.

man sich in vielen Fällen sehr kurz; man bediente sich des Messers, wodurch man das Uebel allerdings am ersten und schnellsten wegbrachte, aber auch dem Kranken viel Schaden zufügte. — Verhärtungen können ihre Entstehung einem andern allgemeinen, oder auch einem, wenigstens ursprünglich auf eine mechanische Ursache, namentlich Quetschung, entstandenen örtlichen Leiden verdanken. Die der ersten Klasse sind stets einzelne Symptome einer Gesammtkrankheit. Von denen der zweiten Klasse dagegen bleiben einige wenige unbedeutende örtliche Leiden, die meisten aber, besonders die in drüsigen Gebilden, erregen mehrere Nebenbeschwerden, ziehen also den übrigen Organismus ins krankhafte Spiel. Die Kur darf daher nicht blos gegen das einzelne Symptom gerichtet werden, sondern muß auf das ganze Leiden sich erstrecken, also eine allgemeine, eine innere werden, sobald, wie billig und nothwendig, rationell verfahren werden soll. Aeußerlich bedarf es keiner dynamischen, sondern nur zuweilen *) einer mechanischen Hülfe. Es verschwindet beim innern Gebrauche der dem Ganzen, mithin und besonders auch dem Lokalsymptome entsprechenden Heilpotenz allmählig, der Theil, woran es sich befand, wird erhalten und Rückkehr der Gesundheit des ganzen Organismus krönt die Kur. Ein unschätzbarer Vortheil vor der gewöhnlichen Behandlung aller dergleichen Leiden.

---

*) Z. B. bei einer sehr intumeszirten und schweren Brust ist eine Bandage erforderlich, um der Kranken die Last etwas zu erleichtern.

Von den verschiedenen Krankheiten des Auges und der es umgebenden Theile maßte sich die sogenannte höhere Chirurgie bisher auch die Behandlung mehrerer meist unbefugterweise an. Die meisten sowohl akuten als chronischen Uebel des Auges und seiner Umgebungen sind nicht rein für sich bestehende Krankheiten, sondern entstehen mit allgemeinen Leiden zugleich, oder werden früher oder später durch dergleichen bedingt. Mehrere entstehen in Folge eines andern Uebels dieser Gebilde; andere sind zwar ursprünglich rein örtlich, ziehen aber schnell oder allmählig den übrigen Organismus in Mitleidenschaft und werden dadurch allgemeine Krankheiten. Nur die geringere Zahl der akuten und chronischen Augenübel verdient zu den reinen Lokalleiden gezählt zu werden.

Zur ersten Klasse gehören: alle Arten von Entzündung der einzelnen Theile des Augapfels und der ihn umgebenden Gebilde, jene wenigen ausgenommen, welche durch eine äußere Beschädigung, durch fremde, ins Auge gedrungene und entweder blos mechanisch, oder dynamisch, oder mechanisch und dynamisch zugleich auf diese zarten Theile einwirkende Substanzen, oder endlich dadurch erzeugt worden, daß dem Auge eine miasmatische Materie applizirt wird; in mehrern Fällen die sogenannte Schwiele der Augenlieder; selbst ein Gerstenkorn und ein Hagelkorn; Verhärtung und Krebs des Augapfels und der ihn umgebenden Theile; Karbunkel und Wassergeschwulst der Augenlieder; Krampf und Lähmung der letztern fast stets; das sogenannte Hasenauge, wenn es nicht angeboren ist, oder durch eine mechanische Ursache bedingt wird; die sogenannten Brei-, Honig- und Specksackgeschwülste an den

Augenliedern selbst, oder an deren Umgegend; das Hirsekorn, die Warzen und Maulbeeren; die Hydatiden der Thränendrüsen gewiß auch in den meisten Fällen; die Balggeschwülste und Aneurismen in der Augengrube; das sogenannte Fettfell (pinguecula); die Fleisch- und Fettauswüchse und die papula der Bindehaut; mehrere Fälle von Katarakta; das Glaukom; die Auflösung des Glaskörpers; die Augenwassersucht; einige Anomalien der Pupille, wie widernatürliche Erweiterung und Verengerung; schwarzer Staar, der, wie allgemein bekannt, fast immer auf innere, nur selten durch äußere Ursachen entsteht; Tag- und Nachtblindheit; das Schielen, so wie Kurzsichtigkeit und Fernsichtigkeit, welche häufig bloße Symptome einer allgemeinen innern Krankheit sind. Und so giebt es noch mehrere andere Leiden des Auges, welche auf innern Krankheiten beruhen.

Zur zweiten Klasse, d. i. zu denen, welche in Folge eines andern Leidens der einzelnen Theile des Augapfels oder der ihn umgebenden Gebilde entstehen, und theils rein örtliche Uebel bleiben, theils wieder andere Symptome bedingen, kann man folgende rechnen: Ein- und Auswärtswendung der Augenlieder; Einwärtskehrung der Cilien; Verwachsung der Augenliedränder unter sich und mit dem Augapfel; Verwachsung der Ausführungsgänge der Thränendrüsen; Thränenfluß; Dacryops; Thränensackbruch und Thränensackwassersucht; die Augenliederschwiele; Verdunkelungen, Trübungen und Flecke der Hornhaut; das dichte Augenfell; das Flügelfell, jedoch seltener; Horn- und Regenbogenhautstaphylom; die Verwachsung der vordern Fläche der Iris mit der Hornhaut und die der hin-

tern mit der Linsenkapsel; Schließung der Pupille, z. B. in Folge einer bösartigen Iritis u. a. m.

Die dritte Klasse bilden die Augenübel, welche zwar ursprünglich rein örtlich sind, aber den übrigen Organismus schnell oder allmählig in Mitleidenschaft ziehen und so zu allgemeinen Leiden werden. Hierher gehören also: Verwundungen des Augapfels selbst und seiner Nachbartheile, kurz alle bedeutende, durch äußere heftig einwirkende, verletzende und zerstörende Potenzen erregte Uebel, und noch e. a.

Die vierte Klasse ist die schwächste, indem sie nur die nicht zahlreichen Augenübel in sich faßt, welche rein örtliche bleiben. Außer den wenigen angebornen *), theils materiellen, theils dynamischen und auf einem fehlerhaften Baue des Auges, oder auch auf jenen materiellen Uebeln beruhenden; außer denen durch Nachahmung und Verwöhnung, denen in Folge des Alters, doch blos auf Veränderung des normalen Baues des Augapfels beruhenden, und endlich außer einigen geringfügigen, durch eine äußere Ursache entstandenen gehören noch einige, schon bei der zweiten Klasse, der sie auch zugleich mit angehören, berührte, sekundäre Leiden, d. i. solche, welche ihre Entstehung heftigen, noch fortdauernden, oder schon, jedoch unglücklich geendeten, mithin entweder der Naturhülfe allein

---

*) Daß hier diejenigen Augenleiden, welche in Folge einer Krankheit der Mutter, z. B. Krätze und Syphilis, womit die Frucht angesteckt wird, entstehen, nicht mit verstanden werden können, sondern blos die gemeint sind, welche das Resultat einer abnormen Primagenesis sind, versteht sich wohl von selbst.

überlassenen, oder überlassen gewesenen, oder falsch, oder endlich auch zu spät (so daß schon sekundäre Leiden entstanden waren) ärztlich behandelten Entzündungen verdanken, aber nicht bösartiger Natur sind, rein örtliche Uebel bleiben, und keine andere Symptome bedingen. Hierher rechne ich unter andern solche Trübungen und Flecke der Hornhaut, wodurch das Sehen nicht gehindert wird; Schielen, durch Nachahmung oder Verwöhnung entstanden; die Arten von Kurz- und Fernsichtigkeit, welche auf einem angebornen (gewöhnlich auch im höhern Alter sich einstellenden) fehlerhaften Baue der Hornhaut und der Krystalllinse beruhen, und so noch e. a.

Die bisherige Therapie der verschiedenen, sowohl akuten, als chronischen Uebel des Auges und seiner Nachbartheile war in den allermeisten Fällen nicht razionell, nicht das, was sie seyn soll und kann; konnte dies aber auch nicht seyn, da man eben die meisten Uebel falsch würdigte. Denn nur von der geringern Zahl derselben nahm man an, daß sie mit innern, allgemeinen Leiden in der genauesten Verbindung stünden, mit ihnen entweder gleichzeitig entstünden, oder früher oder später durch sie bedingt würden, während dies doch von den meisten gilt. Nur wenige behandelte man daher blos innerlich auf dem graden Wege; die allermeisten suchte man theils durch Anwendung blos äußerer, oder äußerer und innerer (höchst verschiedenartiger) Mittel zugleich zu bekämpfen; gegen mehrere zog man die sogenannten derivirenden, oder die gegenreizenden in Gebrauch; gegen andere, wo noch auf dem dynamischen Wege hätte Hülfe geleistet werden können, wendete man die Instrumente an. Die blos innerlich gebrauchten Mit-

tel entsprachen selten der Gesammtkrankheit, konnten mithin auch nur selten hülfreich seyn und eine gründliche Heilung sowohl der übrigen Krankheit, als des Lokalsymptoms bewirken. Noch weit seltner ließ sich von den blos örtlich angewendeten Mitteln in den Fällen, welche mit einem allgemeinen Leiden in Verbindung stehen, gründliche Hülfe erwarten. Denn nur mit der Beseitigung der übrigen Krankheit kann ein solches äußeres Symptom auf die Dauer zugleich verschwinden. Durch ein örtlich angewendetes unhomöopathisches Arzneigemisch, in flüssiger oder in Salbenform, wird das Leiden meist nur noch vermehrt, oft sehr hartnäckig, langwierig und bösartig gemacht, nie aber geheilt; erstlich, weil es ein unhomöopathisches Heilmittel ist, und zweitens, weil es, wenn es auch ächt homöopathisch wäre, auf die innere, oft sehr bedeutende Krankheit viel zu schwach und nicht lange genug einwirkt. Ueberdem entsteht durch den anhaltenden Gebrauch der Salben, oder auch flüssiger Arzneien, besonders bei Entzündungen, oft noch der Nachtheil, daß die Häute ihren Ton größtentheils verlieren und dadurch für die Zukunft recht geneigt zu dergleichen Leiden gemacht werden. Von der bisherigen Anwendung zerstörender Aezmittel bei gewissen Augenübeln will ich ganz schweigen. Verfährt man äußerlich und innerlich zugleich gegen die Augenübel, welche bloße Symptome von allgemeinen Krankheiten sind, so nimmt man, wenn das auf beiden Wegen angewendete Heilmittel dem ganzen Krankheitsbilde ächt homöopathisch entspricht, das äußere Symptom vorzeitig, also zum Nachtheile der fernern Kur, wie früher ausführlich erörtert worden ist, hinweg. Durch die blos innere Anwendung des

passendsten Mittels wird das Lokalsymptom mit der übrigen Krankheit gleichzeitig, gründlich und sanft geheilt. — Auch gegen solche Uebel, welche rein für sich bestehen, und wobei also der übrige Organismus gesund ist, hat man nicht nöthig und ist es ebenfalls nicht rathsam, äußerlich dynamisch zu wirken. Denn erstlich wird durch die innere Anwendung der geeignetsten Heilpotenz alles auch ausgerichtet, was ihre örtliche Anwendung vermag, und zweitens ist die Heilung auf dem innern Wege stets sicherer, gründlicher und sanfter, und man hat für die zarten Gebilde des Auges und die dasselbe umgebenden Theile keinen Nachtheil, wie bei dem örtlichen Gebrauche besonders mancher Mittel, zu fürchten. — Ganz verwerflich ist der ächt allopathische Gebrauch der sogenannten Derivantia und der Gegenreize, weil dadurch, wenn man ein vorsichtig gebrauchtes völlig unarzneiliches Fußbad ausnehmen will, dem Organismus stets geschadet, ihm ein neues Leiden bereitet und das Augenübel, wenn es ja, wie jedoch selten, gelingt, auf eine gewisse Zeit unterdrückt, nie aber geheilt wird. Denn hat der Organismus durch seine eigene Kraft und seine rastlose Thätigkeit die neue Krankheit beseitigt, wie es ihm nicht selten gelingt, so bricht dann auch das erste blos unterdrückte Leiden mit allen seinen Symptomen wieder hervor, es müßte denn, wie bisweilen, auch mit bekämpft und vertilgt worden seyn durch die Heilkraft des Organismus. — Razionell, sicher und gründlich verfährt dagegen der Heilkünstler, wenn er alle die in Rede stehenden Krankheitsfälle, welche keine mechanische, sondern eine dynamische Hülfe erheischen, blos durch innere Anwendung eines völlig passenden Heilmittels zu be-

kämpfen strebt. Auf diese Weise wird er, wenn Hülfe noch möglich ist, stets sein Ziel sicher erreichen. Er wird nicht nur die akuten Leiden des Auges und der es umgebenden Theile, mögen sie rein örtliche seyn oder mit andern Beschwerden des übrigen Organismus in genauer Verbindung stehen, glücklich und schnell beseitigen und dadurch die Entstehung sekundärer Uebel verhüten, sondern auch die meisten chronischen besiegen, wie mich und alle ächte Homöopathen die Erfahrung gelehrt hat. — Der größere Theil der Augenheilkunst gehört also der eigentlichen Medizin, und nur der kleinere der Chirurgie an; denn diese hat es blos mit den mechanischen Hülfsleistungen zu thun, welche manche Fälle theils allein, theils neben der dynamischen Hülfe erforderlich machen.

Mit den Leiden der äußern Theile des Gehörorgans hat es die Chirurgie nur dann zu thun, wenn eine mechanische Hülfe angezeigt ist, wie bei Wunden derselben, dann, wenn fremde Körper in den Gehörgang gerathen sind, bei angeborner Verschließung des Ganges durch eine Membran u. s. w. — Gegen alle übrigen Leiden, wie Entzündung, Eiterung, verschiedene Schmerzen, diejenigen Fälle von Schwerhörigkeit und Taubheit, welche nicht durch äußere mechanische Ursachen, wie fremde eingedrungene Körper, bedingt werden, sondern auf einer innern dynamischen Störung beruhen, und andere Krankheitserscheinungen mehr, die nicht mechanisch beseitigt werden können, sondern dynamische Hülfe fordern, wendet man blos innerlich die geeignetste Heilpotenz an. — In Folge innerer Leiden entsteht bisweilen eine zu starke Ohrenschmalzsekrezion, welche, wenn das Schmalz sich sehr anhäuft, und beson-

ders dann, wenn es dick und hart wird, ein neues Symptom, nämlich Schwerhörigkeit, ja bisweilen Taubheit bedingt. Diesen abnormen Zustand halten mehrere für ein rein örtliches Uebel, und glauben es dadurch allein und am besten beseitigen zu können, wenn sie den Gehörgang von dem angehäuften Schmalze reinigen. Eine sehr grobsinnige Vorstellung! Dächte man nur etwas weiter nach, bliebe nicht zu sehr bei den mechanischen Ansichten stehen, und beobachtete etwas feiner, so würde man sich bald überzeugen, daß die vermehrte Ohrenschmalzsekrezion nichts als eine Folge eines dynamischen Leidens sey, also auch nicht anders gründlich gehoben werden könne, als durch innere Heilung jenes Uebels. Ist die eigentliche Krankheit gehoben, dann schweigt diese Folge derselben von selbst. Bei der Wahl des passendsten innern Mittels muß man jedoch auf dieses einzelne Symptom, die vermehrte Schmalzabsonderung, wohl Rücksicht nehmen. Diese Krankheitsfälle gehören also nicht in die Chirurgie, sondern in die eigentliche Medizin.

Von den verschiedenen Krankheiten der Zähne und des Zahnfleisches, welche ebenfalls mit andern Krankheiten des übrigen Organismus zusammenhängen, gilt dasselbe, was im Allgemeinen von denen des Gehörorgans gesagt worden ist. Die Chirurgie hat es auch hier blos mit dem zu thun, was durchaus eine mechanische Hülfsleistung fordert und nicht auf dem dynamischen Wege beseitigt werden kann. Alles übrige Krankhafte aber, wogegen nur dynamische Hülfe etwas vermag, muß durch den innern Gebrauch der angezeigten homöopathischen Arznei geheilt werden. — Es ist in der That lächerlich, die verschiedenen Arten

von Schmerzen*) theils in den Zähnen, theils blos im Zahnfleische, oder auch in den Kinnladen, dann mehrere Leiden des Zahnfleisches durch örtliche Anwendung einiger wenigen bisher gangbaren, meist aber ganz unpassenden Mittel gründlich heilen zu wollen, da doch die allermeisten Leiden der Art auf andern, allgemeinen Beschwerden beruhen, nur einzelne Symptome derselben sind, und daher nicht anders gründlich geheilt werden können, als durch Anwendung solcher innern (nicht dem Zahne oder dem Zahnfleische zu applizirenden) Heilpotenzen, welche der ganzen Krankheit, mithin zugleich auch diesem einzelnen Zeichen deselben entsprechen. Die wenigen gangbaren Mittel, welche man den Zähnen oder dem Zahnfleische applizirt, vermögen in der Regel nicht eine gründliche Heilung zu bewirken, und man scheint auch bei ihrem Gebrauche gar nicht eben darauf zu rechnen, sondern begnügt sich schon, wenn die Schmerzen nur auf eine kurze Zeit unterdrückt werden.

Ein Vorfall, wie des Mastdarms, der Mutterscheide und der Gebärmutter, beruht, wenn man jene wenigen Fälle, wo er durch eine heftige mechanische Ursache erzeugt wird, ausnimmt, stets auf einem andern, theils örtlichen, theils und zwar meist allgemeinen Leiden. Völlig zweckwidrig ist daher auch die gewöhnliche örtliche Behandlung eines solchen Uebels. Wendet man dagegen innerlich das mit dem Gesammtleiden, wovon der Vorfall einen beträcht-

*) Die Zahnschmerzen sind unendlich verschieden und haben viele Eigenthümlichkeiten, worauf man neben allen übrigen Beschwerden bei der Wahl des Heilmittels sehr streng Rücksicht mehmen muß, wenn die Kur gelingen und dauerhafte Hülfe dem Kranken geleistet werden soll.

lichen Theil ausmacht, in genauester homöopathischer Beziehung stehende Heilmittel an, so wird die ganze Krankheit sicher und gründlich gehoben. Aeußerlich bedarf es nichts, als bisweilen eine mechanische Beihülfe einer sanften Reposition.

Daß eine Hasenscharte, überzählige Finger und Zehen Niemand für etwas anderes, als für angeborne Fehler und rein örtliche Uebel halten wird, versteht sich von selbst. Sie erheischen die Operazion. Sollten aber nach derselben, in Folge der Wunden, lästige örtliche und allgemeine Beschwerden entstehen, welche eine dynamische Hülfe erforderten, so muß diese auch durch passende innere Mittel geleistet werden. Aeußerlich darf außer dem nöthigen Verband nichts angewendet werden.

Aus diesen wenigen, zwar meist allgemeinen Erörterungen wird Jeder die Richtigkeit und Haltbarkeit der früher aufgestellten Prinzipien deutlich erkennen, und auch sehen, daß der Chirurgie blos die mechanischen Hülfsleistungen zugetheilt werden können, und die Beseitigung alles übrigen Krankhaften, was dynamische Hülfe nöthig macht, Sache der eigentlichen Heilkunst sey.

Was nun aber endlich die reine Chirurgie selbst angeht, so muß offen bekannt werden, daß, besonders in den beiden letzten Jahrhunderten, an ihrer Vervollkommnung rühmlichst gearbeitet worden ist. Nur wäre zu wünschen, daß man aus der Manualchirurgie einige Fehler, welche hie und da noch begangen werden, gänzlich verdrängte; ich meine, daß man nicht zu fest und nicht zu dick verbinden möchte. Durch einen zu festen Verband wird die Zir-

kulazion der Säfte mehr oder weniger gestört, nicht selten wahre Erstarrung, ja selbst Absterben des Gliedes bewirkt. Durch einen zu dicken Verband setzt man den Theil gewöhnlich einem unaufhörlichen Bade in seinem eigenen Wasser aus, wodurch der Ton desselben nothwendig leiden muß.

Die operative oder sogenannte Instrumentalchirurgie bedarf wegen ihrer theils oft gänzlich unbefugten, theils oft wenigstens vorzeitigen Anwendung eine starke Rüge und große Einschränkung. Es wird häufig durch die unnöthige Anwendung der Instrumente einem Gebilde (ich will hier vorzüglich an die drüsigen Organe erinnert haben) Verderben bereitet, häufig dem Organismus ein Theil, ein Glied geraubt, welches durch richtige dynamische Hülfsleistung noch erhalten werden könnte; es wird sehr häufig manchen allgemeinen Krankheiten mit einem sogenannten Lokalübel ihr Hauptsymptom (eben das Lokalübel) entzogen, und dadurch der Arzt des sichersten Führers bei der ganzen Kur beraubt und der große Nachtheil gestiftet, welcher früher gelehrt worden ist. Oft könnte auf dem dynamischen Wege das leicht und mit Glück beseitigt werden, was die operative Chirurgie nur mit größerm oder geringerm Nachtheile entfernt. Mehrere Operazionen sind völlig zwecklos, gewähren nur eine erbärmliche palliative Hülfe, andere ziehen schnell oder allmählig den Tod nach sich.

Erlaubte es mir der Raum dieser Zeitschrift, so würde ich alle die gewöhnlichen Operazionen näher beleuchten. So aber kann ich mich nur auf einige kurze Bemerkungen über einige derselben hier einlassen.

Die Trepanazion ist eine Operazion, zu der man seine Zuflucht nur im äußersten Nothfalle und nach ganz reiflicher Ueberlegung nehmen darf. Unumgänglich nöthig ist sie z. B. dann, wenn bei der oder jener Kopfverlezzung beträchtliche Blutergießung in die Gehirnhöhle entstanden ist, wenn Knochensplitter vorhanden sind, welche die Gehirnhäute, oder wohl auch das Gehirn selbst verletzen; ferner, wenn fremde Körper, wie Kugeln und dergleichen, in die Gehirnhöhle gedrungen sind, oder auch in den Kopfknochen so fest sitzen, daß sie nicht anders entfernt werden können. Bei geringen Blutergießungen dagegen, wo man mit Arn. mont. viel ausrichten wird, und in mehrern andern Fällen, wo manche Operazionssüchtige auch schnell zur Anwendung des Trepans schreiten, ohne zu bedenken, daß hier wohl richtige dynamische Hülfe der mechanischen gänzlich vorzuziehen sey, muß sie durchaus vermieden werden.

Die Durchschneidung eines, oder wohl auch, wie es schon oft geschehen ist, mehrerer Nerven im Gesicht bei heftigen Gesichtsschmerzen ist als eine barbarische, höchst schmerzhafte, andern Theilen nachtheilige und gänzlich unnöthige Operazion völlig zu verwerfen. Selbst da, wo die Nerven völlig durchschnitten wurden, blieb sie in den meisten Fällen ohne glücklichen Erfolg. Und dies möchte noch seyn; wenn nur nicht, wie häufig, die Nase, die Lippen und die Gesichtsmuskeln ihre Reizbarkeit und natürliche Wärme verlören, oder wohl gar in einen paralytischen Zustand versetzt würden und andere Leiden mehr auf diese Weise leicht entstünden. Dieses Uebel, welches höchst ver-

schieden und nichts weniger als ein reines Lokalleiden ist und genannt werden kann, verlangt keine mechanische Hülfe zu seiner gründlichen Hebung, sondern blos dynamische durch eine, dem individuellen Falle ganz angemessene, innere Heilpotenz, wie die Erfahrung mich und viele Homöopathen schon häufig gelehrt hat.

Die Anwendung des furchtbaren Instruments, des Brenneisens, dann der Moxa und der Brenngläser sowohl gegen diese, als auch gegen andere Leiden verdient keine Würdigung. Sie gehören als barbarische medizinische Waffen einem rohen Zeitalter an.

Was die Operazion bei einem ächten Gesichtskrebse, einem nie rein örtlichen Uebel, nützt, lehren die meist traurigen Folgen. Nur durch den innern, und in einigen Fällen zugleich äußern Gebrauch des für das Gesammtleiden passendsten homöopathischen Mittels vermag man ächte Heilung zu bewirken.

Die Exstirpazion einer skirrhösen oder karzinomatösen Brust hat aus deutlich einzusehenden Gründen in den meisten Fällen einen höchst unglücklichen Erfolg gehabt. Diese Leiden beruhen meist auf einer innern, allgemeinen Krankheit, und nur wenige Fälle verdanken ihre Entstehung einer mechanischen Ursache, wie Schlag, Stoß, Quetschung u. s. w. — Entfernt man nun bei einer allgemeinen Krankheit dieses Einzelne, äußere Symptom durch die Operazion, die Exstirpazion des ganzen Gebildes, so ist damit nicht nur gar nichts gewonnen, sondern der Kranke und der Arzt sind nun schlimmer daran, als vorher, wie früher bei den Krankheiten mit sogenannten

Lockenknöteln gezeigt worden ist. Die Leidende hat durch die Operazion eine beträchtliche Wunde erhalten, und die innere Krankheit, welche durch diese Handlung auch nicht um ein Haar hat vermindert werden können, bricht nun schnell oder allmählig hervor und endet nicht selten mit dem Tode *). In allen diesen Fällen ist also die Operazion gänzlich zu verwerfen und einzig und allein von der ächten, blos innern dynamischen Hülfe Heilung und Rettung zu erwarten. — Selbst alle jene Fälle, welche ihre Entstehung einer äußern mechanischen Ursache verdanken, ziehen bald den übrigen Organismus in Mitleidenschaft, verlangen nicht das Messer, sondern die Anwendung der geeignetsten innern Heilpotenz, wodurch sie bald und gründlich geheilt werden. Wer mir hier einwenden will, daß viele solche Brüste exstirpirt worden wären und die Kranken ihre Gesundheit wieder erlangt hätten, dem antworte ich: alle diese Fälle müssen durch eine äußere mechanische Ursache entstanden und von nicht hoher Bedeutung gewesen seyn, mithin auch den übrigen Organismus wenig in Mitleidenschaft gezogen haben, und end-

---

*) Alexander Monro (s. Sam. Coupers Diction. of practical Surgery Lond. 1818. p. 207.) sahe von 60 operirten Krebskranken nach 2 Jahren nur noch 2, und Boyer (s. Traité des maladies chirurgicales Vol. VII.) von 100 dergleichen Kranken nur 3 nach einigen Jahren leidlich gesund. Wedemeyer (s. dessen mediz. chirurg. Beobacht. u. Bemerk. in Rusts Magazin Bd. XIII. 1.) beobachtete fast nach allen Operazionen skirrhöser Brüste unglücklichen Ausgang. Die Kranken starben nach ein bis vier Jahren an Mutterkrebs, Mutterblutungen, hektischem Fieber, Degeneration der Ovarien, u. s. w.
Anmerk. d. Redact.

lich, was hier besonders hoch anzuschlagen ist, die Kranken müssen einen kräftigen und thätigen Körper gehabt haben.

Von der Operazion eingeklemmter Brüche ist schon weiter vorn das Nöthige im allgemeinen gesagt worden.

Die Exstirpazion eines skirrhösen oder karzinomatösen Testikels ist nicht blos eben so unnöthig, sondern auch eben so nachtheilig und verwerflich, wie die einer Brust. Die richtige Kur dieser Leiden erheischt blos innere homöopathische Heilmittel.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit der Exstirpazion des männlichen Gliedes, wenn es an bösartigen, zerstörenden Geschwüren oder am Brande leidet. Man gebe hier nur innerlich das der Gesammtkrankheit entsprechendste Heilmittel, und man wird die Operazion unnöthig finden.

Die Exstirpazion der Gebärmutter glaube ich ganz mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Die Operazion einer Paraphimosis und einer erworbenen Phimosis läßt sich sehr gut durch die innere Anwendung ächt homöopathischer Heilpotenzen vermeiden, wie die Erfahrung gelehrt hat. Man sehe nur immer auf das ganze Leiden bei der Wahl des Mittels.

Gegen krankhafte Zurückhaltung des Urins wendete man bis jetzt stets palliativ wirkende Mittel und nebenbei den Katheter an. Ließ sich nun aber vom Katheter kein Gebrauch machen, wollten auch die Palliative nichts, oder wenigstens keine bleibende Hülfe leisten, und häufte sich

der Urin in der Blase so sehr an, daß sie zu bersten drohte, so nahm man zuletzt zum Blasenstiche seine Zuflucht. Allein wenn man bei diesen Leiden razionell verführe, d. h. nicht ein unpassendes, palliativ wirkendes, sondern gleich ein homöopathisches Heilmittel innerlich anwendete, so würde man den Kranken bald von seiner Pein dauerhaft befreien und keine Operazion nöthig finden. Ich habe selbst mehrere dergleichen Krankheitsfälle homöopathisch behandelt und bin immer in kurzer Zeit glücklich gewesen.

Eine höchst traurige Prognose muß man bei der Nephrotomia stellen. Fast nie ist sie mit einem glücklichen Erfolg gekrönt und deshalb auch nur selten gemacht worden. Der Grund ihres gewöhnlich traurigen Erfolgs liegt klar vor Augen. Die Nierensubstanz ist schon vor der Operazion bedeutend krank, muß nun aber auf die Verletzung durch die Instrumente und durch den Zutritt der reizenden atmosphärischen Luft, dessen Vermeidung während der Operazion unmöglich ist, es noch weit mehr werden. Ueberdem erhält der Kranke gewöhnlich (wenn nicht ein Abszeß nach außen sich gebildet hat,) auch äußerlich eine nicht unbeträchtliche Wunde. — Ich würde sie nie verrichten, sondern einzig und allein durch die innere Anwendung homöopathischer Heilmittel dem Steinkranken Hülfe zu verschaffen streben.

Der Bauchstich zur Entleerung des in der Unterleibshöhle (frei oder eingeschlossen) enthaltenen krankhaften Fluidums bei Krankheiten, welche man gewöhnlich schlecht-

weg „Bauchwassersucht" nennt, ist gänzlich zu verwerfen. Denn die Anhäufung gedachter Masse beruht auf einem allgemeinen Leiden, ist also nichts als ein einzelnes Symptom einer Gesammtkrankheit, muß aber bei der Wahl des richtigen homöopathischen Heilmittels einer genauen Berücksichtigung gewürdigt werden. Gelingt es, wie nicht selten, das primäre Leiden zu heben, so verschwindet das von ihm bedingte Symptom von selbst und der Kranke ist dauerhaft, gründlich geheilt. Das Abzapfen dagegen ist nichts als eine Nothhilfe, wodurch keine Heilung bewirkt werden kann, im Gegentheil das Uebel nur immer wächst, hartnäckig und am Ende gewöhnlich ganz unheilbar wird.

Das Oeffnen der Brusthöhle, um das Eiter, welches sich aus einem Abszesse in dieselbe ergossen hat, zu entfernen, ist nicht nur unnöthig, sondern auch nachtheilig. Unnöthig, weil die Natur schon selbst dafür sorgt, daß diese Feuchtigkeit nach und nach resorbirt und auf den verschiedenen Wegen aus dem Körper geschafft wird; nachtheilig, weil, wenn operirt wird, die Natur nun noch eine künstliche Wunde zu heilen bekömmt und die Brusthöhle dem Zugange der frischen, atmosphärischen Luft Preis gegeben wird. Immer muß es daher dem Organismus leichter werden die Krankheit zu besiegen, wenn er in seiner Thätigkeit nicht gestört wird und man ihm nicht noch neue Leiden aufbürdet.

Ganz dasselbe gilt von dem künstlichen Oeffnen eines Leber- und eines Nierenabszesses. Wenn nun der Kranke,

wie man wähnt, blos dadurch gerettet werden kann, daß man so einen Abszeß öffnet, damit das Eiter nach außen sich entleeren kann, so frage ich, wie es denn komme, daß nicht wenige von den Kranken, welche an einem Abszesse in der hintern Leberfläche leiden, zu dem man bekanntlich mit den Instrumenten nicht gelangen kann, glücklich genesen? Jeder muß mir hier antworten: „Die Natur öffnet den Abszeß, entleert das Eiter und heilt dann auch das Geschwür." Und wenn dem so ist, wie Niemand der Erfahrung zuwider in Zweifel ziehen wird, warum soll sie dasselbe nicht auch eben so gut bei einem Uebel der Art in der vordern Fläche der Leber, in den Nieren, in den Brusteingeweiden u. s. w. vermögen?

Was das künstliche Oeffnen eines Lendenabszesses betrifft, so ist es eine mehr denn zu bekannte Sache, daß die meisten Kranken, bei denen das Eiter *auf einmal* völlig entleert wurde, dem Tode nicht entgangen sind. Daher ist es rathsam, daß, so bald ja künstlich geöffnet werden soll, man die Entleerung ganz allmählig, in kleinen Quantitäten und auf die sanfteste Weise bewerkstellige, und dabei, so viel es nur möglich ist, das Eindringen der atmosphärischen Luft zu vermeiden strebe. Vorzüglich möchte das allmählige Entleeren des Eiters mittelst Leinwandstreifen (des sogenannten Haarseils), welche fleißig nachgezogen werden müssen, zu empfehlen seyn.

Daß übrigens die Natur bei Heilung eines entleerten Abszesses, oder eines Geschwüres durch innere Heilpotenzen, deren Wahl das Gesammtleiden bestimmt, unterstützt werden muß, versteht sich von selbst.

Zu Ende kann ich nicht unterlassen, noch einiges über das Amputiren beizufügen. Diese Operazion verdient in der That eben so, wie das Exstirpiren, eine große Einschränkung. Denn häufig ist es schon geschehen, daß man ein krankes Glied, dessen Erhaltung durch innere, aber freilich passende dynamische Hülfe recht gut möglich gewesen wäre, weggenommen und dadurch dem ganzen Organismus unendlich geschadet, ja den Kranken nicht selten in Lebensgefahr gebracht, oder doch zum wenigsten zu einem Krüppel gemacht hat, der sich und andern nun das nicht mehr leisten konnte, was er vermocht hätte, wenn ihm nicht ein wichtiger Theil seines Körpers geraubt worden wäre. — Nie ist die Amputation nöthig z. B. bei Beinfraß und bei Brand, um hier nur einiger solcher Uebel, deren glückliche Beseitigung allerdings bisher so sehr selten gelungen ist, und wo man so gern diese Operazion verrichtet hat, zu gedenken. Diese Uebel, mögen sie Folgen eines allgemeinen, innern Leidens seyn, oder mögen sie ihr Daseyn einer äußern Ursache verdanken, verlangen blos innere dynamische Hülfe. Und dergleichen Fälle giebt es noch mehrere. Kurz überall, wo nach den in dieser Abhandlung mitgetheilten Prinzipien dynamische Hülfe angezeigt ist, und man auf deren glücklichen Erfolg theils der Erfahrung gemäß, theils aus einleuchtenden Gründen rechnen kann, darf nicht operirt, nicht amputirt werden; wohl aber da, wo wegen zu beträchtlicher Verletzung des ganzen Gliedes nicht nur an Erhaltung desselben auf dynamischem Wege nicht gedacht werden kann, sondern auch der übrige Organismus in große Gefahr gerathen würde, wenn man mit der Abnehmung dieses Gliedes zögern

wollte. Diese Zufälle sind, wie bekannt, in der Regel akuter Art und werden durch äußere mechanische Ursachen erzeugt.

Daß übrigens sowohl in diesen, als jeden andern Fällen, wo eine Operazion durchaus angezeigt ist, so schnell und so einfach, als nur möglich, zu Werke gegangen werden möchte, wird jeder menschenfreundliche Arzt und Chirurg mit mir wünschen. Denn durch die künstlichen, sehr zusammengesetzten Operazionsmethoden, womit sich nur der brüsten kann, dem Menschengefühl fremd ist, wird der Kranke unnöthigerweise länger der Qual ausgesetzt und verliert zu seinem größten Nachtheile allzuviel Blut.

Homöopathische Heilungen,

von

Dr. W. Groß.

(Fortsetzung.)

VI.

A...., ein Mann von beinahe 90 Jahren, langer, hagerer Gestalt, bisher immer noch ziemlich munter gewesen, ward plötzlich ernstlich krank im Januar dieses Jahres, und ließ mich zu seiner Hülfe herbeirufen. Ich fand ihn im Bette liegend, untersuchte genau seinen Zustand und erhielt auf diese Weise folgendes

Krankheitsbild.

Wenn er sich mühsam im Bette aufgerichtet hat, bekömmt er einen Schwindel, die Gegenstände scheinen sich dann in einem Kreise zu drehen, es wird ihm dunkel vor den Augen und er muß sich sogleich wieder niederlegen.

Die Augen sind eingefallen, die Pupillen mehr verengert.

Die sonst rothen Wangen sind bleichen, fahlen Ansehens.

Sein Gehör ist weniger leise, als in gesunden Tagen.

Die Brust ist ihm wie zu enge; er kann nicht recht leicht und frei, wie ehedem athmen.

Im Magen empfindet er ein kratziges Brennen, bisweilen einen lästigen Druck.

Er hat wenig Appetit; stellt sich aber doch ein Mal einige Neigung zum Essen des Mittags ein, so ist er gleich satt nach einigen Bissen und die Speisen drücken ihn dann, als wenn er sich recht voll gegessen hätte.

Im Unterleibe empfindet er öfters ein Kneipen mit Kollern und Knurren, als sollte er zu Stuhle gehen; auch geht der Stuhlgang häufiger und dünner ab, als gewöhnlich, nachdem er vorher seltener, träger und härter gewesen.

Blasenlähmung; er kann den Urin nicht aufhalten, er geht ohne sein Zuthun (unwillkührlich) ab — ein Zufall, der ihn ungemein bekümmert und ängstiget.

Ueberhaupt fühlt er sich ungemein ermattet, schwach und kraftlos; die Füße wollen ihn nicht mehr tragen, alle Muskeln versagen ihm ihren Dienst.

In der Nacht wirft er sich halbschlafend und mit verworrenen Träumen unruhig im Bette herum, und des Morgens ist er noch müder, als den Abend vorher.

Er fühlt sich innerlich kalt und frostig und ist auch äußerlich nicht eben warm anzufühlen.

Sein Gemüth ist sehr bekümmert und sorgenvoll; er wünscht recht bald wieder zu werden, oder, wenn das nicht möglich seyn sollte, schnell und leicht zu sterben; ein

langes, beschwerliches Krankenlager deuchtet ihm fürchterlich und diese Idee, welche er nicht unterdrücken kann, erfüllt ihn mit Grausen.

Therapie.

Nachdem ich so die Eigenthümlichkeiten seines pathologischen Zustandes genau kennen gelernt hatte, ward es mir nicht schwer, das demselben naturgesetzlich entsprechende (spezifische) Heilmittel ausfindig zu machen, und wer mit den homöopathischen Heilgesetzen vertraut ist, wird es einsehen, daß hierzu von allen bekannten Heilstoffen keiner passender seyn konnte, als Wütherich (Cicuta virosa L.) *) Demnach erhielt der Kranke am 15ten des Januar einen kleinen Tropfen der trillionfachen Verdünnung **) der, aus dem Safte dieses Krautes mit gleichen Theilen höchstrektifizirten Weingeistes vorschriftsmäßig bereiteten, konzentrirten Tinktur zur Arzneigabe auf Zucker. Was er sonst noch — zur Beschäftigung seiner Einbildungskraft — erhielt, bestand aus rein indiffe-

---

*) Vergl. R. AMLehre v. S. Hahnemann, 6. Bd.

**) Für diese Quantität der Arzneigabe kann ich keine Autorität anführen, da im Vorberichte zu Wütherich in dieser Hinsicht kein Fingerzeig gegeben und nur aus einer Note (a. a. O. S. 186.) die Meinung des Begründers der Homöopathie über die Kräftigkeit dieses Arzneistoffes ungefähr zu ersehen ist. Doch berechtigten mich eigene Erfahrungen, die ich in meiner Praxis über den Grad der Wirksamkeit einer trillionfachen Verdünnung der Wütherichstinktur in akuten Krankheiten und bei Kindern zu machen Gelegenheit hatte — auch hier, bei diesen schwachen Aeußerungen einer fast erloschenen Lebenskraft, dieselbe Gabenkleinheit in Anwendung zu bringen.

renten, in eine der üblichen Arzneiformen gebrachten Dingen. An der Diät, deren Einfachheit und Unschädlichkeit unstreitig zu der glücklichen Erreichung eines so hohen Alters nicht wenig beigetragen hatte, fand ich nichts zu ändern; nur den Caffee, welchen er täglich einmal in schwachem Aufgusse zu genießen pflegte, ließ ich ihn gänzlich bei Seite setzen und mit einer Tasse abgekochter Kuhmilch vertauschen.

Resultat.

Die ersten Tage nach dem Einnehmen dieser Arzneidosis bis zum 21sten zeigten wenig Veränderung in dem Befinden des Kranken, so, daß er fast in Versuchung gerieth, alle Hoffnung zu seiner Wiedergenesung aufzugeben; wenigstens betraf die beginnende Besserung mehr die vorhandenen Verdauungsbeschwerden und den abnormen Schlaf, keinesweges den pathologischen Zustand der Harnblase, über welchen er sein Allgemeinleiden ganz zu vergessen schien. Von dieser Zeit an aber entstand eine merkliche Erleichterung der gesammten pathologischen Beschwerden. Die Schwindelanfälle begannen sich zu verlieren, der unregelmäßige, veränderte Stuhlgang ward in eine regelmäßige, gesunde Ausleerung umgewandelt, die Frostigkeit machte einem natürlichen Wärmegefühle Platz, die Kraftlosigkeit verschwand soweit, daß der Kranke fast munter und leicht, wie sonst, im Zimmer auf- und abgehen konnte, das Ansehen des Gesichts veränderte sich vortheilhaft und selbst der Urin floß jetzt wieder willkührlich ab, nur mußte er, um die Blase ganz auszuleeren, immer noch etwas pressen und der abgehende Strahl war noch etwas dünn und langsam. Die angefangene Besserung schritt nun unauf-

haltsam fort und am 29sten d. M. konnte der muntere Greis, als vollkommen genesen, der ärztlichen Behandlung entlassen werden.

Diese Heilungsgeschichte, so unbedeutend sie an sich erscheinen mag, ist dennoch nicht ohne Werth, wenn man den Umstand erwägt, daß es ein fast neunzigjähriger Greis war, an welchem sie beobachtet wurde. Mit hoher Wahrscheinlichkeit kann man annehmen, daß sowohl die Enantiopathie, wie die Allopathie, durch ihr schulgerechtes Verfahren die schwache Lebenskraft überreizt und vollends erschöpft haben würde, während die homöopathische Heilkunst durch eine einzige, sehr kleine Gabe eines einfachen, bisher kaum gekannten (höchstens als giftig verschrieenen) Arzneistoffes schnell, leicht und dauerhaft das Gesammtleiden in vollkommne Gesundheit umwandelte. Wird man noch ferner hartnäckig dabei beharren, daß die homöopathische Heillehre auf Absurditäten beruhe und in der Erfahrung keinen Grund habe? Wird man noch nicht einsehen lernen, daß das von ihr empfohlene Heilverfahren unendliche Vorzüge besitze vor jeder denkbaren andern Kurmethode? —

Aus Mangel an Raum sind die übrigen, im vorigen Hefte versprochenen Fortsetzungen der Heilungsgeschichten für den dritten Band zurückgelegt worden.

Der Redakteur.

Caffee (Coffea arabica, L.)

von

Dr. Ernst Stapf.

Vom diätetischen Gebrauche des Caffees, der Zweckwidrigkeit und Schädlichkeit desselben, kann hier um so weniger die Rede seyn, da dieser wichtige Gegenstand bereits in mehreren Schriften, am ausführlichsten und gründlichsten von S. Hahnemann*) erörtert worden ist; hier handelt es sich ausschließlich von seiner rein therapeutischen Anwendung.

Erst in neuern Zeiten hat man angefangen, den Caffee als Heilmittel zu würdigen und gegen mehrere Krankheitsformen, namentlich gegen Wechselfieber **) zu brauchen, und wenn seine Anwendung, trotz der mehrfachen

---

*) S. dessen Abhandlung: Der Caffee in seinen Wirkungen. Nach eigenen Beobachtungen von Sam. Hahnemann. Leipz. 1803. bei Steinacker.

**) S. Paldamus, in Horns Archiv, Bd. VIII. St. II. S. 319 fg.

günstigen Erfahrungen über seine Heilkraft, bisher nicht allgemeiner wurde, so lag es offenbar an dem Mangel der so nothwendigen richtigen und vollständigeren Kenntniß seiner eigenthümlichen Wirkungen auf den menschlichen Organismus, welche allein, unter Anleitung des obersten naturgesetzlichen Heilprinzips, die wahren Grenzen seines zweckmäßigen Gebrauchs bestimmen und die individuellen Krankheitsfälle bezeichnen kann, in welchen er, seiner und ihrer Natur zu Folge, spezifisch heilsam seyn kann und muß.

Der homöopathischen Heilkunst gebührt das Verdienst, durch vielfache sorgfältige Versuche die wahren, eigenthümlichen Wirkungen des Caffees auf den gesunden menschlichen Körper zu Tage gefördert und so die Kunst in den Stand gesetzt zu haben, diesen wichtigen unersetzlichen Arzneistoff nicht mehr, wie früher, parempirisch, sondern ächt razionell zu Heilzwecken zu benutzen. Man bediente sich zu diesen Versuchen des roben, ungebrannten Caffees, in so fern in diesem die volle eigenthümliche Kraft der Bohnen unverändert enthalten ist, durch das Brennen hingegen das wirksame Prinzip mehr oder weniger verflüchtiget oder modifizirt wird.

Nachstehend verzeichnete Symptome wurden bei der Einwirkung des rohen, ungebrannten Caffees, von welchem hier vorzugsweise die Rede ist, auf gesunde menschliche Körper beobachtet.

Diesen Erfahrungen zu Folge, ist pathologische Erhöhung der organischen Thätigkeiten in ihren verschiedenen Richtungen die hauptsächlichste Erstwirkung des Caffees *).

*) Das Gegentheil davon, Abspannung, ist Nachwirkung.

Bei seiner mäßigen Einwirkung auf den gesunden Organismus wird die Reizbarkeit der Sinnesorgane krankhaft gesteigert; die Sehkraft wird schärfer (s. Sympt. 19.), das Gehör leiser, empfindlicher (Sympt. 21.), der Geschmacksinn feiner (Sympt. 40. 44.), das Allgemeingefühl lebendiger (daher erhöhetes Schmerzgefühl) (Sympt. 110. 123.), der Geschlechtstrieb aufgeregter (Sympt. 84.); selbst die Thätigkeit der Verdauungs- und Absonderungsorgane wird größer, daher krankhaftes Gefühl von Hunger (Sympt. 51 — 54.), vermehrte Schnelligkeit und Leichtigkeit des Stuhls (Sympt. 73. 74.) und des Harns (Sympt. 81.). Wie sehr auch die nervöse und arterielle Thätigkeit dadurch vermehrt werde, zeigt sich unverkennbar in der Schlaflosigkeit (Sympt. 127 — 130.), der eigenthümlichen, pathologischen Aufregung des Geistes (Sympt. 185. 186. 188. 189. 190.), so wie in der bedeutenden fieberhaften Wärmeentwickelung, welche wir nach seinem Gebrauche beobachten. (Sympt. 172 — 176. 178 — 182.)

Schließen wir nun, wie wir es naturgesetzlich müssen, aus diesen seinen eigenthümlichen pathogenetischen Wirkungen auf seine therapeutischen Eigenschaften, so finden wir uns berechtigt, anzunehmen, daß überall, wo die Lebenskraft sich hie und da im Organism krankhaft übermäßig hervorthut, sey es in übertriebenen Schmerzen, in Konvulsionen oder übermäßiger Gemüthserregung und wo die Kranken mit Heulen und Schreyen über irgend eine Geistes- oder Körperaffekzion fast außer sich sind, der zweckmäßige Gebrauch des Rohkaffees angemessen und heilsam seyn werde. Die ausgezeichnete Heilsam-

keit des Caffees in einer gewissen, ihm genau entsprechenden Art von Schlaflosigkeit, wogegen er schon von Thr[illegible]*) und von Zimmermann**) mit großem Erfolge (gegen ihr Wissen ächt homöopathisch,) angewendet worden ist, so wie in einigen Arten Unterleibsbeschwerden, in gewissen Kopfschmerzen, selbst in einigen eigengearteten (ihm homöopathischen) Fieberzuständen, wird durch nachstehende Symptome eben so erklärbar, als sie durch die sorgfältigste Erfahrung bestätigt wird.

Bei gewissen übermäßig heftigen Geburts- und Nachwehen leistet er die erwünschtesten Dienste, wenn, wie sich von selbst versteht, alle jene ächt quacksalberischen Theegemische und andere Arzneien streng von den Kranken entfernt werden.

Die zweckmäßigste Form, den Rohkaffee zu therapeutischen Zwecken anzuwenden, ist die Tinktur, welche folgendermaßen bereitet wird. Zwei Drachmen der besten levantischen ungebrannten Caffeebohnen werden in einem großen eisernen Mörser, (der vorher auf einem Dreifuße etwas über dem Feuer gestanden hat und so ziemlich heiß geworden ist, daß man jedoch die Hand noch darinn leiden kann,) zu feinem Pulver gestoßen, wobei die Masse, damit sie nicht an den Mörser anhänge, mit einem hörnernen Spatel öfters aufgekrazt werden muß. Wenn das Pulver recht fein und recht trocken ist, wird es in einem Glase mit zwölf Drachmen Alkohol übergossen und damit einige Tage in Berührung erhalten. Hierauf wird die

*) S. Erfahrungen und Bemerkungen. Frankfurth, 1799.

**) S. Erfahrungen rc. 2ter Theil, S. 348.

erhaltene Tinktur vom Bodensatz abgegossen und letzterer, durch Drücken durch Leinwand, von aller ihm anhängenden Flüssigkeit befreiet. Das ausgedrückte Pulver wird sodann mit zehn bis zwölf Unzen destillirten Wassers in einem gläsernen Kolben so lange gekocht, bis die rückständige Flüssigkeit dem Raume nach so viel beträgt, wie die obige weingeistige Tinktur. Nachdem die wäßrige Abkochung von dem Satze rein abgegossen worden ist, werden beide Auszüge, der geistige und der wäßrige, mit einander gemischt und in einem wohlverstopften Glase aufbewahrt.

In dieser Tinktur finden sich sämmtliche auflösbare und wirksame Bestandtheile des Rohcaffees vereiniget.

Vielfachen Erfahrungen zu Folge, ist bei hoher Erregbarkeit des Kranken ein Milliontel eines Grans Caffeekraft zu homöopathischen Heilzwecken vollkommen hinreichend; niedre Grade der Reizbarkeit dürften vielleicht stärkere Gaben ($\frac{1}{100}$, $\frac{1}{1000}$, $\frac{1}{10000}$.) erfordern.

Wo Rohcaffee (und wohl auch gebrannter) in zu großer Menge am unrechten Orte gegeben, bei sehr reizbaren Personen, wie oft geschieht, Ueberempfindlichkeit, Aengstlichkeit, Wallung, erregt, da ist Napellsturmhut das Gegenmittel. Bei chronischen Caffeewirkungen leisten, nach Beschaffenheit der eben besonders hervortretenden Symptome, bald und vorzüglich Krähenaugsaamen, bald Chamille, bald Ignazbohne treffliche Dienste, so wie wir wiederum im Caffee ein sehr schätzbares Antidot gegen übermäßige pathogenetische Wirkung mehrerer Gewächssubstanzen, z. B. der Krähenaugsaamen, der Ignazbohne, der Chamille u. a. m., besitzen. Daß bei seinem, wie

jedes andern Heilmittels therapeutischem Gebrauche, der diätetische Genuß des Caffees gänzlich wegfallen muß, versteht sich von selbst, wie dieß auch schon in den Grundlinien der homöopathischen Diätetik sattsam angedeutet worden ist.

Nachstehende Caffeesymptome verdankt das Archiv größtentheils der Güte des Herrn Hofrath Dr. Hahnemann, welcher die meisten derselben selbst beobachtet hat. Mehrere andre sind von Franz [Fz.], von Dr. Langhammer [Lgh.], von Stapf [St.] u. e. a. beobachtet und mitgetheilt worden.

Eingenommenheit im vordern Theile des Kopfs, welche einigemale in einen stechend = ziehenden Schmerz in der rechten Schläfe ausartete, stärker beim Gehen in der freien Luft. [S. Hahnemann.]

Düsterheit im Kopfe. (n. 3 St.) [S. Hahnemann.]

Halbseitiger Kopfschmerz, als wenn ein Nagel in das Seitenbein eingeschlagen wäre. [S. Hahnemann.]

Nachdenken verursacht ihm einen ziehenden, mit Drücken begleiteten Kopfschmerz, in der Stirne. [Fz.]

5. *) Die Kopfschmerzen erneuern oder verschlimmern sich nach dem Essen; in freier Luft verschwinden sie und erneuern sich auf kurze Zeit in der Stube. [S. Hahnemann.]

Drückender Kopfschmerz in den Schläfen nach dem Hinterhaupte ziehend, beim Spazieren in kalter Luft;

*) Anmerk. Das in den Symptomen 5. 6. 7. ausgedrückte Vermehrt = und Vermindertwerden der Kopfschmerzen in der freien Luft scheint primäre Wechselwirkung zu seyn.



vermindert durch Sitzen in der Stube, wiederum erst heftig erneuert in der freien Luft, nachgehends fast ganz darinn vergehend. (n. ¼ St.) [St.]

Kopfweh, wie wenn das Gehirn zerrissen oder zertrümmert wäre, welches beim Gehen in freier Luft entsteht und sich in der Stube bald wieder legt. [S. Hahnemann.]

Kopfweh (bei einigem Lesen), als wenn das Gehirn am Tuber der Stirn, dann hinter dem Stirnbeine zerschlagen, zerrissen, zerschmettert wäre. (n. 2 St.) [S. Hahnemann.]

Knistern im Gehirne, in der Gegend des Ohres, nach dem Takte des Pulses. [S. Hahnemann.]

10. Im Scheitel fühlt und hört er bisweilen ein Knacken, bei ruhigem Stillsitzen. [Fz.]

Schwere im Kopfe und Hitze im Gesichte. [S. Hahnemann.]

Andrang des Blutes nach dem Kopfe, vorzüglich beim Reden. [S. Hahnemann.]

Früh beim Erwachen Kopfweh, wie allgemeine Spannung des Gehirns, er vermeidet die Augen zu öffnen; beim Vorbücken ist's, als wenn das Gehirn vorfiele, so drückts und preßts in den Schläfen und der Stirne. [S. Hahnemann.]

Kopfweh, als wenn das Gehirn zu voll und zertrümmert wäre, vorzüglich im Hinterhaupte, nach dem Erwachen aus dem Mittagsschlafe, welches nicht durch Bewegung, nicht durch Geistesarbeiten, auch nicht in der freien Luft zunimmt, aber auch nicht merklich abnimmt. (n. 4 St.) [S. Hahnemann.]

15. (Summsen, Hämmern und Schwere im Kopfe erhöhet sich zum Reißen und als ob der Kopf zerspringen sollte, mit einer Vollheit darinn, als habe er kein Gefühl darinn, und auch kein Gehör, ob er gleichwohl alles Reden versteht.)

Hitze im Gesicht und Röthe der Wangen. (n. ½ St.) [St.]

Trockne Wärme im Gesichte. [St.]

Sie konnte kleine Schrift deutlich lesen, ohne vorher empfundenes Drücken in den Augen *). [St.]

Er sieht im Freien viel schärfer als ehedem. [Fz.]

20. In den Winkeln beider Augen den ganzen Vormittag hindurch Augenbutter. (n. 2½ St.) [Lgh.]

Die Musik klingt ihm allzustark, wie gellend; er darf nur die leisesten Töne auf dem Instrumente anschlagen. [Fz.]

Schmerzhaftigkeit des linken vordern Nasenlochwinkels. (n. 1 St.) [S. Hahnemann.]

Nasenbluten. [S. Hahnemann.]

Im linken Nasenloche eine schnupfige Wärmeempfindung, durch Räuspern vermehrt. [St.]

25. Ein jählinger häufiger, wäßriger Ausfluß aus der Nase. (n. ½ St.) [S. Hahnemann.]

Fast brennender Wundheitsschmerz des linken Nasenlochs. [S. Hahnemann.]

Früh beim Aufstehen und abends (6 Uhr) bei Schwere des Kopfs Nasenbluten, mehrere Tage um dieselbe Zeit, unter mürrischer Verdrossenheit. [S. Hahnemann.]

*) Zum Theil Heilwirkung.

Zahnweh, stechendes Zucken von oben herein in den Nerven der Zahnwurzel. [S. Hahnemann.]

30. (Ziehender Schmerz, quer durch die linken obern Backzähne, welcher durch Zusammenbeißen der Kinnladen verging.) [Fz.]

Einfacher Schmerz des einen Backzahns, bloß beim Daraufbeißen. [S. Hahnemann.]

Am rechten Winkel des Unterkiefers ein absetzender Druck, der einem Reißen nahe kömmt; durch Anfühlen unverändert. [S. Hahnemann.]

Am Saume des Gaumenvorhanges ein einfacher Schmerz außer dem Schlingen, der sich jedoch während des Schlingens vermehrt. (n. 4 St.) [S. Hahnemann.]

Schweiß am Halse (sogleich). [S. Hahnemann.]

35. Eine Art böser Hals: Geschwulst des Gaumenvorhanges, welche wie eine Anhäufung zähen Schleims an diesem Orte deuchtet. [S. Hahnemann.]

Es stieg im Halse eine Hitze heran (sogleich). [S. Hahnemann.]

Trockenheitsgefühl und wie ein leises Brennen vorn auf der Zunge, ohne Durst. (n. 1 St.) [St.]

Geschmack im Munde, wie nach Haselnüssen. [S. Hahnemann.]

Geschmack im Munde, wie nach süßen Mandeln. [Fz.]

40. Das Essen hat ihm einen guten, aber allzustarken Geschmack und er kann deshalb nicht viel essen; der Tabak schmeckte ihm gehörig, aber allzustark, und er kann nicht viel rauchen. (n. 3 St.) [S. Hahnemann.]

Der Tabak hat ihm einen vorzüglichen Wohlgeschmack. [St.]

Appetitverminderung; des Abends schmecken die Speisen gut, doch ist kein Appetit und kein Hunger da. (n. 8 St.) [S. Hahnemann.]

Bitterkeit im Munde den ganzen Tag; doch schmeckten die Speisen nicht bitter. [S. Hahnemann.]

Bittre Dinge schmeckten ungewöhnlich stark bitter. [S. Hahnemann.]

45. Abneigung gegen Caffeetrank. [S. Hahnemann.]

Sehr große anhaltende Appetitlosigkeit und Abneigung vor Speise, Getränken, Tabak, mit brecherlicher Uebligkeit und salzigem Geschmack im Munde, doch so, daß die Speisen keinen üblen, fremdartigen Geschmack haben. (n. 2 St.) [S. Hahnemann.]

(Früh beim Aufstehen aus dem Bette Aufstoßen wie nach faulen Eiern.) [S. Hahnemann.]

Aufstoßen nach dem Geschmacke der Speisen von Mittag bis Abends. [S. Hahnemann.]

Kurzes Aufstoßen nach bloßer Luft. [St.]

50. Schlucksen, abends. [S. Hahnemann.]

Starker Hunger vor Tische. [S. Hahnemann.]

Begieriges, hastiges Essen. [S. Hahnemann.]

Hunger ist ihm weit empfindlicher, als je sonst. [Fz.]

Nachmittags ganz ungewöhnlich starker Appetit. [Fz.]

55. Stete Neigung zum Erbrechen, welche oben im Halse ihren Sitz hatte. [S. Hahnemann.]

Nachmittags (gegen 5 Uhr) Uebligkeit, er war matt, mußte sich setzen, dann Brecherlichkeit. [S. Hahnemann.]

Auf eine angenehme Speise ward es ihm weichlich und brecherlich. [S. Hahnemann.]

Mit Drücken verbundene Stiche in der Herzgrube; nach einigen Stunden unschmerzhafte Auftreibung und Geschwulst der Herzgrube. [S. Hahnemann.]

Früh im Bett ein fortwährendes kneipendes Drücken in beiden Seiten des Unterleibes, auch nach dem Bauchringe zu, als wenn ein Bruch hervortreten wollte, ohne Anspannung des Unterleibes; einzelne abgehende Blähungen erleichterten nur auf Augenblicke. [S. Hahnemann.]

60. (Nach dem Abendessen eine Vollheit im Unterleibe und unabgesetzt kneipende Kolikschmerzen mit großer Ernsthaftigkeit und Freudlosigkeit.) [S. Hahnemann.]

Drücken im Unterleibe, wie bei versetzten Blähungen. [Hsch.]

Als er nach der mäßigen Mahlzeit noch etwas Brod aß, bekam er während des Essens auf der linken Seite der Magengegend ein äußerst schmerzhaftes Pressen, das auch nachher noch fortdauerte. [Fz.]

Nach dem Gehen in's Freie, Vollheit im Unterleibe. [S. Hahnemann.]

Zu verschiedenen Tageszeiten Empfindung von Pressen in der Herzgrube, alle Kleider waren ihr daselbst zu enge, sie mußte sich alles loser machen. [S. Hahnemann.]

65. Einiges Gähren im Leibe mit Fortgang vieler Blähungen den ganzen Tag. (nach 4 St.) [S. Hahnemann.]

Gährung im Bauche und dann Erbrechen; — bald darauf wieder Erbrechen — und zum dritten male (um 9 Uhr) Würmererbrechen. [S. Hahnemann.]

Stechen zum Bauchringe heraus, wie bei einem Leistenbruche. [S. Hahnemann.]

Zuckende Stiche an der Seite des Unterleibes, bei jedem Ausathmen. (nach ½ St.) [S. Hahnemann.]

Leibweh als wenn der Unterleib auseinanderspringen sollte. [S. Hahnemann.]

70. Die ersten Stunden nach dem Einnehmen des Caffees häufiger und leichter Abgang der Blähungen, aber nach 12 und mehrern Stunden schwieriger Abgang weniger kurz abgebrochener Blähungen, welche unter Beschwerden im Unterleibe immer fortzugehen streben. [S. Hahnemann.]

Abgang vieler und starker, fast geruchloser Blähungen. [S. Hahnemann.]

(Fürchterlich krampfartiger Leib- (und Brust-) schmerz, und äußeres Benehmen, wie in den stärksten Geburtswehen, unter Klagen, es wolle alle Gedärme zerschneiden, mit Konvulsionen; es krümmte ihr den Körper und zog ihr die Füße bis an den Kopf, unter schrecklichem Geschrei und Zähneknirschen; sie ward kalt und steif, gab peinliche Töne von sich, der Athem blieb weg.) [S. Hahnemann.]

Es geht ihr im Bauche herum, wie zum Stuhle nöthigend.

Den ersten Tag (gegen seine Gewohnheit) 2mal Stuhlgang, erst derb, dann flüssig. [Br.]

75. Es thut ihm noth; der Koth ist auch weich, doch kann er nicht gehörig viel los werden. [S. Hahnemann.]

Den zweiten Tag 3maliger harter Stuhlgang. [Lgh.]

Ein brennendes Reißen im vordern Theile der Harnröhre. [S. Hahnemann.]

Früh öfteres Drängen Urin zu lassen, doch nur in sehr geringer Menge und tropfenweise abgehend. (n. ¼ St.)

Häufiges Harnen. [St.]

80. Wenig Urin sondert sich und geht ab (sogleich.) [S. Hahnemann.]

Ein Drücken auf die Blase, welches ihn zum Harnen nöthigt. [S. Hahnemann.]

Die Menge des Urins vermehrt sich sehr. (n. 14 St.) [S. Hahnemann.]

Abgang vielen Harns um Mitternacht, bei schlaffen Zeugungstheilen (n. 5 St.) [S. Hahnemann.]

Große Aufgelegtheit zum Beischlafe, die Geschlechtstheile sind sehr erregt, aber es erfolgt nur große trockne Hitze des Körpers, ohne Samenerguß. [S. Hahnemann.]

85. Unaufgelegtheit zum Beischlafe und Impotenz; die Geschlechtstheile sind nicht zu erregen und die Phantasie ist träge (n. 2. St.) [S. Hahnemann.] *)

Nächtliche Polluzion. [S. Hahnemann.]

Wundheitsschmerz am Hodensack bei'm geringsten Reiben der Beinkleider. [Fz.]

Früh ein wollüstiges Jucken an der Spitze der Eichel, welches zum Kratzen nöthigt, einige Stunden lang (n. 47 St.) [Lgh.]

---

*) Anmerk. Sympt. 84. 85. Die Erregung des Geschlechtstriebes ist Primärwirkung, die Erschlaffung desselben Nachwirkung des Caffees.

Früh beim Erwachen ganz rauh und heiser im Luftröhrkopfe. [S. Hahnemann.]

90. Verstopfte Nase, wie Stockschnupfen. [Fz.]

Stockschnupfen mit wenig Ausfluß. [Fz.]

Beklemmung auf der Brust (sogleich). [S. Hahnemann.]

Beklemmung der Brust, sie muß kurz athmen, das Athmen hebt die Brust sichtbar (nach dem Verschwinden der Gesichtshitze). [St.]

Kurzer, schnell auf einander folgender Husten; einzelnes, kurzes, abgebrochenes, obwohl häufiges Kotzen (n. 1 St.) [S. Hahnemann.]

95. Er mußte innehalten mit Husten; es zog sich vor die Augen, es ward ihm bleich davor und er wurde wie drehend. [S. Hahnemann.]

Kurzes, schnell vorübergehendes Hüsteln, wie von einem Reize im Halse, öfters wiederkehrend (n. 1 St.) [St.]

Um Mitternacht ein starker Reizhusten, eine Stunde lang. [S. Hahnemann.]

Schnell überfallendes trocknes Hüsteln, wie von krampfhafter Zusammenschnürung des Kehlkopfs, welcher mit trocknem Schleime überzogen zu seyn scheint. [S. Hahnemann.]

Es thut bei'm Husten an der Seite der Brust weh, fast wie Stechen. [S. Hahnemann.]

100. Früh nach dem Aufstehen ist's wie Katarrh hinten im Halse, ein Schnupfenschleim läuft aus der Nase, ohne Empfindung von Schnupfen in der Nasen- und Stirnhöhle. [S. Hahnemann.]

Kreuzschmerz bei'm Gehen. [S. Hahnemann.]

Lähmiger Schmerz im Kreuze, im Sitzen und Stehen. [S. Hahnemann.]

Große Schwäche in den Armen und Müdigkeit im ganzen Körper. [S. Hahnemann.]

Reißen im linken Arme, daß sie ihn nicht gut bewegen konnte. [S. Hahnemann.]

105. In den Armen, wenn er sie gebeugt hält, eine Art krampfhaften Heranziehens, beinahe Zucken. [Fz.]

Rheumatischer Zerschlagenheitsschmerz am linken Oberarm. [Fz.]

Zuweilen zieht sich der eine oder der andere Finger klammartig zusammen; er konnte früh den kleinen Finger nicht ganz gerade machen. [S. Hahnemann.]

Ein empfindliches Ziehen oder Reißen abwärts in den weichen Theilen der Finger. (n. 2 St.) [S. Hahnemann.]

Die Hände zittern, wenn er etwas still halten will. [Fz.]

Gefühl von Taubheit in den Fingern. (n. ¼ St.) [Fz.]

110. Der vor dem Einnehmen ganz leicht verbrannte und ganz schmerzlose Finger fängt an heftig zu schmerzen. (n. 3 St.) [Fz.]

Unter dem Hüftgelenke an dem Hinterbacken nach dem Sitzbeine zu, im Oberschenkelbeine, Schmerz wie zerschlagen, beim Sitzen und Gehen; er mußte im Gehen hinken. [S. Hahnemann.]

Das geringste Reiben eines wollenen Zeuges macht die innere Seite der Oberschenkel wund, oder bringt wenigstens eine sehr schmerzhafte Empfindung von Wundseyn daselbst hervor. [S. Hahnemann.]

Am rechten Schienbeine ein zuckendes Fressen und Schrin-

[illegible]ung, in der Ruhe und bei Bewegung, und Empfindung, wie wenn die Röhre zerschlagen wäre, zugleich mit Hitzgefühl daran. [S. Hahnemann.]

Zittern der Füße. (n. 1½ St.) [Stf.]

115. Eine zitternde Bewegung im Knie beim Herabsteigen der Treppe. (Nachwirkung?) [S. Hahnemann.]

Beim Aufziehen des Kniees, Klamm in der Wade. [S. Hahnemann.]

Beim Vorbiegen des Unterfußes, Klamm in der Fußsohle. [S. Hahnemann.]

Unter dem innern Knöchel des rechten Fußes ein zuckendes Stechen, beim Auftreten auf die Ferse, oder beim Rückwärtsbiegen des Fußes, auch bei der Berührung der Stelle. [S. Hahnemann.]

Zerschlagenheitsschmerz aller Gelenke, vorzüglich der gebogenen, früh im Bette, welcher beim Aufstehen vergeht. [S. Hahnemann.]

120. Stechendes Zucken durch das eine oder das andere Glied. [S. Hahnemann.]

Sie mußte sich nach dem Gehen jedesmal legen, wegen Schmerz in den Beinen. [S. Hahnemann.]

Beim Treppensteigen große Mattigkeit, die schnell vorüberging. [S. Hahnemann.]

Schmerz im ganzen Leibe, so daß er wenig Ruhe hat. [S. Hahnemann.]

Ausschlag und Jücken am ganzen Körper. (Nachwirkung?) [S. Hahnemann.]

125. Der Caffee verwandelt das Jücken eines Ausschlags in Brennen. [S. Hahnemann.]

Große Beweglichkeit des Muskelsystems; jede Bewe-

gung geht leicht und schnell und mit einer gewissen Kraft von Statten. [A.]

Leichtigkeit des Kopfs und aller körperlichen Verrichtungen; überhaupt ungewöhnlich erhöhetes Gefühl des Wohlseyns und Lebens. [A.]

Wenig Schlaf. [S. Hahnemann.]

Ungemeine Munterkeit des Geistes und Körpers, bis Mitternacht (n. 6 St.) wo sie dann einschlief. (St.)

130. Schlaflosigkeit wegen einer übermäßigen Aufregung des Geistes und Körpers. (St.)

Schlaftrunkenheit; er befürchtet einen Schlagfluß. [S. Hahnemann.]

Die Nacht im Schlafe bewußtloses Herumwerfen; früh fand er sich verkehrt im Bette liegen. [S. Hahnemann.]

Schlaflosigkeit nach Mitternacht (v. 3 — 7 Uhr) mit kolikartiger Stauchung der Blähungen unter den Ribben, wovon Aengstlichkeit entsteht, und Hitzempfindung am ganzen Körper, ohne Schweiß (außer unter der Nase), ohne Durst, und doch mit Verlangen, sich zu entblößen. [S. Hahnemann.]

Hang sich zu legen, die Augen zu schließen, doch ohne schlafen zu können oder zu wollen. [Br.]

135. Er schläft unruhig die Nacht und muß sich bald auf diese, bald auf jene Seite wenden. [Fz.]

Anfangs Munterkeit, bald darauf Schläfrigkeit. [Hsch.]

Nach 12 Stunden große Schlafmüdigkeit. [A.] *)

---

*) Anmerk. Sympt. 136. 137. Die Munterkeit ist Primär-, die Schläfrigkeit Sekundärwirkung des Caffees.

Er schlief die Nacht bis 3 Uhr; von da an war es bloßer Schlummer; er wachte auf, kam aber nicht zur Besinnung. [Br.]

Nachts öfteres Erwachen aus dem Schlafe, wie ein Schreck. [Lgh.]

140. Oefteres Erwachen gegen Morgen. [Lgh.]

Schlaf durch schreckhafte Träume beunruhiget. [Lgh.]

Die Nacht sehr lebhafte, lange Träume. [S. Hahnemann.]

Die Nacht leichte Träume. [S. Hahnemann.]

Mittags ungewöhnlich starker Appetit, nach dessen mäßiger Befriedigung Neigung zum Sitzen eintrat und im Sitzen Schläfrigkeit. [S. Hahnemann.]

145. Gähnen. [S. Hahnemann.]

Oefteres tiefes Gähnen. [Fz.]

Alle Beschwerden erhöhen sich bei'm Gehen in freier Luft. [S. Hahnemann.]

Abneigung vor freier Luft. [S. Hahnemann.]

Nach dem Spazierengehen in freier Luft eine beständige Müdigkeit der Füße, bis in die halben Dickbeine. [S. Hahnemann.]

150. Beim Gehen in freier Luft wird die Laune traurig, weinerlich und unaufgelegt zu allen Geschäften. [S. Hahnemann.]

Die ihm sonst angenehme und gewohnte Luft kam ihm sehr schneidend vor. [Fz.]

Das Gehen in freier Luft greift ihn außerordentlich an, es drängt ihm das Wasser aus den Augen, er wird bald ganz müde. (n. 6½ St.) [Fz.]

Heftiger Durst ohne Hitze des Körpers und ohne Trockenheit der Zunge. [S. Hahnemann.]

Nachtdurst; er erwacht oft, um zu trinken. [S. Hahnemann.]

155. Früh im Bette Trockenheit im innern Munde, ohne Durst. [S. Hahnemann.]

Wärmegefühl mit etwas rothem Gesicht, ebenfalls ohne Durst. [S. Hahnemann.]

Frostanfälle, durch Bewegung vermehrt. [St.]

Frösteln durch den ganzen Körper (bei warmer Haut), merkbarer und stärker bei Bewegung des Körpers. Wenn sie vom Stuhle aufsteht, überläuft sie es kalt, bei blassem Gesichte; 10 Minut. lang. (n. 24 St.) [St.]

Früh (um 5 Uhr) und Nachmittags (1 Uhr) heftiger Frost im Bette ohne Durst. [S. Hahnemann.]

160. Nachmittags (n. 4 Uhr) abgespannt, schwer und kraftlos in den Gliedern, die Knie knickten zusammen, äußerliche und innerliche Fieberwärme und Frost dabei. [S. Hahnemann.]

Nachmittags, kalte Füße (n. 4 Uhr) und zugleich Kopfweh und Drang des Bluts nach dem Kopfe. (n. 24 St.); es verging durch Spazieren in freier Luft. [S. Hahnemann.]

Kälte der Hände, dann Kälte der Füße. (n. 2 — 3 St.) [S. Hahnemann.]

Wiederholte Frostanfälle und Schauder im Rücken, bei gehörig warmem Körper. [Fz.]

Kältegefühl am ganzen Körper, es läuft ihr so kalt am Rücken herunter, wie in einer kalten Stube; dann

schnelle Röthe und Hitze des Gesichts mit kalten Händen, die dann auf der innern Fläche heiß werden, während sie äußerlich kalt bleiben. [Fz.]

165. Nach dem Frösteln geringe Hitze ohne Durst. (n. ¼ St.) [St.]

Frösteln im Rücken mit Hitzgefühl vermischt; vorzüglich in der Mitte des Rückens über den Unterbauch herüber eine Wärme, als wollte Schweiß ausbrechen. [St.]

Innerlicher Schauder und selbst in der Brust, und Frost und zugleich Hitze im Kopfe und Schweiß im Gesichte; alles ohne Durst. [S. Hahnemann.]

Gegen Morgen Schweißduftung. [S. Hahnemann.]

Abends nach dem Niederlegen Empfindung von allgemeiner Hitze; es war ihm alles zu enge; die Nacht allgemeiner Schweiß, besonders im Rücken. [S. Hahnemann.]

170. Abends (8 Uhr) äußerlich fühlbare Hitze am ganzen Körper, mit starkem Trockenheitsgefühl im Munde und zugleich Schauder im Rücken und dem hintern Theile des Körpers herab; dann wurden Hände und Füße eiskalt; darauf im Bette bald große Kälte, bald große Hitze bis nach Mitternacht, früh Zerschlagenheitskopfweh, wobei er beim Spazieren jeden Tritt schmerzhaft fühlte. (n. 30 St.) [S. Hahnemann.]

Etwas Frost und zugleich etwas Hitze in beiden Backen. [S. Hahnemann.]

Im Rücken zwischen den Schultern eine zitternde Bewegung mit Wärme verbunden. [Hsch.]

Hitze im Gesicht und Röthe der Wangen. (n. ½ St.) [St.]

Trockne Wärme im Gesichte. [Hsch].

175. Wärme in der Brust und dem Unterleibe. [Hsch.]

Ungewöhnlich warme Füße. [Hsch.]

Abends (8, 9 Uhr) Uebelkeit, wie im Magen, wie eine Ohnmacht und Schwindel, er mußte sich setzen und legen, und dabei lag es ihm in allen Gliedern, mit etwas Frost. (n. 24 St.) [S. Hahnemann.]

Nachmittags 3 Uhr, ohne vorgängigen Frost, allgemeine Hitze, und Röthe im Gesichte, mit vielem Durste; nach der Hitze Schweiß über und über, welcher in den ersten Stunden noch mit Durst begleitet war. [S. Hahnemann.]

Sie wacht die Nacht bisweilen auf, fühlt sich in großer trockner Hitze über und über und mußte sich umwenden, 2 Nächte nach einander; der Athem kam heiß zum Munde heraus, doch ohne Durst und ohne Mundtrockenheit. [S. Hahnemann.]

180. In der einen Wange Hitze und Röthe unter fast immerwährendem Schauder. [S. Hahnemann.]

In der Fieberhitze redet sie bei offenen Augen irre, es solle doch dies und jenes herbeigeschafft werden. [S. Hahnemann.]

Früh im Bette Hitzgefühl und vermeidet doch die Entblösung. [S. Hahnemann.]

Aengstlichkeit und Unstätigkeit. [Hsch.]

Sehr mißvergnügt; nicht aufgelegt zum Sprechen, antwortete er nur kurz. (sogleich) [Br.]

185. Lebhafte Phantasie, voll Pläne für die Zukunft, gegen seine Gewohnheit beständig entzückt und empfindelnd

über Naturschönheiten, von welchen er Beschreibungen liest (n. 3 St.) [Fz.]

Auf die abends genommene Gabe Caffee äusserst aufgereizt und schnell; alle Bewegungen verrichtete er mit ungemeiner Leichtigkeit (n. 12 St.) [Fz.]

Die größte Abspannung des Geistes und Körpers (n. 45 St.) [Fz.]

Größte Heiterkeit der Seele. [A.]

Scharfes Denken. [A.]

190. Lebhafter Ideenwechsel. [A.]

Bei'm Lesen verliehrt er ganz seinen Gegenstand, weiß nicht was er las oder gelesen hat; ohne sich jedoch andrer andrängender Ideen bewußt zu werden (Gedankenlosigkeit); liest er nicht, so kommen ihm tausenderlei Gedanken in den Kopf und er erinnert sich längst vergangener Dinge. [Fz.]

Mangel an Gedächtniß und Aufmerksamkeit (n. 48 St.) [Fz.]

Etwas verdrießlich. [S. Hahnemann.]

Zu Geschäften unaufgelegt; er verliert gleich die Lust dazu mitten im Geschäft. [S. Hahnemann.]

195. Sehr ärgerlich. [S. Hahnemann.]

Aergerlich, er hätte gleich alles hinwerfen mögen. [S. Hahnemann.]

Es fallen ihr nichts als ärgerliche, traurige Gedanken ein; sie heult laut und läßt sich durch nichts besänfti-

---

*) Anmerk. Die Symptome 185, 186, 188, 189, 190, zum Theil auch 191, sind Primär-, die Symptome 187, 192 Sekundärwirkungen des Caffees.

gen; in der freien Luft scheint sich die üble Laune zu bessern. [S. Hahnemann.]

Große Angst, daß sie sich nicht zu lassen weiß; sie zittert und kann die Schreibfeder nicht still halten. (n. 3 St.) [S. Hahnemann.]

Ruhiges, gelassenes, von Leidenschaft freies Gemüth. (Nach- oder Heilwirkung.) [S. Hahnemann.]

Druckfehler.

S. 8 Z. 19 st. Theorme l. Theoreme
— 13 — 4 — Vorreiben l. Verreiben
— 16 — 27 — großem l. großen
— 26 — 10 — bleiben l. blicken
— 30 — 26 — so wie l. so wie die
— 49 — 5 — ihn l. ihm
— 68 — 27 — widerholten l. wiederholten
— 79 — 9 ist nach dem Worte: Arzneimittel, das Einschließungszeichen (ausgelassen worden.
— 93 — 8 st. einleichten l. einleuchten.

Eine, im vorigen Hefte, S. 148 Z. 4 und folg. durch Druckfehler unverständlich gewordene Stelle des Celsus muß so gelesen werden: Non enim quidlibet antiquiores viros aegris inculcasse; sed cogitasse, quid maxime conveniret; et id usu explorasse, ad quod ante conjectura aliqua ducti essent.
